L. O. Germ.
960 m.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

<36629921250019

<36629921250019

Bayer. Staatsbibliothek

Erzählungen

für

Herz und Geist.

Von

Dr. und Prof. J. A. Müller,
öffentlichen Lehrer der neuern Sprachen in Landshut.

Passau,
in der Pustet'schen Buchhandlung.
1822.

314

Inhalt.

Erbschafts-, Reise- und Heirathsgeschichte eines Bücherschreibers.

Karl Helmreich, ein Muster der Dankbarkeit.

Der Präsident Sturm und seine Gattinn, eine Geschichte aus der großen Welt.

Der gegen seinen Willen von der Leidenschaft geheilte Geizige.

Die Handschuhe.

Das Testament.

Folgen des Leichtsinns und der Verführung.

Klara von Mayland, das Opfer einer unglücklichen Liebe.

Fredegunde, oder, wie viel vermögen Leidenschaften über das Herz des Menschen?

Bayerische Staatsbibliothek München

Erbschafts- Reise- und Heurathsgeschichte eines Bücherschreibers.

Eine alte Muhme von mir, — Gott habe sie selig! — war vor wenigen Wochen erst gestorben, und hatte sich im Tode mit mir ausgesöhnt. Im Leben konnte sie mich niemals recht leiden, weil sie den Bücherschreibern abhold war, und sie öfters, — der Himmel verzeih ihr die Sünde! — mit den Kindern Belial's verglich, durch welche der Saamen des Unkrauts in die Welt ausgestreut wird. Sie hatte daher auch wenige Bücher, und ihre ganze Sammlung bestand aus einer Bibel, an der die Ratten die Offenbarung Johannis ganz, und von den Büchern Mosis den größten Theil aufgezehrt hatten; aus einem mit Silber beschlagenen Gesangbuche; einem in Schweinsleder gebundenen Predigtbuche, und zwey Bänden erbaulicher Kraft- und Kernsprüche. Dazu gehörten noch einige und vierzig Kalender. So lange, war es, daß sie im Wittwenstande lebte, und jedes Jahr die Sammlung mit einem neuen Kalender vermehrte. Ich kam sehr selten zu ihr, denn sie fand keinen Geschmack an mir, weil ich von meiner Feder lebte, und jedes Meßverzeichniß mit einigen neuen Schriften vergrößern half, deren freilich viele, — hier schlage ich an mein sündiges Herz, — nicht so lange leben mochten, als meiner Muhme Kalender. Als Freund

Hain sich ihr nahte, söhnte sie sich indessen mit mir aus. Kurz vor ihrem Tode hielt sie noch eine Standrede über den Greuel der Bücherschreiberei, und verschied dann in meinen Armen, nachdem sie mich zum Erben ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens eingesetzt hatte.

Wie mir zu Muthe war, als ich mich im ruhigen Besitz eines Vermögens sah, von dem ich einzelner Mann, denn geheurathet war ich damals noch nicht, gemächlich leben konnte, wird der begreifen, welcher eine Vorstellung hat von dem Schicksal eines Bücherschreibers, dessen einziger Reichthum seine Feder ist. Bis izt durfte ich nicht nach Laune schreiben, sondern mußte mich in die Laune meiner Verleger schmiegen. Was nicht gangbare Meßwaare war, blieb liegen, und wäre die Gelehrsamkeit aller Jahrhunderte darin enthalten gewesen. Ich schrieb um Lohn, und eben deßwegen, und weil man wußte, daß ich immer im Gedränge war, und nicht warten konnte, schnitt man mir denselben so kärglich zu, daß mir kaum so viel übrig blieb, durch ärmliche Kost mein Leben zu fristen, Tinte, Feder und Papier anschaffen, und alle Jahre vom Trödelmarkt die nöthigsten Kleidungsstücke holen zu können. Daran, daß ich mir für die Tage des Alters und des Unvermögens etwas ersparen, oder durch bessere Pflege meinen Geist und Körper zuweilen erheitern konnte, war gar nicht zu gedenken.

Nun hatte sich alles geändert. Ich konnte nun Zeit auf die Ausarbeitung meiner Schriften verwenden, weil ich nicht mehr, wie bisher, aus der Hand in den Mund zu arbeiten brauchte. Ich konnte Gegenstände wählen, denen ich gewachsen war, und von denen ich

Ehre zu erwarten hatte, da ich bisher, wollte ich leben, nur das liefern durfte, was bestellt war. Ich durfte fordern, was ich verdient zu haben glaubte, und konnte meine Arbeit Jahre lang liegen lassen, bis ich einen Vortheilhaften Abnehmer fand, da ich bisher unter mancher schmerzhaften Kränkung einen Abnehmer erbetteln mußte. Dieses waren die trostvollen Aussichten, welche ich nun für die Zukunft hatte. Ich gestehe, daß mich das selige Gefühl der Unabhängigkeit mehrere Tage betäubte, dann aber machte ich meinen Plan für die Zukunft. Müssig mein Leben zu vertrauern, das war mir unmöglich. Ich wollte auch izt, da ich es nicht mehr zum Lebensunterhalt thun mußte, thätig bleiben, dabey aber des Glückes, das die Vorsehung in meine Hände warf, mich freuen. Meine Einrichtung war bald getroffen. Bis izt hatte ich im sechsten Stockwerk ein Kämmerchen bewohnt, wo ich im Winter im Bette schreiben, und die Tinte mit meinem Athem aufthauen mußte; nun bezog ich im ersten Geschosse eine bequeme und reinliche Wohnung. Bis izt hatte ich nur einen Rock, und der war zuweilen in so elendem Zustand, daß ich nur des Nachts auszugehen wagte. Die Löcher in demselben klebte ich, wenn kein Faden mehr halten wollte, mit den Fragmenten meiner Schreibereien zu, so daß zuweilen ein halber Roman über meinen Leichnam ausgebreitet lag. Nun schaffte ich mir einen bequemen Alltagsrock, und einen prächtigen Sonntagsstaat. Ja so weit gieng schon meine Weichlichkeit, daß ich mir einen Schlafrock, und gelb lederne Pantofeln anschaffte. Nur selten durfte ich bisher ein Pfeifchen rauchen, und dann geschah es allemal aus einem kleinen irdenen Pfeifchen, dessen ich mich schon sechs Jahre hindurch

bediente, und das ich, wenn es untauglich werden wollte, auf Kohlen wieder weiß brannte. Nun rauchte ich behaglich meinen Tobak aus einer Pfeife, deren schön geschnizter Kopf eine Eule, — das Bild der Weisheit, — vorstellte. Kurz — alles richtete ich nach meiner Bequemlichkeit ein, und schon hatte ich bedeutende Schritte in dem Gebiete des Luxus gethan. So leicht gewöhnt man sich an das Gute, da es doch im Gegentheil so schwer hält, an Entbehrungen sich zu gewöhnen. Der Koffee vertrat izt bey mir die Stelle der gerösteten Möhren, und ein Aufwärter tummelte sich schon umher, da ich mich doch bisher selbst bedienen mußte. Das Geld, welches meine Muhme, weil sie Niemanden traute, unbenutzt in ihrer mit Eisen stark beschlagenen Truche liegen ließ, brachte ich an einen sichern Ort unter, und konnte berechnen, daß die Zinsen hinreichend würden, mich zu ernähren.

Schon war ich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, und eingewohnt, als sich etwas zutrug, das meinen Dank für die verstorbene Muhme noch erhöhte. Ich hatte beschlossen, zum dankbaren Andenken an sie, ihre Büchersammlung beyzubehalten, und auf einem eigens dazu eingerichteten Gestelle meinem Schreibtisch gegenüber aufzustellen. Schon prangten da die Bibel, samt dem Predigtbuche und den Kernsprüchen. Eben war ich im Begriffe, auch die Kalender in ihrer chronologischen Ordnung dahin zu bringen, und war schon bis zu dem dreißigsten gekommen, als der Stuhl, auf dem ich stand, ausglitt, und ich mit dem einunddreißigsten in der Hand zu Boden fiel. Ich war auf den Deckel des Kalenders gefallen, und da er mürbe war, so gieng er in Stücken. Wer beschreibt mein Erstau-

nen, als ich aus demselben eine goldne Münze hervorrollen sah, welches ich sogleich für ein Zehenthalerstück erkannte? Vielleicht findest du noch mehr dergleichen, dachte ich, und untersuchte sorgfältig den Einband aller meiner Kalender. Siehe da, in jedem stack ein Zehenthalerstück, das in dem nämlichen Jahr, in welchem der Kalender gedruckt war, geprägt wurde. Es mußte meiner Muhme viele Mühe gekostet haben, diese Münzen zu sammeln. Vermuthlich überraschte sie der Tod, ehe sie mir das Geheimniß anvertrauen konnte. Wie leicht hätte ich diese Kalender als unnütz wegwerfen können, und die ganze beträchtliche Summe wäre verloren gewesen?

Dieses ist eine Summe, rief ich aus, nachdem ich von dem Erstaunen mich erholt hatte, auf die ich nicht rechnete. Sie soll auch ganz zu meinem Vergnügen verwendet werden. Verreisen will ich dieses Geld, und bei jedem Schritte, den ich in die weite Welt thue, mich dankbar meiner Wohlthäterin erinnern. Bis izt kannte ich die Welt nur aus Büchern, nun will ich sie auch durch Erfahrung kennen lernen.

2.

In wenig Tagen befand ich mich auf der Reise, denn ich war von jeher kein Freund von langem Zögern, wenn ich etwas fest beschlossen hatte, und meine Anstalten waren bald getroffen. Die Aufsicht über meine Wohnung und häuslichen Angelegenheiten übergab ich einem Freund. Man bemerke: nun hatte ich einen Freund, denn ich war reich. So lange ich ein armer Teufel war, und unter dem Dache wohnte, wollte mich Niemand kennen. Höchstens ein polternder Buchhändler nannte mich seinen lieben Freund, wenn er mir meinen sauren

Schweiß um ein Sündengeld abgedruckt hatte. Ich entschloß mich, zu Fuß zu reisen, denn ich fand es von jeher widersinnig, wenn nicht körperliche Schwachheit es erheischt, in einem fest verschlossenen Kasten sich durch die Welt rollen zu lassen. Man hängt dann zu sehr von den Umständen ab, und nur der Fußgänger ist ganz frey auf seiner Wanderung. Wo es ihm behagt, da bleibt er, und wo die Menschen, oder sonst etwas, ihm nicht gefallen, da schüttelt er den Staub von seinen Füssen, und trollt sich seiner Wege. Das kann der auf eine andere Weise Reisende nicht, und verliert daher, weil er seiner Bequemlichkeit einen Theil seiner Freiheit aufopfert, auch einen großen Theil seines Vergnügens.

Hierin hatte ich richtig geschlossen, obwohl ich ein Neuling in der Welt war, von einer andern Seite aber betrog ich mich sehr. Voll Selbstvertrauen und voll Zuversicht, daß mein als Schriftsteller bekannter Name mir überall Eingang verschaffen werde, hatte ich es vernachläßigt, Empfehlungsschreiben an irgend einen Ort mitzunehmen. Stolz war es nicht, der mich zu diesem Schlusse verleitete, aber doch ein Gefühl, das demselben in vielen Stücken ähnelte. Ich konnte mir das Zeugniß geben, daß ich manches geschrieben hatte, das zwar nicht unter die Meisterstücke gehörte, aber doch auch nicht schlecht war, und mit Beifall aufgenommen wurde. Der redendste Beweis hievon war, daß die Herrn Rezensenten, obwohl sie, da ich weder Geld hatte, noch ein angesehener Mann in der Welt war, keine Ursache hatten, mich zu schonen, fein säuberlich mit mir zu Werke gegangen waren. Darauf gründete sich meine Hoffnung. Ich glaubte, daß

alles mich mit offenen Armen aufnehmen werde. Ich thörichter Mensch wußte nicht, daß sogar die größten Gelehrten, daß Männer, welche die Achtung und den Dank der ganzen Welt verdienten, das nämliche Loos getroffen hatte, über das ich seufzte. Ich wußte nicht, daß der größte Theil der Menschen den Gelehrten mit Geringschätzung betrachte, bei dem Namen — Bücherschreiber, — hohnlächelnd die Nase rümpfe, und keinen Sinn dafür habe, daß er es ist, der Kenntnisse, Licht und Moralität über die Menschen verbreitet. Mir war es unbekannt, daß nur wenige Edle im Volke den wahren Gelehrten zu schätzen wissen, und es als Pflicht ansehen, ihre Achtung offen an den Tag zu legen. Ich hatte so Manches gehört, und gelesen, mit wie vieler Auszeichnung Gelehrte auf ihren Reisen seyen behandelt worden, das wußte ich aber nicht, daß dieses oft nur der Fall war, weil sie durch ihre Anhänger vorher die Trompete blasen ließen, und die übrige Welt dieses nachahmte, weil es die Mode so mit sich brachte. Davon wußte ich kein Wort, daß die mittelmässigsten Gelehrten oft den größten Lärmen machen, und die verdienstvollsten Männer ungeachtet, und unbelohnt dahin wallen, weil ihnen die Trompete fehlt, oder vielmehr, weil sie sich zu gut dünken, zu diesen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen.

Bald kam ich indessen von meiner Verirrung zurück, denn kaum hatte ich einige Städte und Städtchen durchwandert, als ich einsah, daß das Ding auf solche Weise nicht gehen konnte. Meine Absicht war, die Welt im eigentlichsten Verstande zu sehen; und bisher fand ich alle Wege hiezu verschlossen, und Niemanden, der es der Mühe werth achtete, mich dahin einzuführen. An

den Thoren mußte ich mich herum beissen, ehe man mich einließ, weil man keinen Begriff von einem zu Fuß reisenden Gelehrten hatte. In den Gasthöfen empfing man mich mit scheelen Augen, quatierte mich in die dunkelste Kammer des Hauses ein, und war öfters nicht übel gelaunt, den Sturz meines Geldbeutels erst vorzunehmen, ehe man mir etwas reichte. An den öffentlichen Orten, wo jeder für sein Geld erscheinen kann, stand ich allein, weil Niemand mich kannte, und Niemand die Mühe nehmen wollte, mich kennen zu lernen. Nur einige junge Fentchen fragten mich, als sie hörten, daß ich ein Bücherschreiber sey, ob sie in mir vielleicht den verdienstvollen Verfasser des Eulenspiegels zu verehren die Ehre hätten. Diese Frage verdroß mich, und ich stand auf dem Punkte, nach Haus zu reisen, nnd in einer beissenden Schrift mich an den Fentchen zu rächen, doch besann ich mich eines Bessern. Ich schrieb an einen angesehenen Kaufmann in meiner Vaterstadt, dem ich den grösten Theil meines Vermögens anvertraut hatte, daß er mir Empfehlungsschreiben an seine Freunde und Bekannte zuschicken sollte. Mit der nächsten Post erhielt ich sie.

Alle Wetter! — wie hatte sich plötzlich der Wind geändert, als man erfuhr, daß der reisende Gelehrte nicht etwa ein armer Teufel, sondern ein wohlhabender Mann sey? Jeder bestrebte sich nnn, mir Höflichkeiten zu erzeigen. Man riß sich ordentlich um meine Gesellschaft, und glücklich pries sich der, welcher die aufgehende Sonne der Weisheit in seinem Hause zu bewirthen die Ehre haben konnte. Alle meine Schriften und Schriftchen wußte man der Reihe nach zu nennen, und von jeder etwas Gutes und Schmeichelhaftes zu sagen. Im Schau-

spielhause sogar wurde ich mit einer viel sagenden Rede empfangen. Hätte ich nur einige Anlage zur Windsucht des Frosches in Aesops Fabeln gehabt, so würde ich geplatzt seyn. Mein eignes Gefühl indessen, und vorzüglich die Art, wie mich die Menschen vor einigen Wochen behandelt hatten, drückte meinen Stolz so ziemlich nieder. Ich lachte über das Drängen der Menschen, genoß was sich gutes darbot, und gieng endlich meine Wege.

3.

Schon hatte ich eine große Strecke von Deutschland durchwandert, und Manches gehört und gesehen, das für mich sehr lehrreich war, und von dem ich in der Folge als Schriftsteller Gebrauch zu machen hoffte. Die Nahmen der Gasthöfe und ihrer Aushängeschilde zeichnete ich zwar nicht auf, auch nicht die Kuchenzettel, und andere Dinge, von welchen man in einigen Reisebeschreibungen ganze Bogen angefüllt findet, aber dafür Manches, dessen Bekanntmachung für den Menschenfreund und für den Gelehrten von Werth seyn wird. Meine Aufnahme war nun, wo ich hinkam, die nämliche. Mein Nahme war nun einmal in die Posaune geblasen, und lief immer vor mir hin. Wie eine Lawine, welche Häuser und Menschen zu erdrücken droht, aus einer unbedeutenden Kleinigkeit, aus einem Schneekügelchen entsteht, das ein Vogel zusammenkrazt, und die erst im Fortrollen sich vergrößert, so gieng es auch mit meinem Ruhmen unter diesen Menschen. Er entstand von einem einzigen Blättchen Papier, auf welchem zu lesen war, daß der reisende Gelehrte ein wohlhabender Mann sey. Von Stund zu Stunde vergrößerte er sich, und am Ende wurde er so übertrieben, daß

mir der Dampf der Schmeichelei zu lästig war, und ich mich derselben schämte.

Ich beschloß dem Unwesen ein Ende zu machen, behielt meine Empfehlungsschreiben in der Tasche, änderte meine Strassen, und war auf einmal, wie von der Welt verschwunden. Da ich mich eben in der Nähe des Harzes befand, so beschloß ich denselben nach allen Richtungen zu durchwandern. Unvergeßlich werden mir die angenehmen Stunden bleiben, die ich in dieser Gegend verlebte. Die Menschen sind so gut und bieder-herzig, so wenig von den Teufeleien der Mode und des Luxus angesteckt, und die Lage ist so reizend, daß der kein Gefühl für Schönheit und Tugend haben muß, der sich nicht da wohl befindet. Schon hatte ich die Bergstädte Klausthal und Zellerfelde besucht, hatte einen ungeprägten Harzgulden als Heckethaler in meine Börse gethan, die Schönheiten der Baumannshöhle bewundert, die Alterthümer von Goslar gesehen, dem Andenken Heinrichs eine Thräne gezollt, und die Aussichten von Blankenburg genossen. Nun befand ich mich an dem Fusse des Brokens. Wem ist dieser Berg nicht auch unter dem Namen Bloksberg bekannt? Wer hat nicht, sollte es auch in seiner frühesten Jugend gewesen seyn, schauerliche Geschichten vom Hexentanze in der Walpurgisnacht, und andere gleiche Volksmährchen gehört? Alles dieses stellte sich nun mit verjüngten Farben meinem Gedächtnisse dar, und machte mir diese Gegend doppelt merkwürdig. Ich versprach mir übrigens von dem Rücken dieses Vaters der Berge eine Aussicht, welche die Mühe des Hinaufsteigens reichlich belohnen würde.

Eine Beschreibung all des Schönen, welches ich da

sah, und der mancherlei Aufklärungen über Volksmährchen, welche ich da erhielt, verspare ich auf eine andere Gelegenheit. Die Witterung war heiter und schön, und von dem Gipfel des Berges genoß ich eines Anblicks, den zu beschreiben kein Mensch im Stande ist. Gefühlt muß er werden, aber nicht beschrieben, denn die geübteste Feder würde nur Stümperwerk liefern. Ich sah die Sonne untergehen; sah, wie ein Gegenstand nach dem andern sich in den Schleier der Nacht hüllte; erblickte noch am fernsten Horizont die Gipfel der Berge vergoldet, als dicke Finsterniß schon im Thale ruhte, und sah die Königin des Lichtes noch, als ihre Strahlen das flache Land nicht mehr zu erreichen vermochten. Lang stand ich noch wie hingezaubert an der Stelle, als nichts mehr zu sehen war, und mußte mich mit Gewalt losreißen.

Es waren noch Andere mit mir auf dem Gipfel des Berges gewesen, um des entzückenden Anblicks zu geniessen, allein meine Seele war zu sehr beschäftigt, als daß ich sie anders als oberflächlich hätte bemerken sollen. Izt erst, als wir in dem Hause versammelt waren, wo die Reisenden, welche den Berg besteigen, gewöhnlich die Nacht zubringen, war ich im Stande, die Gesellschaft zu überblicken*). Jeder verzehrte, was

*) Damals stand nur ein elendes Haus nicht fern von dem Gipfel des Berges, in welchem die Reisenden die Nacht über sich versammelten, und nicht nur an Bequemlichkeit, sondern auch am Nothwendigsten Mangel leiden mußten. Seit dem hat sich alles geändert. Der Graf von Stolberg Wernigerode, dem der Brocken gehört, hat mit großen Kösten auf dem obersten Gipfel des Berges ein schönes, ganz massives Haus erbauen lassen.

er mitgebracht hatte, und legte sich dann auf das Stroh-lager, um mit dem frühesten Morgen den Gipfel wieder zu besteigen, und den Aufgang der Sonne zu erwarten.

In diesem Hause machte ich eine Bekanntschaft, welche auf mein künftiges Schicksal den größten Einfluß hatte.

4.

Schon hatten die Mehrsten der Reisenden sich zur Ruhe gelegt. Nur ich, und ein ältlicher Mann, fassen noch bey der Lampe, und lasen. Ich durchblätterte mehrere Bände des sogenannten Brokenbuches, in welchem jeder Fremde seit vielen Jahren seinen Namen einzuschreiben pflegt. Manche setzen dann noch etwas über ihre gehabten Empfindungen bey, und man findet manche schöne Stelle, welche es verdiente, bekannt zu werden *). Gegen mir über saß der freundliche Alte, und las mit Wohlgefallen, wie es schien, in einem Buche. Ich hatte meinen Namen eben in das Brokenbuch eingeschrieben, als auch er in dieser Absicht darnach langte. Er las meinen Namen, und

---

Auf der Mitte dieses Hauses befindet sich eine Thurmähnliche Altane, von welcher aus man des herrlichsten Anblicks genießt. In den Sommermonaten findet man da eine Bewirthung, welche mitten in der größten Stadt nicht besser seyn kann. Heil dem Menschenfreund, welcher den Reichthum, den das Schicksal in seine Hände legte, zu so edlen Zwecken verwendet!

*) Dieser Wunsch ist erfüllt. Ein Gelehrter, wenn ich nicht irre, aus Goslar, hat die vorzüglichsten Stellen aus den Brokenbüchern gesammelt, und sie dem Drucke übergeben.

schien zu staunen. Hastig öffnete er das Buch, in welchem er gelesen hatte. Sind Sie vielleicht der Verfasser dieses Buches, sagte er, indem er es mir zuschob?

Kaum hatte ich einen Blick auf den Titel geworfen, als ich die Frage bejahte. Es war eine Darstellung der vorzüglichsten Berge, vorzüglich der Schweizergebürge, welche ich erst kürzlich herausgegeben hatte. Nur die Beschreibung des Brockens fehlte noch, weil ich niemals in dieser Gegend gewesen war. Freundlich reichte mir nun mein Reisegefährte die Hand, und sagte: Seyen Sie mir willkommen, lieber Mann! Ich habe Ihr Buch mit vielem Wohlgefallen gelesen, und war eben damit beschäftigt, das, was Sie über die Aussichten von andern Bergen sagten, mit dem zu vergleichen, was wir heute sahen. Ein Mann der so warmes Gefühl für die Schönheiten der Natur hat, fuhr er fort, als aus jedem Worte Ihres Buches spricht, muß ein edler Mann seyn. Mich sollte es freuen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich bin Pfarrer in S**, einem drey Meilen von hier gelegenen Dorfe. Seit den dreyßig Jahren, daß ich dort wohne, bin ich jeden Sommer hier gewesen, und habe jedesmal dieses Schauspiel der Größe des Schöpfers mit neuem Entzücken gesehen. Dürfte ich den Wunsch hegen, wie ich aus dieser Welt zu gehen begehrte, so wäre es der, daß mich der Herr meines Lebens in solch einem seligen Augenblick abrufen möchte. Begleiten Sie mich morgen nach meiner Wohnung, und gönnen Sie mir die Freude, Sie näher kennen zu lernen.

Gerührt drückte ich die Hand des Alten an meine Brust, und versprach, ihn zu begleiten. Seine Freude über meine Zusage war rein, und ungekünstelt. Wir

sprachen noch über einige Gegenstände, und legten uns dann auch, um noch einige Stunden der Ruhe zu genießen.

5.

Der Himmel meinte es gut mit uns, denn als man uns aufweckte, fanden wir den Horizont heiter und unbewölkt. Wir versprachen uns das herrlichste Schauspiel, und wahrlich — unsere Hoffnung hatte uns nicht getäuscht. Mit Sehnsucht harrten wir des Augenblickes, und er erschien. Wir erblickten in der Ferne einen schwachen Schein, welcher mit jeder Sekunde an Glanz und Helle zunahm. Unsere Herzen bebten vor Rührung, als wir noch tief unter dem Horizont die Sonne erblickten. Noch lag alles in dem Schleier der Nacht eingehüllt, und nur allmählig gieng das Schwarze in grau über. Eine Dämmerung ließ die Gegenstände mehr errathen, als bemerken, bis die Sonne die Höhe erreicht hatte, daß ihre Strahlen den Horizont erreichen konnten. Die Spitzen der Berge waren schon vergoldet, bald sahen wir auch die Thäler, und plötzlich stand alles, wie von der Zauberruthe getroffen, im herrlichsten Glanze vor uns da. Ich fühle es, wie unvollkommen meine Worte ausdrücken, was wir in diesen Augenblicken sahen und fühlten, allein sie mögen stehen bleiben, als ein schwaches Dankopfer für all das Schöne, das uns der grosse Weltenbaumeister täglich genießen läßt.

Keiner von uns sagte ein Wort. Wir staunten und beteten an. Der freundliche Pfarrer weckte mich endlich aus meiner Entzückung. Sie begleiten mich doch, sagte er, indem noch eine Thräne in seinem Auge glänzte? Ich bejahte es, und folgte ihm. Unser

Weg führte uns auf eine Seite des Berges, wo wir noch manche herrliche Aussicht genoßen, die es verdiente von einer Meisterhand gezeichnet zu werden. Mit jedem Schritte gewann ich meinen Reisegefährten lieber, denn er entwickelte mir immer mehr sein schönes Herz, und einen sehr gebildeten Geist. Kraftvoll und muthig stieg er voran, und machte mich jungen Mann, welcher unter der Hitze des Tages fast erlag, zu Schanden. Er bemerkte es, und lachte recht herzlich darüber. So geht es euch Städtern, sagte er, und vorzüglich den Gelehrten. Aus Mangel der Bewegung schrumpfen eure Kräfte ein, und euer Körper wird vor der Zeit stumpf. Da lobe ich mir das Landleben. Manches zwar müssen wir entbehren, in dessen Genusse der Städter schwelgt, aber dafür genießen wir eine heitere und gesunde Luft, stärken täglich unsere Körper durch Arbeit und Bewegung, und erleben im Ganzen genommen, ein glückliches Alter.

Unter der angenehmsten und belehrendsten Unterhaltung hatten wir den Weg zurückgelegt, und erblickten endlich ein freundliches Dorf in der fruchtbarsten Ebene. Die Häuser lagen zwischen Obstbäumen versteckt, und nur hie und da ragte ein rothes Ziegeldach hervor. Hier wohne ich nun schon dreyßig Jahre, sagte mein Begleiter mit sanfter Rührung, und habe manche glückliche Tage in diesem Zeitraum erlebt. Zwar auch manche Thräne habe ich geweint, setzte er mit schnell verfliegendem Anstrich von Wehmuth hinzu, aber die frohen Augenblicke überwogen doch die traurigen um sehr vieles. Dank sey der Vorsehung!

Er wollte fortfahren in seiner Herzensergiessung, als uns eine schlanke weibliche Gestalt entgegen kam. Freude glänzte auf dem Angesicht des Alten, als er

sie erblickte, und mit Schritten, denen ich kaum zu folgen im Stande war, eilte er auf sie zu. Mein Vater, rief sie, und fiel ihm liebevoll um den Hals. Endlich bemerkte sie auch mich. Dieses ist ein Freund, sagte der muntere Alte, den ich mir dort oben auf dem Berge gewann. Auch du wirst ihn schätzen, wenn du ihn näher kennest. Einstweilen diene es zu seiner Empfehlung, daß er der Verfasser des Buches über die merkwürdigsten Berge Deutschlands ist, welches dir so gut gefiel. Eine holde Röthe verbreitete sich über das Angesicht des Mädchens, als sie mit Anstand gegen mich sich neigte, und ich — der berühmte Schriftsteller, welcher schon so Manches über den Gleichmuth geschrieben hatte, aus dem der Weise sich niemals verdrängen lassen soll, stand da — wie ein Schulknabe.

6.

Wahr ist es, daß noch nichts in meinem Leben mich so überraschte, als der Anblick dieses Mädchens. Ob sie schön sey, das wußte ich in diesem Augenblick nicht, aber ein gewißes sanftes Wesen hatte sie, welches tief in meine Seele drang, und dem mein sonst so gut verpanzertes Herz nicht widerstehen konnte. Niedersinken hätte ich mögen vor dem Mädchen, und ihm sagen, daß ich noch nie ein weibliches Geschöpf getroffen habe, das dem Bilde so gut entsprach, welches ich mir von der Liebenswürdigkeit entworfen hatte.

Bald erholte ich mich indessen von der Ueberraschung, und war wieder im Stande, ihr das zu sagen, was jeder gebildete Mann einem Frauenzimmer im ähnlichen Falle zu sagen hat. Sie antwortete mit vielem Anstand, gab dann einen Arm ihrem Vater, den andern mir, und wanderte in unsrer Mitte dem Pfarrhause

zu. Wir kamen durch das Dorf, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß die Einwohner ihren Pfarrer mit der zutraulichsten Miene, wie Kinder ihren Vater, begrüßten. Auch dem Mädchen nikten alle mit Wohlwollen zu. Die Kinder sprangen zu ihr, und man sah es, daß sie voll Liebe an ihr hiengen. Die Lage des Pfarrhauses war die freundlichste, welche sich denken läßt. Vor demselben lag ein Blumengärtchen, dem man es ansah, daß es sorgfältig gepflegt wurde. Es ist das Steckenpferd meiner Karoline, sagte der Pfarrer, doch gönne ich ihr gerne diese Freude, da sie keine ihrer Pflichten darüber vergißt, wie das sonst oft der Fall mit Liebhabereien ist. Dankbar blickte das Mädchen auf ihren Vater, und eine Thräne glänzte in ihrem schönen Auge. Unwillkührlich ergriff ich ihre Hand, und drückte sie. Sie erröthete, und ich konnte es fühlen, daß sie zitterte.

Im Hause war alles reinlich, und dieses war eine große Empfehlung für Karolinen in meinen Augen. Schon vorher hatte es mir der Pfarrer erzählt, daß er seine Gattin vor vielen Jahren bereits zu Grabe getragen habe, und daß seine Tochter nun die Wirthschaft versehe. Ich bin nicht reich, sagte er, und die Einkünfte meiner Pfründe reichen gerade zu, mich zu ernähren. Mancher andre würde darben müssen, allein mir bleibt immer noch etwas für die Dürftigen übrig, denn meine Karoline versteht die Kunst, mit wenigem Haus zu halten. Wahrlich, setzte er vom Drange des Gefühls hingerissen hinzu, meine Tochter ist ein gutes Mädchen. Ich fand, daß er nicht zu viel gesagt hatte.

Wir waren hungrig, und liessen uns das Mahl, das Karoline uns vorsetzte, trefflich schmecken. Nach Tische begab sich der Alte, weil wir die vorhergehende Nacht

wenig geschlafen hatten, auf einige Stunden zur Ruhe. Auch mir wurde ein Zimmer eingeräumt, und ich mußte mich in in das freundliche Dringen meines Wirths fügen. Daß ich nicht schlief, wird indessen jeder begreifen, welcher sich in meine Lage zu denken weiß.

7.

Mehrere Tage hatte ich schon bey meinen lieben Wirthen zugebracht, und wäre es bloß auf mich angekommen, so würde ich mich niemals wieder von ihnen getrennt haben, so wohl war mir in ihrer Gesellschaft; allein ich sah es ein, daß es die Schicklichkeit erfordere, auf meinen Rückzug zu denken. Mein Herz zog sich krampfartig zusammen bey dem Gedanken an eine Trennung von Karolinen, denn sie war mir in der kurzen Zeit, daß ich sie kannte, unendlich theuer geworden. Sie gab sich keine Mühe zu glänzen, aber eben so wenig bestrebte sie sich, ihre herrlichen Eigenschaften zu verbergen, kurz, sie war und blieb so natürlich, als ich wünsche, daß jedes weibliche Geschöpf seyn möchte. Wie unwiderstehbar wäre dann dieses Geschlecht, wenn es aller Ziererey entsagte? Selbst des Weibes natürliche Schwachheiten wären Bande, durch welche man angezogen würde. Ich kenne zwey Arten der Ziererey: Uebertriebene Gefallsucht, — ich sage übertriebene, denn gefallen zu wollen, ist nicht zu tadeln, es ist des Mädchens natürliche Bestimmung, — ist die eine Art. Da suchen sie das Aug der Männer zu blenden, und ihre Talente und Reize auf eine unverschämte Weise zur Schau zu stellen. Die andere Art ist jener gerade entgegengesetzt. Sie besteht in einer gezwungenen Bescheidenheit, durch welche man seine gute Seite zu verbergen sucht, aber vorsätzlich nur einen

so leichten Schleier darüber wirft, daß sie bey jeder Gelegenheit durchblickt. Dieses ist ein Köder, den das weibliche Geschlecht auswirft, um Männerherzen zu angeln, allein in meinen Augen ist es eine Falschheit, die ich keiner, auch der Schönsten nicht zu gut halte.

Karoline wußte von beiden Arten weiblicher Ziererey nicht das Mindeste. Sie glänzte, ohne es zu wissen oder zu verlangen, denn bis izt hatte sie noch keinen gefunden, dem sie vorzüglich zu gefallen gewünscht hätte. Sie gieng den natürlichen Weg, und war auf demselben so reizend, daß Niemand ihr zu widerstehen im Stande war. Ihren gebildeten Geist hatte sie ihrem Vater zu verdanken, und auch gelesen hatte sie manches, über das sie mit vieler Richtigkeit zu sprechen wußte; allein sie blieb sorgfältig in den ihrem Geschlechte von der Natur angewiesenen Schranken, und verstieg sich nicht in Vielwisserei, welche in meinen Augen an einem Weibe empörender ist, als die krasseste Dummheit. Sie versäumte nicht über ihrem Hange zum Lesen ihre natürlichen Pflichten, und vergaß es nie, daß das Weib zur Wirthlichkeit und andern geselligen Tugenden bestimmt ist, und die Wissenschaften nur als eine Nebensache betrachten darf, wenn sie den Zweck nicht verfehlen will, zu welchem die Natur sie schuf. Sie konnte das interessanteste Buch ungelesen liegen lassen, wenn sie etwas in der Wirthschaft zu thun hatte, und nahm es nur dann zur Hand, wenn alles besorgt war. Das Blumengärtchen war ihre größte Freude, und sie konnte sich über das Aufblühen einer Blume, welche sie selbst gewartet und gepflegt hatte, herzlicher freuen, als mancher spekulirende Kopf, wenn er Tausende gewinnt, oder eine koquetierende Schöne, wenn sie in ihren systematisch angeleg-

ten Schlingen Gimpel zu Duzenden gefangen sieht. Gutes Mädchen! dachte ich, wenn ich sie sah in der Mitte ihrer Blumen, möge das Schicksal niemals die Ruhe deines Herzens stören!

So war das Mädchen beschaffen, welches ich hatte kennen lernen, und nun verlassen sollte. Was half es indessen, ich fühlte, daß ich mich losreißen mußte, wenn ich nicht meine ganze Thätigkeit verlieren wollte. Zwar stieg der Gedanke sehr oft in mir auf, daß es in meiner Gewalt stehe, mich nie von ihr zu trennen, allein der Gedanke war noch zu neu für mich, und für sie. Ich mußte ihr Zeit lassen, und auch ich mußte Zeit behalten, den Schritt, von welchem das Glück meiner übrigen Tage abhieng, zu überlegen. So viel Gewalt besaß ich über mich, daß ich mit keiner Silbe das Geheimniß meines Herzens verrieth. Daß sie es übrigens errathen haben konnte, daran zweifelte ich nicht, hatte ich doch ihr herzliches Wohlwollen zu mir bemerkt, und war nur ein Mann, um wie viel leichter mußte es ihr fallen, in meinem Herzen zu lesen, da sie das scharfsichtige Aug eines Weibes besaß?

Meine Abreise war beschlossen, und ich bestimmte sie fest auf den folgenden Tag. Ich mag eine traurige Figur gespielt haben bey dieser Erklärung, und würde mich, hätte es einen andern betroffen, vielleicht darüber lustig gemacht haben. So geht es mit uns Menschen. Ueber die Schwachheiten andrer lachen wir, da doch wir selbst oft der größten Nachsicht bedürfen. Auch meine Wirthe wurden traurig bey meiner Erklärung, und der Pfarrer suchte freundlich nur um einige Tage Aufschub an, doch ehrte er meine Festigkeit. Karolinen glänzte eine Thräne im Auge, welche sie nicht zu verbergen suchte. Vergessen

Sie uns nicht, sagte sie mit einer Stimme, welche in mein Innerstes drang. Nein, rief ich von dem Gefühl meines Herzens dahingerissen, ich werde Sie niemals vergessen, und bald — vielleicht in einigen Monaten sehen wir uns wieder; vergessen auch Sie mich nicht bis dahin! Dieses war alles, was ich sagte, allein es war genug, denn wir hatten uns verstanden.

Der Tag verstrich in sanften Ergiessungen einer herzlichen Freundschaft. Am frühesten Morgen, als alles noch zu Bette lag, verließ ich die gastfreundliche Hütte um den Lieben den Schmerz des Abschieds zu ersparen.

8.

Losgerissen hatte ich mich nun; wie mir aber dabey zu Muthe war, das wird jeder wissen, der je in einer ähnlichen Lage sich befand. Meine Absicht war, Karolinen und mir Zeit zum Nachdenken zu lassen. Wir mußten unsre Herzen prüfen, um keinen übereilten Schritt zu thun. Ob das Mädchen viel oder wenig im Vermögen habe, darnach fragte ich nicht, hatte doch ich durch die Wohlthaten meiner Muhme ein artiges Vermögen, und Kopf und Lust zum Arbeiten. Karoline wußte bey ihrem Vater mit wenigem auszukommen, warum sollte sie es bey mir nicht auch können? Davon war also die Rede nicht, aber davon, ob die Eindrücke, welche das Mädchen auf mich, und ich auf das Mädchen gemacht hatte, nicht bloß vorübergehend seyen, und dann, — ob ich es wagen dürfte, dem alten Mann, welcher Niemanden sonst hatte, der sich seiner annahm, seine Tochter zu entziehen. Dieses waren die Gründe, welche mir Stillschweigen aufgelegt hatten.

Viele Mühe kostete es mich, die Heiterkeit und die Ruhe wieder zu erlangen, welche erfordert wurde,

um mit Nutzen meine Reise fortzusetzen. Es gelang mir, denn die Hoffnung auf Wiedersehen goß lindernden Balsam in meine Wunde. Ich wendete mich nach dem nördlichen Deutschland, wo Aufklärung und Wissenschaften vorzüglich gedeihen, besonders aber der Handlungs- und Spekulationsgeist zu Hause ist. Ich mußte neuerdings zu meinen Empfehlungsschreiben meine Zuflucht nehmen, welche so wie das erstemal die herrlichste Wirkung thaten. Manche Bekanntschaft machte ich da, und manches sah und hörte ich, welches mir in der Folge noch Nutzen bringen soll. Aber auch viele Albernheiten und Narrheiten fand ich unter diesem Himmelsstriche, und überzeugte mich, daß überall auf dieser Erde ein Gemisch von Weisheit und Thorheit ist. Es muß so seyn, denn das eine dient dazu, das andere in ein helleres Licht zu stellen.

Der Stolz mancher Kaufleute in den See- und Handelsstädten empörte mich. Sie blicken mit einer Verachtung auf andere Menschenkinder herab, von welcher Niemanden eine Vorstellung hat, der es nicht mit eignen Augen sah. Verdienste und Ansehen werden mit der Geldwage gemessen, und der Spekulationsgeist ist die Richtschnur aller Handlungen. Können sie einen Menschen benutzen, auch nur als Helfershelfer in irgend einer Sache, so ist er ihnen willkommen, und er wird auf den Händen getragen. Ist dieses aber der Fall nicht, so läßt man ihn stehen, und wäre er der Ausbund aller Vortrefflichkeit. Kein anderer Stand wird geschätzt, am wenigsten der gelehrte Stand, und sie sagen es unverholen, daß der zum Bücherwurme noch gut genug sey, der zu allem Andern verdorben wurde.

Man verstehe mich indessen recht! Nur im Allge-

meinen sind dieses die Grundsätze des Krämergeistes. Ich fand viele Ausnahmen in diesem Stücke. Ich fand edle und gebildete Menschen unter den Kaufleuten, welche, wenn sie die Schreibstube abgeschlossen hatten, ganz der Menschenliebe, den Wissenschaften, und jeder geselligen Tugend leben. Ich fand viele, welche ihren Reichthum zur Beförderung der Wissenschaften, zur Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, und zu hundert andern edlen Zwecken verwenden. Es ist kein edleres Wesen, als ein solcher Kaufmann, welcher, wenn er sich durch seinen unternehmenden Geist bereicherte, seine Schätze wieder durch tausend Kanäle zum Wohl der Menschheit verbreitet. Oeffentlicher Dank sey diesen Menschenfreunden für das Wohl, welches sie über ihre Mitmenschen ausgiessen! Der schönste Lohn wird ihnen da werden, wo die Bilanz über gute und schlechte Handlungen gezogen wird. Möge der Himmel jede ihrer Unternehmungen segnen, denn sie verdienen es!

9.

Einige Monate schon hatte ich mich in diesen Gegenden umhergetrieben, und näherte mich allmählig dem Harzgebirge wieder, wohin mein Herz sich sehnte. Nur einige Bäder wollte ich vorher noch besuchen, weil ich mir vielen Stoff an reichhaltigen Bemerkungen da versprach, wo so viele Menschen sich zusammendrängen. Wenige kommen nur ihrer Gesundheit wegen, die mehrsten zu ihrem Vergnügen, oder ihres Vortheils wegen an diese Orte. Die Mutter führt ihre Tochter dahin, um Freyer für sie zu finden. Die Gefallsüchtige, welche ihre Liebhaber wie der Schmetterling die Puppe wechselt, sucht nach einer neuen Herzensverbindung, welche sie so lange beybehält, als ihre Börse sich gut dabey befindet. Der

girrende Ritter jagt nach verliebten Abentheuern, und der Glücksritter nach Opfern, die er betrügen, und in seine Schlingen ziehen kann. Die gefährlichsten aller Menschen, welche sich da einfinden, sind die Spieler, weil sie um ausgelernt zu seyn, jede Rolle bis zum Natürlichen zu spielen wissen müssen.

Ich wählte unter den übrigen Bädern Pirmont, als das besuchteste, und so zu sagen, den Vater der übrigen. Ueberall hatten meine Empfehlungsschreiben mir Eingang verschafft, allein hier blieben sie ohne Wirkung. Da gilt keine Empfehlung, sondern nur der Geldbeutel. Wer nicht Geld hat, dem rathe ich nicht, an solch einem Ort sich einzufinden, denn er lauft Gefahr, das traurigste Leben zu führen. Ich brachte meiner Wißbegierde dieses Opfer, aß am besten Tische, und nahm Theil an jeder Belustigung. Mit aufmerksamem Auge beobachtete ich, und wußte mir viel zu gute auf meinen Scharfblick. Ich glaubte an diesen Orte große Fortschritte in der Menschenkenntniß gemacht zu haben, und fand am Ende, daß ich mich selbst nicht kannte. Ueber Ahnenstolz, Spielsucht und andre solche Dinge hatte ich manche Bemerkungen gemach, und stand eben im Begriffe mit meinen gesammelten Schätzen abzureisen, als ich in eine Lage gerieth, in wacher mein Selbstvertrauen gedemüthiget wurde.

Niemals in meinem Leben war ich Freund vom Spiel gewesen. Ich haßte es als ene gefährliche Leidenschaft, und doch unterlag ich derselben. Stolz und Eigenliebe führten mich dahin. Ein Warnung, daß jeder, der da steht, sehe, daß er nicht falle. Am öffentlichen Tische und auf den Spaziergängen hatte ich einige sehr angenehme Bekanntschaften gemacht. Es waren ge-

bildete, und wie es schien, in den Wissenschaften sehr bewanderte Leute. Sie wußten über manchen Gegenstand mit vieler Gründlichkeit zu sprechen, und schlossen sich an mich an, weil ihnen der Ruf gesagt hatte, daß ich ein Gelehrter, und Schriftsteller sey. Sie bildeten einen Zirkel um mich, der mir den Aufenthalt in Pirmont sehr angenehm machte, und welcher sich mit jedem Tage vergrößerte.

Es schmeichelte meiner Eigenliebe, einen so gebildeten Zirkel um mich zu sehen, und ich gestehe, daß ich aus Stolz meine Abreise von Tag zu Tage verschob. Endlich schlug aber doch die Stunde der Trennung, und nur noch zwey Tage hatte ich mit meinen neuen Freunden zu verleben. Wir wollten sie benutzen, diese letzten Stunden unsers Zusammenseyns. Ich bewirthete sie, und an dem Tage meiner Abreise gaben sie mir einen Abschiedsschmauß. Da war es, wo meine Eigenliebe von der empfindlichsten Seite gekränkt wurde.

10.

Um ungestört die letzten Stunden der Freude und der Freundschaft widmen zu können, beschlossen wir, den Tag in einem nah gelegenen Dorfe zuzubringen. In der schönen, dem Vergnügen der Badegäste gewidmeten Allee, welche ihres Gleichen in Deutschland nicht hat, versammelten wir uns, und wanderten dann unter traulichen Gesprächen, und mit der munterſten Laune, durch das prächtige Wiesenthal dem freundlichen Lüde zu. Wir wurden herrlich bewirthet, und der Wein war auserlesen. Allmählig stieg unsre gute Laune, und gränzte bald an Ausgelassenheit. Warum sollte ich meinen Freunden, die es so gut mit mir meinten, die Freude

nicht gönnen, dachte ich, und stimmte von ganzem Herzen ihrem Frohsinn bey.

Keine Karte hatte ich berührt in Pirmont, und auch von meinen Freunden hatte ich keinen je am Spieltische gesehen, sonst, ich gestehe es, würde ich mißtrauisch gegen sie geworden seyn. Heute schlug man ein Spielchen, zum Spasse nur, vor, und ich war der erste, welcher am Spieltische saß. Ein Kurländer, der munterste und gebildetste unter meinen Badefreunden erbot sich, eine kleine Bank zu geben, und in wenig Augenblicken war die Sache im Gange. Fleißig wurden indessen die Gläser geleert, und wenn einer eine Karte gewann oder verlor, so gab das Stoff zu muntern Einfällen. Der Verlierende lachte von ganzem Herzen mit, denn der Einsatz war nur unbedeutend.

Ich spielte mit vielem Glücke, bald aber änderte es sich, und ich verlor jede Karte. Der Wein brannte wie Feuer in meinen Adern, und der Spott meiner Freunde that das Uebrige noch, mein Blut in Wallung zu bringen. Ich verdoppelte den Einsatz, und meine Besinnung war dahin. Schon hatte ich meine ganze Baarschaft verloren, und auch ein beträchtlicher Wechsel, — zu meiner Rückreise bestimmt, — war schon in des Banquier's Händen. Einige Goldstücke lagen noch vor mir, und eben wollte ich das Letzte, das ich besaß, auf eine Karte setzen, als ich auf die sonderbarste Weise gerettet wurde.

Ein Mann in einem abgetragenen Rocke, und überhaupt in einem Aufzuge, welcher nichts weniger als Wohlstand verrieth, war heute in unserer Gesellschaft gewesen. Ich kannte ihn nicht, und hatte ihn noch nie gesehen, aber einer meiner Bekannten brachte ihn mit. Ueber Tisch schon hatte ich meine Bemerkungen

über den Mann gemacht. Sein Gesicht versprach viel, aber eine Wolke der Schwermuth lag auf demselben. Ich hatte beschlossen, mich ihm zu nähern, und sein Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht, dachte ich, kannst du seinen Kummer lindern, allein über meine Spielraserey hatte ich es vergessen. Dieser Mann stand hinter meinem Stuhle, als ich den Ueberrest meines Geldes schon in der Hand hielt, um es auf eine Karte zu setzen. Er klopfte mich auf die Achsel. Sie spielen mit vielem Unglücke, sagte er. Wollen Sie mich eine Karte für Sie spielen lassen? Vielleicht ändert sich das Glück. Eine geheime Kraft zog mich zu dem Unbekannten hin. Ich stand auf, gab ihm meine Baarschaft, und er nahm Platz auf meinem Stuhle.

So sehr mein Blut auch in Wallung war, so bemerkte ich doch, daß der Banquier sowohl, als die übrigen Spieler, meinen Stellvertreter mit den Augen durchbohren wollten. Der Mann ließ sich indessen nicht irre machen. Mit der größten Kaltblütigkeit suchte er eine Karte, besetzte sie mit meinem Gelde, und harrte des Abzugs. Sein Auge ruhte mit solcher Schärfe auf den Karten und auf den Händen des Abziehenden, als wenn er sie verschlingen wollte. Die Karte gewann; er bog sie. Sie gewann wieder, er bog sie noch einmal. Sie gewann zum drittenmale, und er ließ sich eine beträchtliche Summe auszahlen. Geduld, rief er, als er sah, daß der Banquier die Karten zusammen werfen wollte. Wir sind noch nicht fertig, und die Taille ist noch nicht zu Ende. Alles, was er vorhin gewonnen hatte, setzte er nur auf eine Karte. Auch die gewann zum viertenmale, und nun war alles Geld auf dem Tische, sammt meinem Wechsel in seinen Händen.

Hier haben Sie ihren Verlurst wieder, sagte er zu mir, und noch etwas darüber. Sie waren in schlimmen Händen. Hüten Sie sich für die Zukunft. Nun wendete er sich zu den Uebrigen. Sie kennen mich, meine Herren. Ich heiße Maier, und stehe Ihnen, wenn Ihnen das Späßchen nicht gefallen hat, zu jeder Stunde zur Genugthuung bereit. Da standen die Wichte, unfähig ein Wort zu sagen, und der Schleier fiel nun von meinen Augen. Ohne die Uebrigen eines Wortes zu würdigen ergriff ich meinen Retter bey der Hand, und gieng mit ihm davon.

11.

Sie waren in sehr schlimmen Händen, sagte Maier, als wir allein waren, noch einmal zu mir, und ohne mich war ihr Geld, und vielleicht noch mehr verloren. Ihre sogenannten Freunde waren falsche Spieler, welche alle zu einer Gesellschaft gehören, sich aber nicht zu kennen scheinen, um Sie in die Falle zu locken. Sie erfuhren, auf welchem Wege weiß ich nicht, daß Sie vermögend sind, und vermutheten vieles Geld bey Ihnen. Sogleich wurde Anstalt getroffen, es Ihnen abzunehmen. Einige folgten Ihnen von ferne, um Sie zu beobachten, ihre Lebensweise, ihre Grundsätze kennen zu lernen. Sobald man Ihre schwache Seite kannte, — verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, setzte er hinzu, als er sah, daß ich erröthete, unsere jetzigen Verhältnisse entschuldigen mich, — so wurde der Plan entworfen. Die Geübtesten in der Gesellschaft wußten sich Ihnen von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, und Ihr Vertrauen zu erwerben. Nach und nach vergrößerte sich der Zirkel der Bekannten um Sie. Schon lange hätte man den Plan ausführen können, allein mit Vorbedacht verspar-

te man die Entwicklung bis auf den Tag vor Ihrer Abreise, damit der Vorfall kein Aufsehen errege. Hätte es geglückt, so würde einer aus der Gesellschaft Ihnen unter herzlichem Bedauern über Ihr Unglück einige Thaler vorgestreckt, und Sie mit den Zeichen der wärmsten Theilnahme bis an die Gränze begleitet haben, während die andern sich lachend in Ihre Beute getheilt hätten. Ich konnte den Unfug nicht mit ansehen, und beschloß, Sie zu retten. Dem Himmel sey Dank, daß es mir glückte, setzte er hinzu, indem eine Thräne sich aus seinem Auge drängte.

Man denke sich mein Erstaunen, meine Beschämung bey dieser Entdeckung! Lang war ich unfähig, ein Wort zu sagen, endlich aber erholte ich mich, und dankte Maiern mit gerührtem Herzen. Wie war Ihnen meine Rettung möglich, sagte ich? Ich begreife noch so wenig von der Sache. Können Sie, oder wollen Sie, mir Aufklärung darüber geben? Das will ich, antwortete Maier, denn es dient zu ihrer Belehrung für die Zukunft. Ich will es, selbst auf die Gefahr, daß Sie mich verachten werden. Auch ich gehöre zu der verworfnen Klasse der falschen Spieler. Noth und Elend hat mich so tief erniedrigt. Auch ich muß auf diese entehrende Weise meinen Unterhalt erwerben, weil — hier ballte sich seine Faust, — mir jeder andre Erwerbszweig verschlossen ist, und ich zu tief in diesem Labyrinth verwickelt bin. Erst heute erfuhr ich die Sache, und wurde zum Schmause eingeladen. Ich sah Sie, und Sie gefielen mir. Ich bedauerte Sie, und beschloß, Sie zu retten.

Sie spielten Pharao. Der, welcher die Karte abzog, ist der abgefeimteste Betrüger. Alle Karten,

welche er abzog, lagen schon so, oder kamen vielmehr durch seine Mischung in die Lage, daß Sie nicht gewinnen konnten. Man heißt dieses in der Gaunersprache einen Fuchs legen. Niemand bemerkt es, nur der, welcher in das Geheimniß eingeweiht ist, weiß, wie die Karten jedesmal liegen, und wie sie auf einander folgen. Ich beobachtete Sie. Hätten Sie nur wenig verloren, und Sich dann zurückgezogen, so würde ich Sie haben gehen lassen, und auch meinen Theil an dem Sündenlohn genommen haben, denn Sie verdienen eine kleine Züchtigung. Da ich aber wahrnahm, daß Sie alles, auch das Letzte zu wagen bereit waren: so eilte ich zu Ihrer Rettung herbey. Ich wartete ab, bis die Karten gemischt, und zu der neuen Taille, wie man es nennt, bereit lagen, damit ich meiner Sache gewiß war. Dann bat ich Sie, mich für Sie spielen zu lassen, und war überzeugt, daß jede Karte, welche ich besetzte, gewinnen mußte. Auch itzt hätte der Banquier mein Unternehmen noch vereiteln können, wenn ich weniger aufmerksam auf ihn gewesen wäre. Er durfte nur eine untere Karte vorziehen, oder, wie man es nennt, filiren, so wäre die ganze Lage des Spiels verändert worden. Ich wachte indessen über ihn, und hütete sorgfältig jede Bewegung seiner Finger. Hätte er es doch versucht, oder hätten Sie Sich geweigert, mich für Sie spielen zu lassen, so würde ich das Aeusserste gewagt, und die Sache öffentlich entdeckt haben, denn Sie sollten nun einmal gerettet werden, das hatte ich geschworen, und habe meinen Schwur gehalten.

12.

Unter diesem Gespräche waren wir an meiner Wohnung angekommen, wo ich Maiern, welcher vorüber

gehen wollte, herein nöthigte. Sie dürfen mich nicht verlassen, sagte ich zu ihm. Aus dem wenigen, was ich von Ihrem Schicksale hörte, sehe ich, daß Sie sehr unglücklich sind. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, vielleicht steht es in meiner Gewalt, etwas zur Linderung Ihres Kummers beizutragen. Schon früher hatte ich Sie beobachtet, und war entschlossen, Ihnen meine Dienste anzubieten, und nur die unselige Verwirrung meines Geistes an dem Spieltische hat mich daran gehindert.

Eine hohe Röthe stieg in Maiers Angesicht bey meiner Anrede. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und seine Brust hob sich schmerzhaft. Ihr Wohlwollen, sagte er, thut mir wohl, denn schon lange bin ich es nicht mehr gewohnt, daß eine menschliche Seele aus uneigennützigen Absichten Antheil an mir nimmt. Es gehört aber mit zu meinem Unglücke, daß ich meinen Kummer Niemanden ganz anvertrauen darf, und meine Lage ist von der Art, daß ich meinen Schmerz in den Busen verschließen muß. Vielleicht ändert es sich in der Folge, und dann sind Sie der Erste, in dessen Herz ich das Geheimniß meiner frühern Schicksale niederlege*). Ein geheimer Zauber zieht mich an Sie, und dürfte ich dem Drange meines Herzens folgen, so würde ich Sie nicht wieder verlassen, aber ich habe andere, und heilige Pflichten. Ein durch mich unglückliches Weib, und ein Kind, harren auf mich als ihren Versorger.

---

*) Dieser Augenblick ist eingetreten, und ich kenne seine Geschichte. Mit seiner Erlaubniß werde ich sie zur Belehrung unter dem Titel: Geschichte eines Spielers, bald öffentlich bekannt machen.

Das Gefühl des Unglücks fiel mit seiner ganzen Last auf Maiers Seele, und hemmte seine Sprache. Es ist mir nicht in der Wiege gesungen worden, fuhr er endlich fort, nachdem er sein Herz durch Thränen erleichtert hatte, wie tief ich einst sinken würde. Ein schwarzes Verhängniß stieß mich in die Verirrungen, aus welchen ich mich schon lang retten wollte, aber nicht kann. Ich suchte Beschäftigung, aber Niemand kannte mich, und Niemand wollte mir eine meinen Kräften angemessene Arbeit anweisen. Zur Handarbeit war ich zu schwach, verstand auch nichts davon, und zu betteln schämte ich mich. Mein unglückliches Schicksal führte mich in die Hände dieser Verführer, an welche ich mich aus Verzweiflung anschloß, denn die Noth war dringend, und mein hungriger Magen sowohl, als vorzüglich das Jammergeschrei der Meinigen mahnte mich um Brod.

Tiefen Eindruck machten Maiers Worte auf mein gefühlvolles Herz. Ich überlegte, was ich eigentlich zu seinem Besten thun könnte. Für die Folge war es mir vielleicht möglich, ihm Beschäftigung und Brod zu verschaffen, aber für itzt? — Ich entschloß mich endlich, ihm meine ganze Baarschaft einzuhändigen, und nur so viel zurück zu behalten, als zu meiner Rückreise nöthig war. Deutlich sah ich den Kampf, den mein Antrag in Maiers Herzen erregte. Ich darf Ihr edles Anerbieten nicht annehmen, rief er, aber ganz es auszuschlagen vermag ich in diesem Augenblick auch nicht. Durch den heutigen Auftritt habe ich mir viele Feinde zugezogen, und meine Sicherheit fordert es, daß ich mich eiligst entferne, allein die Meinigen warten auf Brod, wo soll ich welches finden? Diese zwanzig Goldstücke will ich von Ihrer Güte annehmen, fuhr er fort, indem

er das Uebrige mir wieder zuschob. Diese Summe langt hin zu meiner Rückreise, und auf lange zum Unterhalt für mich und die Meinigen. Eine geheime Ahndung, die mich selten noch betrog, sagt mir, daß mein Schicksal bald eine andere Wendung nehmen wird, und dann erhalten Sie Nachricht von mir. Kann ich das Geld Ihnen nicht wieder erstatten, so vergelte es Ihnen der Himmel, der keine gute Handlung unbelohnt läßt. Mit Thränen fiel er mir nun um den Hals, drückte einen heißen Kuß auf meine Lippen, aus welchem seine ganze Seele sprach, und eilte davon.

Auch ich schnürte meinen Bündel, und verließ einen Ort, wo mein Stolz und meine Eigenliebe so tief gekränkt worden waren.

13.

Mein Weg gieng nach dem Harzgebirge. Da hoffte ich die Ruhe meines Herzens wieder zu finden, und unter guten und unverdorbnen Menschen von meinen Schwachheiten mich zu entsündigen. Meine Phantasie mahlte mir schon die lieblichsten Bilder des Wiedersehens, und — meine Hoffnung wurde getäuscht. Herzlich zwar freuten sich Karoline und ihr Vater, mich wieder zu sehen, aber ihr Haus war indessen zum Thränenhause geworden, und die Hand des Schicksals lag schwer auf ihnen. Es war der lieblichste Herbstabend, an dem ich dem freundlichen Dorfe mich näherte. Ich kannte alle Wege, und wählte vorzüglich den, auf welchem ich ungesehen bis zu Karolinens Lieblingsplätzchen, ihrem Blumengarten kommen konnte. Ich sah sie im Geiste schon, wie sie die Blumen begoß, und vor freudigem Erstaunen, wenn sie mich sehen würde, die Gießkanne fallen ließ, allein ich stand schon lang am Eingange des Gärtchens, und

nirgends war Karoline zu sehen. Das Haus war geschlossen, und eine schauerliche Stille herrschte überall. Eine bange Ahnung ergriff mein Herz, und zitternd nahte ich mich der Thüre. Lange mußte ich pochen, ehe Jemand kam. Es war Karoline, welche blaß und mit rothgeweinten Augen vor mir stand. Gott Lob, rief sie aus, nachdem sie von der Ueberraschung sich erholt hatte, daß Sie da sind. Ich bedürfte eines Freundes, an den ich mich anhalten kann, um unter der Last des Kummers nicht zu erliegen. Viel Unglück hat uns getroffen, fuhr sie fort, indem sie mir die Hand reichte. Mein Vater liegt krank, und ich zweifle, daß er sich wieder erholen wird. Weilen Sie ein wenig hier, damit ich ihn auf ihr Erscheinen vorbereite. Er wird sich herzlich freuen, Sie wieder zu sehen. Vielleicht daß diese Freude seine Genesung befördert.

Ich suchte mich so gut ich konnte, zu fassen, und folgte dann Karolinen langsam nach. Wie so ganz verändert fand ich den lieben Alten! Er, der vor wenigen Monaten den Broken noch so munter bestieg, und im Heruntergehen mich jungen Mann beschämte, lag nun da, einer Leiche ähnlich. Seine Augen lagen tief, eine Bleifarbe war über sein Angesicht verbreitet, und der Athem hob sich mühsam aus der beengten Brust. Die Freude mich zu sehen schien indessen ihm neue Kräfte zu geben. Er versuchte es, sich im Bette aufzurichten, und reichte mir die zitternde Hand. Willkommen Freund, sagte er, doppelt willkommen in diesem Augenblick. Die Hand der Vorsehung hat mich getroffen, und die Bosheit der Menschen mich dem Grabe nahe gebracht. Ich fühle es, daß meine Stunde bald schlagen wird, und sanft will ich entschlummern in Freundes Armen.

Ist doch die Bürde nun von meinem Herzen genommen, daß Karoline einsam an meinem Sarge weinen, und Niemand in diesen traurigen Stunden haben wird, der ihrer sich annimmt, und mit gutem Rathe sie unterstützt. Sie sollen ihre Stütze nach meinem Tode seyn; denn nicht wahr, lieber Freund, Sie verlassen mich nicht in meiner letzten Stunde?

Ich versprach, bey ihm auszuharren, bis seine Krankheit zum Leben oder zum Tode sich entschieden haben würde, doch suchte ich den Keim der Hoffnung in sein Herz zu legen. Lächelnd schüttelte er den Kopf bey meiner Aeusserung. Ich fühle mich zu gut, lispelte er ganz leise, damit seine Tochter es nicht hören sollte, und weiß, daß ich nur noch wenige Tage zu leben habe, — doch des Herrn Wille geschehe! Karoline hatte es doch gehört. So sehr sie sich sonst Mühe gab, ihren Kummer vor des Kranken Augen zu verbergen, gegen die Gewohnheit so vieler Weiber, welche bey dem kleinsten Unglücke durch Heulen den Umstehenden zur Last fallen, so überwältigte sie doch jetzt der Schmerz. Schluchzend sank sie am Bette ihres Vaters nieder, und badete seine Hände mit ihren Thränen. Auch die meinigen flossen, und wäre es in meiner Gewalt gewesen, ich hätte einen Theil meiner Jahre dahingegeben, um das Leben des guten Alten zu fristen.

Dieser letzte Auftritt hatte den Pfarrer sehr erschüttert. Er fühlte sich schwach, und sank allmählig in einen sanften Schlummer, von dem ich mir viel Gutes versprach. Karoline und ich schlichen uns in die Nebenstube, von welcher aus wir jede Bewegung des Kranken beobachten konnten. Hier bat ich meine Freundin um die Mit-

theilung der Geschichte, welche ihren Vater auf das Krankenlager geworfen hatte.

14.

Sie waren kaum abgereist, sagte Karoline, als mein Vater von dem Präsidenten des Konsistoriums den Befehl erhielt, in der Stadt zu erscheinen. Er war niemals unser Freund gewesen, weil mein Vater seinem unbegränzten Stolz nicht genug schmeichelte, und es bloß bey der schuldigen Achtung bewenden ließ. Mein Vater konnte nicht begreifen, was die Ursache seiner Einberufung seyn könnte, doch, da er sich nichts vorzuwerfen hatte, gieng er getrost dahin. Der Präsident empfieng ihn freundlich, und schmeichelnd, welches sonst nie seine Gewohnheit war, und mein Vater wurde dadurch aufmerksam gemacht. Er vermuthete, daß wohl unter den Blumen eine Schlange verborgen liegen könnte, und hatte richtig geurtheilt. Auf großen Umwegen näherte sich endlich der Präsident seinem Zwecke, und machte meinem Vater den Antrag, daß er, der ohnehin alt und gebrechlich zu werden anfange, seine Pfarre gegen einen verhältnißmässigen Jahrgehalt abgeben soll. Es hätte sich schon Jemand gefunden, sagte er, welcher diese Stelle würdig bekleiden würde, und am Ende fand sich's, daß dieser Jemand der Hauslehrer des Präsidenten war. Unter der Bedingniß, daß er eine Freundin, welche in seinem Dienst alt geworden war, heirathen sollte, hatte ihm der Präsident die Pfarre in S** versprochen, denn er zweifelte keinesweges, daß mein Vater sich sogleich zum Ziele legen werde.

Wie sehr dieser Antrag meinen Vater empörte, können Sie beurtheilen, lieber Freund, da Sie ihn kennen. Seit dreißig Jahren hatte er in diesem Hause

gewohnt. Alle Einwohner liebten ihn, wie ihren Vater, und er sie als seine Kinder. Die Greise waren mit ihm alt geworden, und die Jungen unter seiner Leitung heran gewachsen. Die Asche seiner Gattin, meiner unvergeßlichen Mutter, ruhte hier. So viele Träume hatte er schon gemacht, wie er einst in meinen Armen hinüber gehen, und an der Seite seiner ihm so früh entrissenen Gattin dem Tage der Vergeltung entgegensehen wolle. Nun sollte er diesen Ort auf ewig verlassen. Als Greis sollte er sich eine neue Heimath suchen. Er sollte seine biedern Pfarrkinder, und all das Gute, was er seit so vielen Jahren gegründet hatte, Händen anvertrauen, welche vielleicht nicht nach seinen Absichten fort arbeiten würden. Er, dem Thätigkeit ein Bedürfniß war, sollte nun auf einmal unthätig werden. Er sollte von einem kleinen Gehalte leben, um mich einst hülflos und als Bettlerin in der Welt zurück zu lassen. Sie können denken, wie sehr dieses meinen Vater erschütterte.

Er erklärte mit Anstand, aber mit Festigkeit dem Präsidenten, daß er sich niemals dazu entschliessen werde, seine Pfarre zu verlassen. Er glaube, sagte er, seine Pflichten bisher treu erfüllt zu haben, und auch in der Folge noch erfüllen zu können. Er wolle arbeiten, so lang er es vermöge, und wenn er vor seinem Tode noch untauglich werden sollte, so wolle er sich selbst einen Helfer wählen, in den er Vertrauen habe, und von welchem er nicht erwarten müsse, daß er einreisse, was ihm aufzubauen so viele Mühe gekostet hatte. Was nach seinem Tode geschehe, dafür sorge er nicht weiter, und habe keine Rechenschaft dafür zu geben. Kurz — er wolle in seiner Pfarre leben, und auf solcher sterben.

Das war es, was mein Vater dem Präsidenten antwortete, welcher überall seinen Willen zu haben gewohnt war, und mit Gewalt durchgriff, wo es in Güte nicht gehen wollte. Er änderte nun auch gegen meinen Vater den Ton, und überhäufte ihn mit harten Worten. Er habe es gut mit ihm gemeint, sagte er, und habe ihn, um ihm eine Beschämung zu ersparen, im Guten zu einem Schritt bewegen wollen, den er nun gezwungen werde thun müssen. Es liege am Tage, daß er untauglich sey, und übrigens seyen Klagen gegen ihn vorhanden, die es ihm als Vorsteher zur Pflicht machten, die Sache genauer zu untersuchen. Er möge also nur hingehen, und den Erfolg erwarten. Mit diesem Bescheid entließ er meinen alten, bestürzten Vater.

15.

Karoline war hingegangen, nach ihrem Vater zu sehen, und da er ruhig schlief, so fuhr sie in ihrer Erzählung fort. Mein Vater kam zurück, und von ferne las ich auf seinen Mienen die Bothschaft des Unglücks. Weinend fiel er mir um den Hals, und erzählte mir den Vorgang. Ich suchte ihn zu trösten, indem ich äusserte, daß dieses vielleicht ein blosser Versuch von dem Präsidenten war, welcher, wenn er seine Festigkeit sehen würde, es nicht wagte, mit Gewalt durchzudringen, und es gelang mir, ihn zu beruhigen. Wie gerne glaubt man nicht, was man wünscht? Wie schwer fällt es dem Biedermann, an der Tugend anderer Menschen zu zweifeln? Er lebte wieder auf, und schmeichelte sich, daß die Unglückdrohenden Gewitterwolken vorüber ziehen würden, allein bald brach der Sturm in seiner vollen Stärke aus.

Es sind nun vierzehen Tage, daß der Präsident seine Drohungen wirklich in das Werk setzte. Mein Vater

wurde neuerdings vorgerufen, und es wurden ihm Klagpunkte vorgelegt, über deren Schwärze er mit Recht schauderte. Es fiel ihm indessen nicht schwer, sich zu rechtfertigen, allein seine Stimme fand keinen Eingang. Die Beysitzer durften, oder wollten dem Präsidenten nicht widersprechen, und das ungerechteste Urtheil wurde gefällt. Mein Vater wurde wegen Unvermögen, und einigen unbedeutenden Vernachlässigungen, seines Amtes entsetzt, und die Pfarre als erledigt angesehen. Aus besondrer Gnade sollte er den dritten Theil der Einkünften bis an seinen Tod geniessen, in vier Wochen aber das Pfarrhaus dem Nachfolger räumen.

Mein Vater machte Einwendungen gegen dieses Urtheil, und wendete sich an den Fürsten, allein umsonst. Seine Feinde waren ihm zuvorgekommen, und er wurde abgewiesen. Mehr todt als lebendig kam er zurück, und an dem zweyten Tag lag er schon auf dem Krankenbette. Die Einwohner haben alle Mittel versucht, ihren Vater, wie sie ihn nennen, zu retten, aber auch ihre Bemühungen waren vergeblich. Ich zweifle, daß mein Vater sich erholen wird. Sollte er sterben, so wünsche ich indessen, daß es geschehe, ehe er aus dem Hause verdrängt wird, denn dieser Schmerz würde quälender für ihn seyn, als der Tod.

16.

Das Schicksal dieser guten Menschen rührte mich tief. Ich bedauerte den biedern Alten, welcher ein Opfer der Bosheit wurde. Von jeher empörte mich nichts so sehr, als zu sehen, wie Machthaber ihre Gewalt mißbrauchen, und unter dem Deckmantel des Rechts die schreiendsten Ungerechtigkeiten begehen. Daß mir des Pfarrers Unglück näher zu Herzen gieng, weil er Karolinens Vater war,

ist leicht begreiflich. Ich bemühte mich das trostlose Mädchen zu trösten, und war eben im Begriffe, über die Mittel nachzudenken, wie der Sache vielleicht noch eine bessere Wendung zu geben wäre, als der Kranke erwachte.

Wir eilten zu ihm hin, und fanden ihn durch den Schlaf gestärkt. Ich bot alles auf, Muth und Hoffnung in sein Herz zu sprechen, und versprach ihm noch einmal, ihn in seiner Lage nicht zu verlassen. Ich sah es, wie wohl ihm diese Zusicherung that. Gern hätte ich diesen Augenblick benützt, ihm von meinen Absichten auf Karolinen etwas zu sagen, allein ich hatte mit ihr noch nicht darüber gesprochen, und wollte ihr in diesen Stunden des Kummers durch eine Ueberraschung nicht lästig fallen. Die anscheinende Besserung des Kranken war indessen von kurzer Dauer. Er wurde von Tag zu Tage schwächer, und man sah es, daß seine Lebenslampe am Verlöschen war. Karolinens Schmerz war gränzenlos, allein sie betrug sich mit einer Sanftmuth, mit einer anscheinenden Standhaftigkeit, welche sie mir unendlich theurer machten.

Nur noch drey Tage waren hin bis zu dem Augenblicke, daß der Kranke das Haus verlassen sollte. Wir zitterten vor dieser Stunde, und ich überlegte, wie wir bei diesem Auftritte uns benehmen wollten. Die Vorsehung überhob uns dieser traurigen Mühe. Wir sassen eben am Bette des Pfarrers. Seine Hände lagen gefaltet auf seiner Brust, und sein Aug stand gen Himmel. Er schien gebetet zu haben. Schon lang hatte er nicht gesprochen, denn seine Entkräftung war groß. Itzt ermunterte er sich, und reichte mir die Hand. Ich fühle es, sagte er, daß ich bald meines Jammers entledigt werde, und ich freue mich darüber. Nur eine Bürde

lastet noch auf meinem Herzen, und diese ist meine Karoline. Was wird aus ihr werden, wenn ich sterbe? Wie wird sie sich durchschlagen durch das Gewirr der Welt, ohne Freund, ohne Stütze? Sie hat einen Freund, einen zärtlichen Freund, rief ich aus, von meinen Gefühlen überwältigt. Ich bin dieser Freund, welcher väterlich für sie sorgen will, welcher schon lange gewünscht hat, durch seine Hand sie glücklich zu machen. Verzeihen Sie mir diese Ueberraschung, sagte ich zu Karolinen, welche überrascht einer Bildsäule ähnlich da stand; nur der Gedanke, daß es vielleicht Ihrem Vater die Stunde des Scheidens erleichtern wird, konnte mich bewegen, in dieser so wenig dazu geeigneten Stunde den Antrag zu thun. Schon lange liebe ich Sie, und nur an Ihrer Seite werde ich glücklich seyn.

Lächelnd wie ein Engel des Friedens, blickte der Greis voll Erwartung auf seine Tochter. Erröthend sank sie erst auf seine Hand, und dann unter dem Geständniß ihrer Gegenliebe in meine Arme. Wollte ich das Bild eines Verklärten schildern, so zeichnete ich itzt die Miene, mit welcher der sterbende Vater auf uns hinblickte. Eine Thräne rollte über seine eingefallenen Wangen, seine Lippen rötheten sich zum Letztenmale, und sein fast erloschnes Aug fieng noch einmal zu glänzen an. Zitternd legte er die Hände auf unser Haupt, und drückte es sanft. Der Himmel hat meinen geheimsten Wunsch erfüllt, sagte er, er ertheile euch seinen Segen! Nun sterbe ich gerne, denn ich hinterlasse meine Tochter versorgt, und in den Armen eines Biedermanns. Wir umfaßten ihn, und hiengen lange in stummer Umarmung. Meine Stunde schlägt, seufzte er, und versuchte noch

schwach, uns an sein Herz zu drücken. Ein leises Zucken, und er verschied in unsern Armen.

17.

Wohl nie sind die Schwüre ewiger Liebe an einer heiligern Stätte abgelegt worden. Sanft legten wir den Verblichenen auf sein Lager zurück, und reichten uns dann die Hände über seiner Leiche. Er starb, sagte ich zu Karolinen, indem er uns segnete. Wir wollen sein Andenken ehren dadurch, daß wir unsere Pflichten treu erfüllen, und wenn wir einst dahin kommen, wo er nun ist, so sey die Versicherung, daß wir glücklich in unsrer Verbindung waren, das Erste, womit wir ihn beim Wiederfinden begrüssen. Amen, sagte Karoline, und drückte noch einen Kuß auf die kalten Lippen ihres Vaters.

Wir machten nun Anstalt zur Räumung des Hauses, und thaten wohl daran, denn am dritten Tage mit dem frühsten Morgen erschien der neue Pfarrer. Noch stand die Leiche im Hause, und eben waren wir im Begriffe, den Deckel auf den Sarg zu legen, als wir ihn ankommen sahen. Er mochte wohl den Auftritt nicht erwartet haben, der seiner harrte, und wollte zurücktreten, als er die Leiche auf der Flure sah, allein ich hatte ihn schon bei der Hand ergriffen, und zog ihn kraftvoll zu dem Sarge hin. Hier liegt der Mann, sagte ich mit nachdrucksvoller Stimme, den die Bosheit der Menschen mordete. Blicken Sie her! Im Tode noch behielt er jene ruhige Miene, welche nur dem Biedermanne eigen ist. Er verschied ohne Gröll gegen seine Feinde. Folgen Sie den Fußstapfen des edlen Mannes, nur dadurch können Sie die Welt mit Sich aussöhnen, daß auch Sie ihn verdrängen halfen.

Meine Absicht war, den Mann zu erschüttern, und

sie gelang mir vollkommen. Wer sind Sie, sagte er tief gerührt, der so nachdrücklich zu meinem Herzen spricht? Der Freund des Verstorbenen, antwortete ich, und der Verlobte seiner Tochter, welche man auf eine grausame Art zur Waise machte. Ich begreife, sagte er nun, daß ich in Ihren Augen ein Greuel seyn muß, allein hüten Sie Sich vor einem zu voreiligen Urtheil. Ich wußte von dem gewaltthätigen Verfahren gegen den Verstorbenen kein Wort, bis es geschehen war. Ich würde es sicher nicht gebilligt, und lieber noch länger das traurige Leben der Abhängigkeit fortgelebt, als einen andern von der Stelle verdrängt haben.

Die Folge hat es gelehrt, daß der Mann nicht heuchelte. Er war wirklich ein edler Mensch, welcher es verdiente, der Nachfolger meines Schwiegervaters zu werden. So sehr die Einwohner von S** im Anfange gegen ihn eingenommen waren, so gelang es ihm, sie mit sich auszusöhnen, und ihre Liebe zu gewinnen. Er arbeitete treulich fort an dem Gebäude, zu welchem der Verewigte die Grundsteine legte, und fand kein Vergnügen daran, das niederzureissen, was der Vorfahrer erbaute, wie das so oft der Fall im menschlichen Leben ist.

18.

Der Tag, an welchem man Karolinens Vater zu Grabe trug, war ein wahrer Tag der Trauer. Da floß keine Thräne, welche nicht vom Herzen kam. Greise wankten an ihrem Stabe daher, und wünschten neben ihrem Freund ruhen zu können. Da war keiner im Dorfe, der nicht gern alles aufgeopfert hätte um dem Verstorbenen das Leben zu erkaufen. Das ist des Biedermanns schönster Lohn, daß sein Andenken im Segen bleibt. Reichthum und Ansehen schwinden, und der,

vor dessen Winken Tausende zitterten, modert eben so gut, als der, welcher am Abend oft nicht wußte, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legen sollte. Ungerührt geht man vorüber an dem Grabe eines Lasterhaften, und wäre er in seinem Leben ein Crösus gewesen, aber mit heiligem Entzücken wallt man hin zum Hügel, der einen Menschenfreund deckt, und weiht ihn ein, mit Thränen des Dankes.

Karolinens Abreise von dem Orte, an dem sie geboren und erzogen wurde, und wo sie so manchen frohen Augenblick erlebt, aber auch so manche Thräne geweint hatte, war ein andrer, eben so rührender Auftritt. Noch einmal besuchte sie an meiner Hand die Stätte, wo die theuren Ueberreste ihrer Eltern ruhten. Wer beschreibt ihren Schmerz, als sie sich von ihnen trennen mußte? Herzlichen Abschied nahm sie von allen im Dorfe, die sie liebten und ehrten, und fuhr dann mit mir zu einer Muhme, wo sie die Trauerzeit abwarten, und des Augenblicks harren wollte, daß ich käme, sie als Gattin heimzuführen.

Sie erschien endlich, diese Zeit, und mit ihr das höchste Glück meines Lebens. Karoline ist die treueste, zärtlichste Gattin, und die liebevollste Mutter. Zwey Pfänder ihrer Liebe gab sie mir, ein Mädchen, welches ganz das Ebenbild ihrer guten Mutter ist, und einen Knaben, der mir nur bis in die kleinsten Eigenheiten gleicht. Auch Anlage zum künftigen Schriftsteller zeigt der Junge schon, denn seine größte Freude ist, wenn er in meinen Papieren kramen, und mit meinen Federn spielen kann. Das ist, wie mich ein alter Praktikus versicherte, das erste Erfoderniß zum Schriftsteller dieser Zeit, daß er nemlich gern in fremden Papieren wühle,

um daraus Dinge zusammen zu stoppeln, die er dann für eignes Machwerk ausgiebt, und dann, daß er gesunde Finger habe, und die Feder tüchtig zu handhaben wisse. Kopf, meinte er, wäre keine nothwendige Sache, und mancher hätte schon sein Glück gemacht, — ohne Kopf. Wenn nur nicht ein Kritiker aufsteht, der da versichert, auch ich habe ohne Kopf geschrieben, doch wenn auch, — ich habe von den Zeiten her, da ich im sechsten Stockwerke wohnte, noch eine dicke Haut, daß man die Schamröthe nicht sogleich durchschimmern sieht.

Meinem Jungen werde ich indessen die Lust zum schreiben nach allen Kräften zu vertreiben suchen. Die Federn beschmiere ich ihm, daß er einen wahren Ekel davor bekomme, und auf das Papier mahle ich ihm so fürchterliche Fratzen, daß er angstvoll davor zurückschaudere. Wenn er mich einst versteht, so entwerfe ich ihm ein Bild von dem Elende eines Bücherschreibers, welcher nichts hat, als seine Feder, und wie ein Bettler an den Thüren der Verleger abgefertigt wird. Er soll mir ein zunftiges Brodgewerbe erlernen, das seinen Mann nährt, und in welchem Meister und Gesellen sich des armen Zünftigen annehmen. Der Gelehrte kann mit aller seiner Wissenschaft sehr oft erhungern, und viele Meister und Gesellen im gelehrten Handwerk fischen ihm lieber das Brod von dem Munde weg, als daß sie ihm ein Stückchen zuwenden sollten. Hat er irgend etwas gelernt, das ihm Brod giebt, und er behält doch noch Lust zum Bücherschreiben, nun in Gottes Namen, aber zurufen werde ich ihm immer: lieber Sohn! hüte dich, alle deine Hoffnung auf deine Feder zu setzen, denn sie nährt ihren Mann nur kümmerlich, und Dank ist auch nicht damit zu verdienen, den Fall ausgenommen, daß

man ein Lieblingsschriftsteller werde. Dazu gehört aber viel, — sehr viel. Nicht jeder, welcher im sechsten Stockwerke wohnet, und seinen Rock mit Romanenfragmenten flickt, hat das Glück, wie dein Vater, daß eine alte Muhme ihn zum Erben einsetze, und daß er in Kalendern Reisegeld finde, um ein braves Weib, — des Himmels schönsten Segen, — sich zu holen!

Karl Helmreich, ein Muster der Dankbarkeit.

Dankbarkeit ist wohl unter allen Tugenden jene, welche dem Herzen eines fühlenden Wesen am angemessensten zu seyn scheint, so wie Undankbarkeit der Natur des Menschen zuwider ist. Was ist natürlicher, als den Werth erhaltner Wohlthaten zu fühlen; in Worten und Handlungen dieses Gefühl auszudrücken, und jede Gelegenheit zu ergreifen, erhaltene Wohlthaten zu vergelten? Was ist im Gegentheil empörender, was unnatürlicher, als die Wohlthat zu vergessen; dem der uns wohl that, wehe zu thun, und Gutes mit Bösem zu lohnen? Wahrlich, man sollte glauben, die Undankbarkeit wäre eine unmögliche Sache, wann uns nicht die tägliche Erfahrung von dem Gegentheil überzeugte.

Karl Helmreich war der Sohn eines sehr angesehenen Kaufmanns in einer der blühendsten Handelsstädte Deutschlands. Seit vielen Jahren war der Fleiß, und die natürliche Folge desselben — der Wohlstand, in Helmreichs Familie erblich. Es war kein, auch nur halbweg

angesehener Kaufmann in der bekannten Welt, welchem der Namen Helmreich nicht bekannt war, und ein Wechsel aus diesem Hause wurde nicht selten dem baaren Gelde vorgezogen. Karls Vater erbte unermeßlichen Reichthum, eine ausgebreitete Handlung, und was noch mehr, als alles dieses ist, einen festgegründeten Kredit. Was den Fleiß anbetraf, trat er ganz in die Fußstapfen der Helmreiche, denn von Jugend an an Arbeit gewöhnt, war ihm dieselbe so mechanisch nothwendig geworden, daß ihm nie wohler war, als wenn er hinter seinem Pulte saß, und Zahlen mahlen konnte. Glich er aber in diesem Stücke seinem Vater, so war er ihm in andern, sehr wesentlichen Stücken ganz unähnlich. Jener hatte nebst einem unerschütterlichen Fleiße, auch einen hellen Kopf, und Festigkeit in Herz und Charakter, welche leider Karl's Vater ganz fehlte. Sein Kopf arbeitete bloß mechanisch, und verfolgte den einmal gebahnten Weg, aber selbst nachzudenken, selbst etwas zu erfinden, die Umstände richtig zu beurtheilen, Folgerungen daraus zu ziehen, und sichere Spekulationen darauf zu gründen, lauter wesentliche Erfordernisse für einen Kaufmann, dieses war er durchaus nicht im Stande. Mit der Festigkeit des Charakters sah es noch schlimmer aus. Er liebte zwar das Geld, weil er von Jugend an dasselbe schätzen gesehen hatte, und weil es ihm wohl that, mit vollen Händen darin wühlen zu können, allein die wahre Art Geld zu verdienen, das Verdiente zu erhalten, und doch mit Anstand zu genießen, das verstand er nicht. Wenn er von einer Seite geizig war, so war er von der andern schwach genug, von dem Strom des Luxus sich dahin reissen zu lassen, alle auch noch so thörichte Moden und kostspielige Narrheiten mit zu machen, und wie

es allen schwachen Menschen zu gehen pflegt, so gieng es auch ihm. Er setzte seinen ganzen Werth in seine vollen Kisten, war stolz darauf, und ließ sich durch diesen kleinlichen Stolz, da er es nicht ertragen konnte, daß Andere ihn übertreffen sollten, zu den lächerlichsten Verschwendungen dahinreissen, welche seiner Kasse weh thaten, und seinem Handel Schaden gethan haben würden, wenn er minder fest gegründet gewesen wäre. Doch dieses alles möchte noch hingegangen seyn, wenn er nur sonst Selbstständigkeit gehabt hätte. Als Handlungsdiener wäre er mit seinem eisernen Fleiße unter der Leitung andrer ein unvergleichlicher Mann gewesen, allein an der Spitze eines ausgebreiteten Geschäftes zu stehen, alle die Federn dieses großen Uhrwerks gehörig zu spannen, und dem Ding überall auf den Grund zu sehen, dazu fehlten ihm alle Anlagen. Daher waren auch in seinem Hause die Diener eigentlich die Herren, er hieng von ihnen ab, war niemals von dem wahren Zustande seiner Geschäfte ganz unterrichtet, und hätte schon lang zu Grunde gehen müßen, wenn ihm das Schicksal weniger treue Diener zugewiesen hätte, oder wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, daß ein so gegründeter Koloß, als sein Handlungshaus war, einstürzen konnte, ehe vorher die Grundsteine nach und nach unterwühlt wurden. Außer seiner Schreibstube sah es für seine Selbstständigkeit noch schlimmer aus. Er war der eigentliche Sclave eines eitlen, modesüchtigen, verschwenderischen Weibes. Seine Verbindung mit ihr wurde als Handelsspekulation von den Vätern betrieben. Er heirathette seine Frau, weil es sein Vater wollte, weil er übrigens niemals einen eignen Willen hatte, und weil es ihm gleichgültig war, mit welchem Weibe er zu Bette gehen sollte.

und sie gab ihm die Hand, weil sie nicht ihn, sondern seine vollen Kisten liebte, und weil sie bey ihrem hellen Kopf berechnen konnte, bald die unumschränkte Herrin zu werden. Dieses geschah auch, denn Helmreich hieng in allem von seinem Weibe ab; durfte niemals, auch zu ihren lächerlichsten Forderungen, nein sagen; durfte höchstens im Stillen seufzen, wenn er einen schweren Geldsack nach dem andern zu ihren Verschwendungen herbeischleppen sah, und mußte sich es gefallen lassen, dem eitlen Weibe zu Gefallen, mit allen zu brechen, mit denen sie sich nicht vertragen konnte, und sich so die Verachtung vieler, und das Mitleiden aller zuzuziehen.

So stand es im Helmreichischen Hause, als Karl geboren wurde. Seine erste Erziehung war so, wie es sich denken läßt. Der Vater saß in der Schreibstube, oder ließ sich von seinem Weibe von einer Gasterey zu der andern zur Schau umherschleppen, und war überhaupt der Mann nicht, einen jungen Menschen bilden zu können. Die Mutter war zu sehr in dem Strudel der großen Welt versunken, als daß sie sich mit ihrem Kinde hätte abgeben können, und dünkte sich zu vornehm, als daß sie sich mit ihm hätte abgeben wollen. Karl blieb also in den Händen der Miethlinge, und so ein großes Unglück es sonst für einen jungen Menschen ist, in solche Hände zu gerathen, der Pflege, Wartung und Erziehung der Eltern entbehren zu müssen, so war es für ihn kein Unglück, denn sicher wäre er unter ihren Händen an Leib und Seele verkrüppelt worden, da er izt, wenigstens was den Körper anbetrifft, als ein muntrer und gesunder Junge heranwuchs. Auch für seinen Geist hatte das Schicksal, das sich so mütterlich der Sterblichen annimmt, ohne es ihnen je zu Dank machen

zu können, gesorgt. Karl erhielt einen Hofmeister, denn daß es die Mutter unschicklich gefunden haben würde, ihren Sohn mit andern ehrlichen Christenkindern in die wirklich nicht schlechte Anstalt der Stadt zu schicken, läßt sich denken, und daß der Vater zu allem ja sagte, ist schon bemerkt worden. Karl bekam also einen Hofmeister, und zum Glück für ihn, einen geschickten, und was noch mehr ist, einen biedern Mann, welcher die schwere Kunst verstand, den Kopf und das Herz eines jungen Menschen zu bilden. Daß gerad ein so vortreffelicher Mann, als Herr Ewald, so hieß er, in das Helmreichische Haus als Hofmeister kam, war Fügung des Schicksals, denn Herr Helmreich der Vater war zu sehr mit Zahlen beschäftigt, als sich um die Auswahl eines Lehrers für seinen Sohn bekümmern zu können, und dann, wie hätte er wohl eine glückliche Auswahl treffen können, er, der selbst an Leib und Seele vernachläßigt war? Höchstens würde er sich, wenn es von ihm abgehangen wäre, für einen Hofmeister zu sorgen, einen solchen von einem Handlungsfreunde, wie einen Ballen Waaren, unter dem Geleite Gottes haben zusenden lassen, und mit jedem Subjekt zufrieden gewesen seyn, wenn nur die Fracht und die Spesen nicht zu hoch zu stehen gekommen wären. Dame Helmreich wußte indessen zu gut, was der Ton der großen Welt mit sich brachte, als daß sie sich das Recht hätte nehmen lassen, den Hofmeister für ihren Sohn zu benennen. Sie hatte auch wirklich schon Bestellungsbriefe in alle Welt deßwegen ergehen lassen, denn sie zog, wie so viele andere, den fremden Menschen immer dem einheimischen verdienten Mann vor, bloß deßwegen, weil er fremd ist. Sie hatte so viele, und so sonderbare Bedingnisse fest-

gesetzt, daß, wenn es wirklich darauf angekommen wäre, sich kein solches Subjekt gefunden hätte, oder wenn ja ein solches hätte aufgetrieben werden können, der Mensch gewiß ein ausgemachter Geck gewesen wäre. So aber sorgte diesesmal der Himmel für Karl. Ein Großer des Landes war einst bey Helmreich, — denn es ist wohl nichts seltenes, daß die, welche mit Stolz und Verachtung auf den armen Bürgerlichen herabsehen, bey den Reichen ihren Stolz zu vergessen scheinen, weil es ihnen an ihrer Tafel trefflich schmeckt, oder weil sie mit ihren Geldsäcken verwandt sind, — als von der Nothwendigkeit gesprochen wurde, einen Hofmeister anzunehmen, und er empfahl Herrn Ewald als einen tüchtigen Menschen. Dame Helmreich war geschmeichelt durch den Gedanken, einen Hofmeister aus der Hand des Mannes zu erhalten, welcher an der Spitze des Landes stand, und somit war die Sache abgethan. Freilich hatte die Dame gleich in den ersten Augenblicken Manches gegen den neuen Hofmeister einzuwenden, da Herr Ewald reinlich, aber schlicht und ohne allen Modetand gekleidet erschien, der Frau des Hauses mit keinem süssen Bückling die Hand küßte, sondern nur mit Würde sich verbeugte, und sich die unerhörte Freiheit nahm, über Manches, das sie sagte und von einem Hofmeister forderte, anderer Meynung zu seyn. Ohne Zweifel würde Herr Ewald nach der ersten Stunde wieder entlassen worden seyn, wenn er nicht von so hoher Stelle empfohlen gewesen wäre. Würde dieses nicht, sagte Dame Helmreich, S. Exzellenz, der ein Freund des Hauses ist, — bey diesem Worte seufzte Herr Helmreich, und besah mit mehr Ausdruck, als man sonst in seinem nichtssagenden Gesichte zu sehen gewohnt war, den Schlüssel seines Geld-

schranks, — im höchsten Grade beleidigen? und dann hoffte sie, daß sich die rohe Seite des neuen Lehrers unter ihrer Leitung schon abschleifen werde. Die Sache blieb also abgethan, und Herr Ewald trat seine Stelle bey Karln, dessen Liebe und Vertrauen er in wenig Tagen zu erwerben wußte, an. Frau Helmreich vergaß bald unter wichtigern Geschäften, — in was die Geschäfte eines eitlen, modesüchtigen Weibes bestehen, läßt sich errathen, — des Vorsatzes, den Hofmeister ihres Sohnes zuzustutzen. Herr Helmreich nahm sich der Sache gar nicht an, und wenn er je auf Herrn Ewald herabblickte, so geschah es mit dem deutlichen Ausdruck der Verachtung, denn Herr Ewald war ja nur ein Gelehrter, der höchstens zum Schulmeister gut genug war, und verstand nichts von dem Handel, wußte nicht einmal eine Faktura ohne Fehler aufzusetzen, oder eine Kiste zu packen. Wahrlich der Markthelfer war in seinen Augen ein wichtigerer, ein bedeutenderer Mensch, als alle Gelehrten der Welt. Unter diesen Umständen behielt Herr Ewald bey seinem Zögling freye Hände, und er benutzte es als ein ehrlicher, und hellsehender Mann. Er bildete aus dem zehnjährigen Karl in kurzem einen hoffnungsvollen Jüngling, streute den Saamen der gemeinnützigsten Tugenden in sein Herz, öffnete dasselbe jedem schönen Gefühl, und machte seine Seele für das Gute empfänglich. Seinen Geist entwickelte er auf das Beste, und nach einem meisterhaft entworfenen Plan. Was würde aus Karln geworden seyn, wenn er lang unter der wohlthätigen Leitung dieses Mannes hätte bleiben können, aber bald riß ihn das Schicksal von seiner Seite, und warf den jungen Menschen in die brausende Welt. Bey Frau Helmreich hatte sich Herr Ewald,

ohne es indessen an der schuldigen Achtung gegen sie fehlen zu lassen, in solches Ansehen zu setzen gewußt, daß sie nach einigen mißlungnen Versuchen mit ihren Forderungen sich nicht mehr hervorzutreten getraute. Freilich schlug sie manchmal die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie von dem Tanzmeister ihres Sohnes hörte, daß dieser nicht einmal die vier Positionen zu machen verstehe, und war untröstlich, daß Karl an all den lärmenden Gesellschaften, in die sie ihn öfters gegen Ewalds Vorstellungen zog, keinen Geschmack fand. Da er indessen mit Anstand sich zu benehmen wußte, so hoffte sie, daß sich das Uebrige in der Folge, noch finden würde, und ließ der Sache ihren Lauf. Herr Helmreich schüttelte auch manchmal den Kopf, wenn er durch Zufall, denn die Mühe nachzusehen gab er sich nicht, bemerkte, welche Fortschritte sein Sohn in der Geographie, in der Geschichte, und in mehr andern Wissenschaften gemacht hatte. Rechnen meinte er sey die Hauptsache, und wer dieses aus dem Grunde verstehe, wisse mehr, als all der Flittertand werth sey. Da er indessen wahrnahm, daß Karl in der franz., engl. und italienischen Sprache fortschritte machte, so gab er sich zufrieden, und hoffte, das Uebrige werde sich geben, so bald er ihn unter seine Aufsicht auf die Schreibstube nehme, welches nun bald geschehen sollte. Uebrigens schien Herr Helmreich seit geraumer Zeit äußerst beschäftigt, meist übel gelaunt, und daher nicht aufgelegt zu seyn, sich viel um den Sohn zu bekümmern.

Auf solche Weise verstrichen noch einige Jahre. Frau Helmreich lebte ohne Sorge, und unter rauschenden Vergnügungen in den Tag hinein, verschwendete das Geld ihres Mannes mit offnen Händen, sammelte um sich

einen Kreis, nach ihren dampfenden Schüsseln hungriger Schmeichler und Tellerlecker, und stieß alle jene zurück, welche sich durch den eitlen Schimmer nicht blenden ließen. Herr Helmreich schwitzte hinter seinem Pulte, mit jedem Tage grub sich eine neue Falte auf seine Stirn ein, und er war nicht im Stande, seine Unruhe zu verbergen. Die Komtorbedienten rechneten und rechneten, und bey jeder neuen Bilanz ward die Verlegenheit gröſſer. Ein alter Buchhalter, ein Erbstück von Helmreichs Vater hob warnend, aber fruchtlos, seine vom Alter zitternde Hand empor. Karl wuchs heran an Körper und an der Seele als eine Hoffnungsvolle, vielverſprechende Pflanze. Mit jedem Tag bereicherte er seinen Kopf und sein Herz mit neuen Kenntnissen und Gefühlen, und er reifte still und unbemerkt zum herrlichen kraftvollen Mann heran. Alles erschien ihm zwar im Rosenlichte, wie das in diesem Alter gewöhnlich der Fall ist, aber nichts desto weniger bemerkte er Manches in seines Vaters Hause, was ihm nicht gefiel, und bange Ahndungen verbitterten manchen Augenblick seines sonst harmlosen Lebens. Er ließ sich zwar nie darüber aus, allein daß er richtig bemerkte, und mit mehr Festigkeit, als sich von seinem Alter erwarten ließ, einen Plan für die Zukunft entwarf, hat die Folge bestättigt. Herr Ewald war der väterliche Freund seines Zöglings, und erfüllte treulich die Pflichten des Lehrers, und des Freundes. Er suchte Karln zu einem guten, und in jedem Fache, wohin ihn das Schiksal einst führen könnte, brauchbaren Mann zu bilden. Seinem Scharfblik konnte es nicht entgehen, daß durch den Tollsinn der Mutter, und die Schwachheit des Vaters unglücksschwangere Wolken über das Haus emporstiegen, und er richtete, ohne sich jedoch,

da es zu nichts führen konnte, etwas davon merken zu lassen, seinen Bildungsplan darnach ein.

Es war an einem schönen Sommerabend, da Frau Helmreich eben von ihrem Putztisch, an welchem sie gewöhnlich mehrere Stunden verweilte, sich erhob, und eben nach dem vor der Thüre harrenden Wagen gehen wollte, um einem Feste beizuwohnen das auf ihre Veranstaltung auf einer nahe bey der Stadt romantisch gelegenen Insel gegeben werden sollte, als Karl mit herabhängenden Haaren, triefenden Kleidern, und mit der Miene der Verzweiflung hereinstürzte, seine Mutter anreden wollte; aber, ehe er ein Wort hervorbringen konnte, zu ihren Füßen leblos hinsank. Starr von Schrecken stand sie da, und wollte eben nach Hülfe rufen, als ein neuer Auftritt ihre Zunge lähmte. Zwey Bedienten brachten Herrn Helmreich, vom Wasser aufgedunsen, an mehreren Orten im Gesicht, und an den Händen verwundet, und legten ihn stillschweigend auf das im Zimmer befindliche Ruhebett. Alle Hausgenossen stürzten herbey, und Ausdrücke des Schmerzes unterbrachen die fürchterliche Stille. Auch ein Arzt trat fast zur gleichen Zeit im Zimmer ein, und wußte im ersten Augenblicke selbst nicht, wem er zu Hülfe eilen sollte, dem Vater, oder dem Sohne, welcher ohne Zeichen des Bewußtseyns auf der Erde lag, oder der Mutter, welche wie angewurzelt, ein Bild des Schreckens, auf der nämlichen Stelle unbeweglich stand. Sie erholte sich indessen bald, Thränen machten ihrem gedrückten Busen Luft, und als bald nachher auch Karl zum Bewußtseyn zurückkehrte, und der Mutter mit wenig Worten das Räthsel löste, so hatte sie sich schon so sehr gefaßt, daß sie mit vielem Anstand in Ohnmacht fallen konnte. Der Arzt kannte diese Art Ohnmachten, und

wußte, was er davon zu halten hatte, das zeigte sein Benehmen, denn er überließ die Ohnmächtige den Händen ihrer Weiber, zog Karln in ein Nebenzimmer, um ihm eine Ader zu öffnen, und eilte dann dem alten Herrn zu Hülfe. Hier kam indessen alle Hülfe zu spät, und alle Mittel blieben ohne Wirkung. Karl stand mit gerungnen Händen, und als seine Mutter, nachdem sie lange genug die Ohnmächtige gespielt hatte, endlich mit vieler Grazie zu sich kam, erzählte er ihr, daß er, als er an seinem Liehlingsplätzchen im Garten, durch welchen der Fluß sich schlängelte, saß, etwas Schwarzes auf dem Wasser dahertreiben sah, welches er bald als den Hut seines Vaters erkannte. Voll banger Ahndung eilte er den Strom aufwärts, sah die Perücke seines Vaters auf dem Wasser, und glaubte ihn selbst am jenseitigen Ufer zwischen einigen Baumwurzeln eingeklemmt zu erblicken. Ohne weiters stürzte er sich in den Fluß, kam glücklich an das jenseitige Gestad, und überzeugte sich bald, daß er recht gesehen hatte. Es gelang ihm, trotz seiner Anstrengung, nicht, den Vater loszumachen, und er würde vielleicht selbst im Wasser umgekommen seyn, wenn nicht der Gärtner mit seinen Leuten herbeigeeilt wäre. Sie zogen Vater und Sohn mit vieler Mühe aus dem Wasser, doch kaum sah sich Karl auf dem Trocknen, als seine ganze Besinnung zurückkehrte. Er schickte nach dem Arzt, ließ seinen Vater wegtragen, und eilte voraus, um die Mutter auf den traurigen Anblick vorzubereiten. Wie da seine Kräfte erlagen, haben wir gehört.

Herr Helmreich blieb ungeachtet aller angewandten Mittel todt, und seine Gattin weinte und klagte nach abgemessnen Tönen. Im Grunde mochte sie wohl am tiefsten bedauren, daß dieser garstige Vorfall sie um die

Vergnügungen des heutigen Abends bringen sollte. Sie kannte das ganze Unglück noch nicht, denn sie war zu leichtsinnig, über die Folgen ihrer Verschwendung nachzudenken. Karl war sogleich auf der rechten Spur, und als er, nachdem der Arzt erklärt hatte, daß alle Rettung für den Vater unmöglich wäre, in die Schreibstube eilte, so überzeugte er sich bald, daß Verzweiflung den Unglücklichen zu diesem Schritt gebracht hatte. Der alte Buchhalter fiel ihm mit Wehmuth um den Hals. „Muß ich alter Mann es erleben, rief er aus, daß das helmreichsche Haus, welches so fest stand, und in dem ich so manche glückliche Tage verlebte, dahin stürze?“ So jammerte der Greis, und er hatte alle Ursache, untröstlich zu seyn, denn sein ganzes, sauer erworbnes Vermögen war dahin. Er hatte es in der Handlung. Zwar wollte er es schon längst herausziehen, da er von der mißlichen Lage der Geschäfte überzeugt war, allein der alte Herr dauerte ihn, und dann — kannte er nicht den ganzen Schaden. Helmreich hatte in der letzten Zeit, voll Verzweiflung, um sich zu retten, Manches im Stillen unternommen, dessen nachtheilige Folgen itzt auf einmal hereinbrachen.

Der Fürstliche Hof, für welchen S. Excellenz, dessen der Leser sich noch erinnern wird, so große Summen bei Helmreich zu erhalten wußte, hatte seine Unfähigkeit zu zahlen öffentlich erklärt. Eine allen Begriff übersteigende Schuldenlast zeigte sich, und die Verwandten hatten eine Kommission bewirkt, welche nach Art aller Kommissionen die Sache fein ins Lange ziehen, und den Gläubigern kaum die Augen zum weinen übrig lassen wird. Von zwey für Helmreichs Rechnung befrachteten Schiffen, war das eine von einem feindlichen Kaper aufgebracht, und das andere mit Mann und Maus zu Grunde gegan-

gen. Aus einer unverzeihlichen Nachlässigkeit war keines dieser Schiffe versichert worden, und der Verlust traf Helmreichen allein. Zwey Häuser, an welchen er Summen zu fodern hatte, welche allein im Stande gewesen wären ihn zu retten, hatten zu zahlen aufgehört, und ein Freund, für welchen er Bürgschaft geleistet hatte, war unsichtbar geworden. Alle diese Nachrichten brachen auf einmal herein, und erschütterten ihn so fürchterlich, daß der sonst schwache Mann zu dem raschen Entschlusse griff.

Diese Aufklärungen erhielt Karl in gedrängter aber fürchterlicher Kürze, und er übersah mit einem Blicke die schreckliche Lage seines Hauses. Bald wurde er indessen noch mehr davon überzeugt, denn noch stand er, und überlegte mit dem treuen Buchhalter, ob denn ganz keine Rettung möglich sey, als die Gerichte erschienen, die Bücher in Beschlag nahmen, und überall die Siegel anhefteten. Herr Ewald hatte sich in diesen trostlosen Stunden als einen wahren edlen Mann gezeigt. Ueberall, wo es Noth that, eilte er zu Hülfe, und stand besonders seinem jungen Freunde treulich bey. Er erstaunte über die Festigkeit, und die kluge Besonnenheit, mit welcher der junge Mensch, der bis itzt von allen Geschäften entfernt gehalten wurde, zu Werke gieng, und bewunderte ihn. Karl war in einer Stunde durch Unglück vom Jüngling zum Mann heran gereift. Er that alles, was nur der besonnenste Mann hätte thun können. Da durch das Zugreifen des Gerichts alle eigenmächtige Rettung unmöglich gemacht wurde, so eilte er zu seiner Mutter, um sie zu trösten, und mit ihr zu überlegen. Er glaubte sie in stummer Verzweiflung, und in Verlegenheit anzutreffen, allein er irrte. Was den ersten Punkt anbetraf, so hatte er allerdings seine Richtigkeit. Sie wüthete, aber nicht etwa gegen sich, sondern gegen

ihren Mann, welchen sie doch in das Unglück gebracht hatte. Sie lästerte ihn in den niedrigsten Ausdrücken, un empörte das Herz des Sohnes so sehr, daß der ohnedem schwache Faden kindlicher Zärtlichkeit auf immer riß, und seine Seele mit Abscheu erfüllt wurde. Ihre Entschlossenheit fand er über alle Erwartung fest, aber auf eine Weise, welche er bey seinen tugendhaften Grundsätzen nicht billigen konnte. Er traf ihren Rechtsfreund Herrn Krummfinger bey ihr, welcher die ungerechtesten Dinge durchzusetzen wußte, und welcher grinsend versicherte, daß ihr Eingebrachtes, und wohl noch mehr, aus dem Schiffbruch gerettet werden sollte.

Was Herr Krummfinger versprochen hatte, das hielt er auch wirklich. Er brachte es bey den Gerichten dahin, daß der Frau Helmreich ihr zugebrachtes, sehr ansehnliches Vermögen zugesprochen, und die Gläubiger dadurch um den größten Theil ihrer Foderung gebracht wurden. Karl wurde dadurch empört, denn er konnte es nach seinen Gefühlen für Recht und Billigkeit nicht begreifen, wie eine Frau, welche unermeßliche Summen von ihres Mannes Vermögen verschwendet, und ihn dadurch um Vermögen, Ehre und Leben gebracht hatte, noch Anspruch auf irgend ein Zugebrachtes machen konnte. Noch mehr empörte sich indessen sein Inneres, als sie auch ihn zum Betrug an den Gläubigern bereden wollte. An dem Morgen, als das Urtheil über ihr eingebrachtes Vermögen gesprochen wurde, ließ sie ihn rufen. Ich bin, so redete sie ihn an, durch die Gerechtigkeit der Richter nun vor dem Bettelstabe gesichert, an den dein Vater mich und dich gebracht hat. An dem, was ich habe, bin ich nicht abgeneigt auch dich, wenn du dich dessen würdig zeigst, Theil nehmen

zu lassen, allein ich habe auch sonst noch für dich gesorgt. Hier, fuhr sie fort, indem sie ein Kistchen öffnete, sind Juwelen und für mehrere Tausende an Banknoten und Staatspapieren. Ich rettete es vor der Versieglung, und Niemand weiß davon. Es ist nun dein Vermögen, mit welchem du den Grund zu deinem künftigen Glücke legen kannst. Nun, verdiene ich keinen Dank, fragte sie Karl'n, als sie sah, daß er stumm vor Erstaunen da stand, und brachte ihn durch diese Frage zur Besinnung zurück. Allerdings, antwortete er, verdienen Sie Dank, daß Sie mir diese Kostbarkeiten übergeben, aber nicht mir, nein, den Gläubigern meines Vaters gehört dieses Vermögen. Daß Sie das Andenken meines Vaters schändeten, vergebe ich Ihnen, und wünsche, daß auch der Himmel Ihnen diese Ungerechtigkeit vergeben möge, aber nichts in der Welt soll mich vermögen, mir etwas zuzueignen, auf das ich keinen Anspruch machen darf. Vielleicht vermag ich dadurch einen Flecken von dem Andenken meines unglücklichen Vaters abzuwischen, und zu machen, daß ihm weniger geflucht werde. Bey diesen Worten verschloß er das Kistchen, und entfernte sich eilig, weil er fühlte, daß ihn der Unwillen verleiten könnte, der Mutter etwas hartes zu sagen.

Wie staunten die Richter, als Karl mit dem Kistchen unter dem Arme bey ihnen eintrat, und ihnen solches als zur Masse gehörig überlieferte! Nur wenige fühlten das Edle dieser Handlung, weil auch sie einer solchen fähig waren. Andere bemitleideten, und viele verspotteten den jungen Mann, wegen seiner, wie sie es nennten, schwärmerischen Dummheit. Auf die Gläubiger machte Karls Edelmuth den vortheilhaftesten Ein-

druck. Sie ließen sich in der Verhandlung billiger finden, hörten auf, das Andenken des Vaters mit Schimpf zu belegen, und einige dachten edel genug, den Vorschlag zu thun, obwohl sie zwey Drittheile ihrer Forderung verloren, dem Sohn einen Theil dieser Summe zu seinem Fortkommen zu überlassen, allein Karl war nicht dazu zu bewegen. Nein, sagte er, ich habe keinen Anspruch auf das Vermögen meines unglücklichen Vaters, bis ihre Foderungen getilgt sind. Bedauern Sie mich, und schenken Sie mir Ihr Mitleiden. Ich bin jung und stark, und gern will ich arbeiten, um mich durchzubringen.

So sprach Karl, und war wirklich nicht zu bereden, einen Heller anzunehmen. Arm, und nur mit einigen Kleidern verließ er das väterliche Haus, um sich zu einem Anverwandten, welcher in einer ziemlich ansehnlichen Provinzialstadt lebte, zu begeben. Von seiner Mutter trennte er sich mit kaltem Herzen. Er haßte sie nicht, aber lieben konnte er sie eben so wenig. Sein Abschied von Ewald war traurig. Er liebte ihn als seinen väterlichen Freund; fühlte, was er ihm schuldig war, und es schmerzte ihn, diesen würdigen Mann einem ungewissen, vielleicht traurigen Schicksal entgegen gehen zu sehen, und ihm das viele Gute nicht lohnen zu können. Vielleicht erfahren wir, wie es ihm in der Folge gieng.

Herr Schirmer, so hieß der Anverwandte, zu welchem Karl zog, war ein im Grunde guter, aber mürrischer, und nichts weniger als freundlicher Mann. Er war nicht reich, und nährte sich von einem kleinen Handel. Auch er hatte eine für ihn nicht unbeträchtliche

Summe bey Karls Vater verloren, und er unterließ im Anfang keine Gelegenheit, es dem Sohne vorzuwerfen, wodurch er ihm jedesmal eine tiefe Wunde schlug. Karl ertrug es indessen mit Geduld, und brachte es bald dahin, daß der Alte allen Unmuth vergäß, und ihn so zärtlich als seinen eignen Sohn liebte. Er half seinem Vetter die Handlung besorgen, die übrigen Stunden aber, da das Geschäft nicht ausgebreitet genug war, um seinen Geist hinlänglich zu beschäftigen, verwendete er dazu, sich in den Sprachen zu üben, und nützliche Bücher über den Handel sowohl, als über andere wissenschaftliche Gegenstände zu lesen. Die Lage, in welcher sich Karl befand, war zwar eingeschränkt, und hatte das Unangenehme, daß sie ihm keine froheren Aussichten für die Zukunft darbiethen konnte, doch wünschte er sie nicht zu verlassen, weil er seinen Vetter wirklich zu lieben anfieng, und vorzüglich, weil die Stille des Orts seinem durch das Unglück verstimmten Geist behagte. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ein junger Mann, welcher für eines der angesehensten Häuser in einer französischen Seestadt reiste, machte von ungefähr Karls Bekanntschaft, und fand großes Behagen an ihm. Er staunte, und da er selbst ein sehr unterrichteter Mann war, so konnte er darüber urtheilen, so mannigfaltige Kenntnisse bey Karl'n zu finden, und beschloß von diesem Augenblicke an, ihm eine angemessene Stelle zu verschaffen, doch ohne ihm etwas davon zu sagen, denn er dachte nicht, wie so manche Andere, welche Gefallen daran finden, durch Versprechungen die Erwartung und die Hoffnung zu spannen, ohne den Willen oder die Kraft zu haben, sie zu erfüllen. Einige Monate nachher erhielt Karl wirklich die vortheilhaftesten Anträge, welche

er annahm, so wehe es ihm auch that, seinen alten Wohlthäter zu verlassen.

Er wurde sehr gut empfangen, denn sein Freund hatte ihn empfohlen, und fand einen großen Unterschied zwischen dem freundlichen Ton, mit welchem man ihn hier behandelte, und der barbeißigen Art, wie er bisher behandelt wurde. Karls offner und viel umfassender Geist fand hier ein weites Feld, und die erste Zeit wendete er dazu an, sich mit allem, was ihm theils noch ganz fremd, theils nur aus Büchern bekannt war, vertraut zu machen, und brachte es bald so weit, daß er es mit jedem andern aufnehmen konnte. Er rückte sehr bald im Vertrauen seines Herrn, und in den Geschäften, von der untersten Stuffe bis zu der obersten, und nach wenigen Jahren, gerad in dem Zeitpunkte, als die Schreckensscenen das sonst so blühende Frankreich zu einer Mörderhöhle machten, stand er an der Spitze der Geschäfte. Hier hatte er Gelegenheit, seinen hohen Muth und sein dankbares Herz an den Tag zu legen, denn er war es, welcher das Leben und das Vermögen seines Herrn in diesen unglücklichen Zeiten, wo reich zu seyn ein Verbrechen war, rettete. Er war thätig, scheute keine Gefahr, nahm die zweckmäßigsten Maaßregeln, und brachte es wirklich so weit, daß, einige aus Klugheit dargebrachte Opfer ausgenommen, das Haus keinen Verlust erlitt, ein seltnes und fast einziges Beyspiel. Die Bücher und die Papiere wurden gerettet, und alles so klug veranstaltet, daß, als er mit seinem Prinzipal das feste Land verließ, um sich mit ihm nach seinen beträchtlichen Besitzungen auf den Inseln zu begeben, alles, was nicht mitgenommen werden konnte, sich in sichern und vertrauten Händen befand. Das Vermögen seines

Herrn war also gerettet, aber dagegen hatte dieser einen Verlust erlitten, den er willig mit der Hälfte seiner Habe erkauft hätte. Seine vortreffliche Gattin war der Furcht und der Angst, in welchen man in jenen Tagen des Schreckens immer lebte, unterlegen, und ihr einziger Sohn folgte ihr in wenig Tagen in das Grab. Herr M** stand also allein, von aller Welt abgerissen, und sehnte sich ein Land zu verlassen, in welchem er sein Liebstes zu Grabe tragen sah. Sein Vaterland war ihm zum Eckel geworden, und unter einem fremden Himmelsstriche hoffte er, seine Ruhe vielleicht wieder zu erlangen. Er trug es Karl'n an, ihn mehr als Freund, als als Diener zu begleiten, und dieser nahm den Vorschlag an. Durch seine klugen Veranstaltungen erhielten sie wirklich die damals schwer zu erhaltende Erlaubniß, nach Amerika überzuschiffen, und nach einer beschwerlichen Reise langten sie glücklich auf der Insel Martinique, und nachher auf St. Domingo an. Beyde Inseln waren damals in französischen Händen, und auf beyden hatte M** beträchtliche Besitzungen.

Hier öffnete sich für Karl'n eine neue Bahn. Was ihm an Kenntnissen fehlte, erlangte er bald, denn was vermag ein heller Kopf nicht, wenn er mit Fleiß verbunden ist? Hier in einem fremden Welttheile verschaffte er seinem Herrn noch beträchtlichere Vortheile, als er ihm im Vaterlande schon verschafft hatte. Mißbräuche wurden abgeschafft, und viele nützliche Einrichtungen getroffen. Die Sklaven, da sie menschlicher behandelt wurden, wurden selbst menschlicher und arbeitsam. Den Aufsehern, welche bisher eine tolle und verderbliche Wirthschaft getrieben hatten, wurde auf die Hände gesehen, und in den ersten Jahren schon, ungeachtet der

ungünstigen Zeiten, hob sich der Ertrag der Plantagen um mehr als die Hälfte. So nützlich Karl seinem Herrn durch diese Dienste wurde, so unentbehrlich war er ihm als Freund und beständiger Begleiter. Es gelang ihm, seinen niedergedrückten Geist wieder aufzurichten, und seine Liebe zum Leben wieder rege zu machen. Herr M** erkannte dieses aber auch dankbar, und war Karls wärmster Freund. Er versprach, für sein Unterkommen nach der Rückkehr ins Vaterland väterlich zu sorgen, nur bat er ihn, ihn nicht zu verlassen, welches Karl auch feyerlich versprach.

Mehrere Jahre waren indessen verstrichen. Die Ruhe war in Frankreich wieder hergestellt. Die Partheien, deren jede die andere zu beherrschen, jede die andere zu stürzen suchte, hatten sich vereinigt, und an der Spitze stand ein Mann, von dem sich bessere und glücklichere Zeiten erwarten ließen. Die Sehnsucht nach den vaterländischen Fluren erwachte bey M** in voller Stärke, und er beschloß dahin zurück zu kehren. Alle Anstalten wurden getroffen, und auch jetzt besorgte Karl alles auf das beste. Einige Besitzungen wurden verkauft und das Geld in sichern Wechseln erhoben, die übrigen wurden verständigen Aufsehern übergeben, und alle Anstalten getroffen, das Beste dieser Besitzungen zu befördern. Ein sicheres gutes Schiff war schon mit großen Reichthümern befrachtet, alles zur Abreise bereit, und in einigen Tagen sollten die Anker gelichtet werden, als M** gefährlich krank wurde. Karl wich nicht von der Seite seines Freundes, allein alle Mittel zur Rettung blieben fruchtlos, und seine Stunde hatte geschlagen. Mit wahrer Geistesgegenwart verlangte M** von seinem Arzte zu wissen, ob keine Hoffnung mehr übrig sey,

und als ihm dieser es erklärte, so benutzte er seine letzten Augenblicke, um sein ganzes Vermögen, einige wenigen Legate ausgenommen, in gesetzlicher Form seinem Freund zu vermachen, welcher untröstlich an seinem Bette saß, und willig, nicht nur all das Vermögen, sondern einen Theil seines eignen aufgeopfert hätte, um seinen Wohlthäter zu retten. M** entschlief ruhig in seinen Armen, und Karl war nun ein reicher, — aber trostloser Mann.

Er eilte ein Land zu verlassen, in welchem er seinen Freund, seinen Wohlthäter verlor. Seine Reise nach Frankreich war glücklich, und man machte nicht den mindesten Anstand, ihm die Hinterlassenschaft seines Freundes, als dem gesetzlichen Erben zu übergeben. Itzt, in dem Besitze eines unermeßlichen Vermögens, wachte in ihm die Sehnsucht auf, sein Vaterland wieder zu sehen, und ein heiliger Eifer trieb ihn, die Reise dahin zu beschleunigen. Mit klopfendem Herzen näherte er sich dem Orte seiner Geburt, wo er so glücklich, und auch so unglücklich war. Mit banger Ahndung erkundigte er sich nach seiner Mutter, denn er fühlte sich verpflichtet, die Frau, welcher er das Leben verdankte, an seinem Glücke Theil nehmen zu lassen. Alles Vergangne war vergessen, und er freute sich nur, sie glücklich machen zu können, allein diese Freude war ihm nicht beschieden, und seine Ahndung hatte ihn nicht getäuscht. Frau Helmreich war nicht mehr unter den Lebenden, und hatte vor ihrem Tode noch streng für ihre Thorheiten und Schwachheiten gebüßt. Mit dem Ueberrest ihres Vermögens hatte sie sich nach der Hauptstadt begeben, und sich durch den Strom ihres Leichtsinnes

so lang dahin reißen lassen, bis sie sich in den dürftigsten Umständen sah. Keiner ihrer Bekannten nahm sich ihrer an, und hätte nicht die Obrigkeit sie in das Spital aufgenommen, sie hätte erhungern müssen. Hier starb sie unbetrauert, und ein warnendes Beyspiel für jene, welche, ohne die Folgen zu berücksichtigen, sich von ihren Leidenschaften dahin reißen lassen.

Diese Nachrichten schmerzten Karl'n tief. Er wanderte hin zu dem Grabe der unglücklichen, durch ihre Leiden mit der Welt wieder ausgesöhnten Mutter. Er benetzte es mit aufrichtigen Thränen, und errichtete ihr ein Denkmal, welches nicht von seinem Reichthum, wohl aber von seinem frommen, kindlichen Gefühle zeigte. Er kränkelte überhaupt nicht an jener Prahlerey, durch welche Menschen, welche unvermuthet zu großem Reichthum gelangen, sich so gerne lächerlich machen. Niemand wußte es in seiner Vaterstadt, daß er der Herr von so großem Vermögen sey, und es würde vielleicht ganz unbekannt geblieben seyn, wenn nicht die vielen Stiftungen, welche er für Nothleidende, vorzüglich für Wittwen und Waisen machte, von seinem Wohlstande, noch mehr aber von seinem Edelsinn gezeugt hätten.

Da Karl seine Mutter nicht mehr fand, so zog ihn sein Herz auf eine andere Seite. Ewald war sein Lehrer, sein Freund gewesen. Er hatte den Grund zu alle dem gelegt, was ihm nachher sein Unterkommen und sein Glück verschaffte. Er war ihm also Dank und Erkenntlichkeit schuldig, und er fühlte es tief, was man Lehrern zu verdanken habe. Was war aber aus diesem Mann geworden? Lang war all sein Forschen vergeblich. Bald nach seiner Abreise hatte auch Ewald die Gegend verlassen, und Niemand wußte, wo er hin gerathen war.

Endlich glaubte er einige Anzeigen zu finden, und mit von Freude klopfendem Herzen reisete er dahin.

Es war an einem unfreundlichen Herbstabend, als Karl in B., einem kleinen Dörfchen, welches mitten im Gebürge lag, anlangte, und hier war es, wo er seinen Freund zu finden hoffte. Die ganze Gegend, und vorzüglich das elende, aus Hütten bestehende Dorf verrieth die Armuth des Landes und der Einwohner. Der Gasthof glich mehr einem Stalle, als einem Hause, in welchem Reisende Pflege und Gemächlichkeit finden sollten, und es war so etwas Ungewöhnliches, daß rechtliche Reisende hier ankamen, daß alt und jung bey seiner Ankunft sich um den glänzenden Wagen versammelten. Die Verlegenheit war deutlich in des Wirthes Miene zu lesen, allein kaum war Karl in der räucherigen Stube angelangt, und kaum hatte der Wirth mit stotternder Stimme seine Entschuldigungen angefangen, als er sich nach Ewalden erkundigte, welcher sich hier aufhalten sollte. Mit einem male verschwand alle Schüchternheit bey dem Wirthe, und machte einer gutmüthigen Beredsamkeit Platz. Allerdings, sagte er, sey Herr Ewald hier, und Kinder und Kindeskinder könnten dem Manne nicht vergelten, was er schon gethan habe, und täglich noch thue. Er sey der Freund der Alten, der Lehrer der Jungen, und die Folgen seines Unterrichtes zeigten sich schon in dem allmählig wachsenden Wohlstande der Einwohner. Nur Schade, fügte er hinzu, daß die bisherige Armuth es nicht erlaubte, den Mann zu belohnen.

Es kostete Karl'n Mühe dem Strom der Beredsamkeit Einhalt zu thun, doch kaum hatte er geäußert, daß er zu Herrn Ewald geführt seyn wollte, als der gut

müthige Wirth mit so froher Eile voran sprang, daß ihm dieser kaum folgen konnte. Hier wohnt unser Wohlthäter, sagte der Wirth, und öffnete die Thüre einer armseligen Hütte, in welcher Karl durch das niedrige Fenster Licht erblickte, aber durch das verblichne Glas nichts unterscheiden konnte. Er trat in die Stube, und fand seinen ehemaligen Lehrer bey einer dampfenden Oehllampe unter einem Haufen halbgekleideter Kinder, welche sich bey dem Anblick des Fremden schüchtern auf einen Haufen zurückzogen. Ewald stand auf, und blickte voll Ruhe, aber voll Verwunderung auf den unerwarteten Gast hin. Eben so unbeweglich stand Karl, dem die Wehmuth nicht zu reden erlaubte. Lange konnte er jedoch die Spannung nicht aushalten, und mit Thränen und dem Ausruf, mein Lehrer, mein Freund! — sank er an Ewalds Busen. Auch dieser erkannte nun seinen Zögling, und seine Thränen vermischten sich mit denen seines Freundes. Wirth und Kinder schluchzten mit, und es war eine schöne Gruppe tief gerührter Menschen, welche es verdiente, von einer Meisterhand gezeichnet zu werden.

Nachdem sich der erste Sturm gelegt hatte, machte man Anstalt, sich gegenseitig erklären, und genießen zu können. Es kostete nicht wenig Mühe, die Kinder zum Weggehen zu bringen. Sie hiengen sich mit kindlicher Zärtlichkeit an ihren Lehrer, und überhäuften ihn mit Merkmalen der Liebe. Endlich gelang es. Sie giengen, verbreiteten aber überall unter Wegs die frohe Nachricht, ein vornehmer Herr sey angekommen, der ihren Lehrer recht lieben müsse, weil sie zusammen geweint hätten. Der Wirth entfernte sich auch, um alles zur Bewirthung aufzutreibeu, was nur möglich war.

Nun waren die Freunde allein, und Ewald begann seine Leidensgeschichte, welche ich in gedrängten Worten wiederhole. Nach Karls Abreise begab er sich zu seinem Gönner, dem nämlichen, welcher ihm, wie wir oben hörten, die Stelle in Helmreichs Hause verschafft hatte, allein da fand er alles verändert. Er hatte seinen Einfluß verloren, und konnte nichts für ihn thun. Nach manchen Schicksalen, und nachdem er vom Schicksal verfolgt, fast bis zum Bettler herabgesunken war, fand er endlich in dieser wilden Gegend Ruhe, und ein ärmliches Auskommen.

Auch Karl erzählte nun seine Geschichte, und Ewald nahm den wärmsten Antheil an dem Glücke seines Freundes. Er zierte sich nicht, als jener ihm antrug, Theil daran zu nehmen, denn er fühlte, daß auch er so gehandelt haben würde. Nur jene, welche großer Handlungen selbst nicht fähig sind, betrommeln und beklatschen das, wozu sie weder Kraft noch Willen in sich fühlen. Die Sache war bald abgethan, und die Freunde kehrten Hand in Hand in den Gasthof zurück, um ein Abendbrod zu verzehren, welches trotz aller Mühe des Wirthes ärmlich war, durch die Freude des Wiedersehens aber zu dem köstlichsten erhoben wurde. Ewalds Abreise kostete bey Kindern und Eltern manche Thräne. Karl hinterließ auch hier sein Andenken im Segen, denn er bestimmte eine ansehnliche Summe, welche hinreichte, den Wohlstand dieser guten Menschen, welche seinem Freund einen Zufluchtsort unter sich gegönnt hatten, aufzuhelfen.

Noch eine Herzensangelegenheit hatte Karl. Er wollte seinen alten Vetter besuchen, und ihm seine Liebe belohnen. Den guten Alten fand er im Grabe, und

sein Vermögen in fremden Händen. Seine einzige Tochter, ein Mädchen von zehn Jahren, als Karl das Haus ihres Vaters verließ, war indessen zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Sie führte bey einer alten Muhme ein kummervolles und freudeleeres Leben. War es Gefühl der Dankbarkeit, oder wirkliche Liebe, welche ihn an Marien anzog, kurz — nach einer Bekanntschaft von einigen Wochen reichte er ihr die Hand, und machte sie zum glücklichsten Weibe. Sie kehrten alle nach Frankreich zurück, und das sonst wandelbare Glück schien einmal Gefallen daran zu finden, beständig zu seyn. Karl war und blieb ein glücklicher Mann. Ein treuer Freund, eine gute Gattin und liebenswürdige Kinder machten ihm das Leben zum Himmel.

Der gegen seinen Willen von seiner Leidenschaft geheilte Geitzige.

Der Geitz ist die Quelle aller übrigen Laster. Zwar läßt sich dieses von jeder andern Leidenschaft sagen, denn jede, wenn sie sich einmal des Herzens eines Menschen bemeisterte, verleitet ihn zu hundert andern Thorheiten und Lastern, allein nirgends sind die Folgen so auffallend, als bey dem Geitzigen. Der Geitzige versteht sich willig zu jedem Schritte, er sey auch noch so schwer, und unternimmt jede Handlung, sie sey auch noch so schwarz. Es ist übrigens ein seltner Fall, daß ein Geitziger von seiner gefährlichen Leidenschaft geheilt wurde, und wenn

ja einer so glücklich war, so geschah es gewiß immer durch die verzweifeltsten Mittel, und ist allemal ein gewagtes Unternehmen, bey dem alles auf dem Spiele steht. Den Beweis dieser Wahrheit liefert folgende Geschichte, welche sich in einer der volkreichsten Städte Deutschlands zutrug.

Launenvoll und wandelbar ist die Göttin des Glücks, dieses haben die Beyspiele so vieler Jahrhunderte bewiesen. Sie vertheilt ihre Schätze nach Launen, nicht nach dem Maaß der Billigkeit, und heute stürzt sie den in den tiefsten Abgrund, welchen sie gestern bis zur obersten Stufe empor hob. Bey dem Grafen H** machte sie indessen eine seltne Ausnahme. Ihr ganzes Füllhorn des Segens hatte sie über ihn ausgegossen, und blieb ihm treu und beständig. H** war der reichste Mann im Lande. Von seinen Eltern schon erbte er fürstlichen Reichthum, welchen er seitdem noch um zwey Dritttheile vermehrte. Die einträglichsten Güter gehörten ihm, und er hatte deren so viele, daß er jeden Monat des Jahres auf einem andern verleben konnte. Sah man irgend einen fürstlichen Pallast in der Hauptstadt, so durfte man nicht erst nach dem Besitzer fragen, denn es war ausgemacht, daß er dem Grafen gehörte. In seinem Wohnhause war jeder Winkel mit den seltensten Kostbarkeiten angefüllt, und in seiner Schatzkammer lagen in einer unübersehbaren Reihe gefüllte Goldsäcke aufgethürmt. Wie glücklich hätte dieser Mann seyn können, wenn er es verstanden hätte, sich seines Lebens zu freuen? Wie manche Thräne des Jammers hätte er trocknen, wie manchen von bangen Sorgen gedrängten Busen seiner Bürde entladen, und für wie viele Menschen ein Wohlthäter werden können, wenn er seinen Reichthum zu be-

nutzen gewußt hätte? — allein von dem allen verstand er nicht das Mindeste. Mitten im Ueberflusse darbte er, und wenn der ermüdete Taglöhner auf seinem harten Lager im Arm des wohlthätigen Schlafs aller Sorgen vergaß, so wälzte sich der Millionen reiche H** auf seinen seidnen Polstern in peinlicher Unruhe umher, denn der fürchterlichste Geitz hatte sich seiner Seele bemächtigt. Die Sorge, bestohlen zu werden, verscheute allen Schlaf von seinen Augen, und die Plane, seinen ohne das unermeßlichen Geldhaufen noch um Kleinigkeiten zu vermehren, raubten ihm alle Ruhe. Der Dürftigste im Lande aß besser, als H**, denn er getraute sich nicht sich satt zu essen, und wenn er vom Hunger geplagt sich sättigen wollte, so geschah es an dem Tische seiner Freunde und Bekannten. Nicht zufrieden, daß er dann seinen Magen bis zum Zerspringen voll pfropfte, nahm er auch mit, was er nur irgend mit fortbringen konnte, und zehrte Wochen und Tage lang von seinem Raube. Auf seiner Stube brannte kein anderes Licht, als das, welches er aus fremden Häusern fort geschleppt hatte. Jedermann wußte das, und lachte darüber, allein nichts desto weniger lud man ihn ein, und riß sich ordentlich um seine Gesellschaft, denn H** war reich, und es ist leider nun einmal hergebrachte Sitte, daß man den Reichen, und sey er auch der abgeschmackteste Mensch, hervorzieht, während man den Armen, vereinigte er auch alle Vollkommenheiten in sich, vernachläßigt, und in Dunkelheit dahin welken läßt.

Der Mensch trägt den Keim zu allen Tugenden, und auch zu allen Lastern in seinem eignen Busen umher, das heißt: seine Seele ist für das eine, wie für das andere empfänglich, und es kömmt nur darauf an, ob

in seiner frühesten Jugend durch zweckmäßige Bildung die Tugend, oder bey vernachläßigter und schiefer Erziehung das Laster die Oberhand gewinne. Kein Mensch, dessen bin ich vollkommen überzeugt, ist vom Grunde aus bös, so wie auch keiner durchaus gut geboren wird. Aus dem vollendetsten Bösewicht hätte in früher Jugend, da seine Seele noch jedes Eindrucks empfänglich war, und ehe Leidenschaften sich seines Herzens bemeistert hatten, ein rechtschaffner Mensch gebildet werden können, so wie der Biedermann, dessen unerschütterliche Rechtschaffenheit jetzt die ganze Welt anstaunt, ein Taugenichts geworden wäre, wenn nicht durch Erziehung sein Herz und Verstand Festigkeit erhalten hätte, und sein besseres Ich durch glückliche Umstände und zweckmäßige Leitung ausgebildet worden wäre. Auch H** wurde nicht zum Geitzigen geboren, sondern erzogen. Seine Eltern hatten an einem ihrer Söhne das Herzeleid erlebt, daß er ein ausschweifender Wüstling und Verschwender wurde, und richteten nun, um ähnlichem Unglück bey diesem vorzubeugen, die Erziehung darnach ein, allein, so wie sie bey jenem zu wenig gethan hatten, thaten sie hier zu viel, und geriethen auf Extreme, die nirgends etwas, in der Erziehung aber am allerwenigsten taugen. Sie beschäftigten sich damit, ihrem Sohn von der ersten Jugend an einen recht hohen Begriff von dem Werth des Geldes beyzubringen. Dieses wäre recht gut gewesen, wenn sie damit auch den Unterricht verbunden hätten, wie man das Geld zweckmäßig verwenden solle; wie viel gutes, wie viel nützliches man damit wirken könne; wie verkehrt also der Mensch handle, welcher sein Geld verschwendet, und sich dadurch selbst außer Stand setzt, in der Welt nütz-

lich zu werden. Auf diese Weise wäre das Herz ihres Zöglings an eine vernünftige Sparsamkeit gewöhnet worden, allein diesen Weg schlugen sie nicht ein. Es war ihnen genug, wenn ihr Sohn nur das Geld höher, als alle übrige Dinge in der Welt schätzen lernte. Sie hatten ihre herzliche Freude daran, wenn er das Taschengeld, das sie ihm gaben, Monate und Jahre lang unversehrt erhielt, und sich ganze Stunden mit dem Zählen und Betrachten der blanken Pfennige beschäftigen konnte. Daß er, wenn sie ihm Geld zu wohlthätigen Absichten gaben, die Hälfte unterschlug, und auf solche Weise die Eltern sowohl, als die Armen bestahl, oder daß er, wo er nur konnte, den Arbeitern und Taglöhnern ihren sauer erworbenen Pfennig abdrückte, — darüber lachten sie. Es sey immer ein Zeichen der Sparsamkeit, meinten sie, das mehr oder weniger werde sich schon geben, wenn einst Erfahrung und Ueberlegung kommen würde, — allein es gab sich nicht. Der Keim des fürchterlichsten Geitzes hatte einmal in seiner Seele Wurzel gefaßt, und ehe er zum mannbaren Jüngling heran gereift war, stand er als der vollendetste Geitzhals da, zum größten Schrecken seiner Eltern, die nun ihren Fehler in der Erziehung einsahen, und ihn gern verbessern wollten, aber nicht mehr konnten.

Als Jüngling war H** der Spott seiner Gespielen, und als Mann diente er der ganzen Stadt zum Gelächter. Für die aber, welche das Unglück hatten, mit ihm leben zu müssen, war er ein unerträglicher Peiniger, und an sich selbst die fürchterlichste Zuchtruthe für seine eignen Fehler. Noch einmal versuchte es die Vorsicht, ihn zu bessern, allein auch hier vergebens. Sie wies ihm ein sanftes, tugendhaftes und liebenswür-

diges Weib zu, die im Stande gewesen wäre, den ärgsten Bösewicht zum Tugendhelden umzuschaffen, denn die Frau vermag alles über ihren Mann, wenn sie sich nur zu benehmen weiß. Bey H** blieben indessen alle Versuche seiner tugendhaften Gattin, ihn von dem schändlichen Geitz abzubringen, fruchtlos. Die Leidenschaft hatte zu feste Wurzeln in seinem Herzen geschlagen. Seine Frau war an seiner Seite das bedauernswürdige Geschöpf. Zweymal wurde sie Mutter, und erlag in der Blüthe ihrer Jahre dem Kummer und den täglichen Kränkungen. Sie dankte dem Himmel, als die Stunde ihrer Auflösung schlug. Der Gedanke allein, ihre zwey Söhne in so bösen Händen zurücklassen zu müssen, machte ihr das Scheiden bitter, doch tröstete sie der Gedanke, daß eine gütige Vorsehung, welche in allem die Hand im Spiele hat, für sie sorgen werde.

Unstreitig wären auch diese liebenswürdigen, und viel versprechenden Geschöpfe verwahrlost, und vielleicht auch zu Geitzigen erzogen worden, wenn sie lang unter der Aufsicht des Vaters geblieben wären, allein sie kamen bald in bessere Hände.. H** konnte sich nach dem Tod seiner Gattin nicht entschließen, noch einmal zu heirathen, er würde auch schwerlich ein weibliches Geschöpf gefunden haben, die thöricht genug gewesen wäre, sich für die Tage ihres Lebens an einen solchen Unhold ketten zu lassen. Seine Söhne waren ihm zur Last, und der Gedanke, wie viel sie noch kosten werden, machte ihn schaudern. Schulgeld, Bücher, Hofmeister, und hundert andere mit der Erziehung junger Menschen verbundene Ausgaben, — das war schrecklich für einen solchen Geitzhals. Wie froh war er daher, als eine Verwandtin seiner verstorbenen Gattin ihm den Antrag machte,

die Kinder zu sich zu nehmen, und für ihre Erziehung zu sorgen! Mit beyden Händen nahm er diesen Antrag an, und der Tag, an welchem die Kinder das väterliche Haus verließen, war für ihn ein Tag der Freude und des Jubels. So sehr sind Leidenschaften im Stande, die Stimme der Vernunft, und die heiligsten Gefühle der Natur bey den Menschen zu ersticken.

Die Kinder geriethen in gute Hände, denn ihre Muhme war eine vortreffliche Frau, und vollkommen im Stande, junge Menschen zu bilden. Sie betrachtete die verlassenen Geschöpfe als einen heiligen Nachlaß ihrer verstorbenen Freundin, deren unglücklichem Schicksal sie schon manche Thräne geweiht hatte, und gelobte, Mutterstelle bey ihnen zu vertreten. Sie hat ihren Schwur treulich erfüllt, denn keine Mutter kann zärtlicher für ihre Kinder sorgen, als sie für ihre Pflegesöhne sorgte. Auch die Jünglinge hiengen mit ganzem Herzen an ihr, und wuchsen unter ihrer Aufsicht zu vortrefflichen, an Seele und Körper gebildeten Menschen heran. Schade nur, daß die vortreffliche Frau ihr Werk nicht ganz vollenden konnte, denn ehe sie ihre Pflegekinder in eine ihren Anlagen angemessene Laufbahn, wie es ihr Wunsch und Absicht war, versetzt sah, starb sie, und die nun zum zweyten male Verwaisten mußten in das Haus ihres Vaters zurückkehren.

Wer beschreibt den Jammer dieser jungen Menschen, als sie sich mit einem mal aus dem Himmel in die Hölle versetzt sahen? Denn in Vergleichung mit dem Hause ihres Vaters, wo überall der schmutzigste Geitz hervorblickte, und wo man sonst für nichts Sinn hatte, konnte man ihren bisherigen Aufenthalt mit allem Recht einen Himmel nennen. Im Anfang zwar, als H** seine

blühenden und gebildeten Söhne sah, schien es, als wenn väterliche Liebe über seine herrschende Leidenschaft die Oberhand gewinnen wollte. Er freute sich herzlich, und vergaß auf Augenblicke seines Geitzes, bald aber kehrte diese fürchterliche Geisel der Menschen mit verjüngter Kraft zurück, und alles väterliche Gefühl wurde neuerdings von ihr erstickt. H** foderte von seinen Söhnen, daß sie sich nicht nur in seine Lebensweise, sondern auch in seine Denkart fügen sollten, und als sie dieses weder konnten, noch wollten, so machte er ihnen das Leben auf alle mögliche Weise sauer. Ihre Erzieherin hatte zwar den Keim kindlicher Liebe und Ehrfurcht tief in ihre Herzen gelegt, und doch kostete es sie unsägliche Mühe, sich nicht zum Haß gegen ihren Vater durch sein unnatürliches Betragen hinreißen zu lassen. Sie duldeten lange, und erst als sie alle Hoffnung aufgeben mußten, daß ihr Vater sich je entschließen würde, ihnen eine ihren Fähigkeiten angemessene Beschäftigung und Versorgung zu verschaffen, entschlossen sie sich zu einem gewagten Schritte, welcher für sie und für ihren Vater die gefährlichsten Folgen haben konnte.

Der jüngere Sohn des Grafen von H** hatte viele Neigung zum Soldatenstande. Um einst etwas Rechtes in seinem Stande leisten zu können, beschäftigte er sich mit mathematischen Wissenschaften, und in seinen Nebenstunden, deren er jetzt viele hatte, mit Mechanik. Er hatte es in dieser Wissenschaft zu einer großen Fertigkeit gebracht, manche nicht unwichtige Erfindungen gemacht, und viele seiner Stücke konnten in den Augen der Ungelehrten als wahre Zauberkünste gelten. Diese Fertigkeit beschlossen die zwey Brüder zur Heilung ihres Vaters von dem Geitz zu benutzen. In aller Stille mach-

ten sie die nothwendigen Vorbereitungen, und beredeten sich darüber mit einigen ihrer vertrautesten Freunde, deren Mitwirkung sie haben mußten, wenn ihre Unternehmungen gelingen sollten.

Die Stunden, welche H** bey seinen Geldsäcken zubringen konnte, waren für ihn die seligsten. Er hatte ein eignes dazu bestimmtes, von aussen und von innen wohl verwahrtes Gewölb, in welchem seine Geldsäcke der Reihe nach standen. Hier brachte er täglich einige Stunden zu, um einzelne Säcke auszuschütten, und frisch zu überzählen. Nie war ihm wohler, als bey dieser Beschäftigung, und man brauchte kein großer Kenner zu seyn, um dann seine Herzensfreude in allen seinen Mienen, in jeder seiner Bewegungen, selbst in der raschen Thätigkeit seiner Fingerspitzen, die das Geld mit beyspielloser Fertigkeit zu ordnen wußten, ausgedruckt zu erblicken. Diese Stunden der Wonne hatten die Söhne zu ihrem Unternehmen gewählt.

Mit doppelter Sehnsucht gieng H** eines Tages an seine Lieblingsbeschäftigung, denn dort lag ein beträchtliches Kapital in strotzenden Säcken, das er erst heute erhalten hatte, und nun überzählen mußte. Schon hatte er die Thüre geöffnet, schon einen Fuß in das Zimmer gesetzt, und den andern aufgehoben, um vollends einzugehen, und dann die Thüre hinter sich zu verschliessen, als er voll Entsetzen drey Schritte zurück sprang, und wie eingewurzelt auf der nämlichen Stelle stehen blieb. Seine Haare sträubten sich zu Berge, die Augen traten aus dem Kopf hervor, und stierten bewegungslos auf einen und den nämlichen Fleck hin. Alle seine Glieder waren vor Angst in so fürchterlicher Spannung, daß er keines derselben bewegen konnte, — denn dort an

seinem geliebten Zähltische saß ein Teufel, und zählte Geld. Eine Dampfwolke erfüllte das Zimmer, und ließ die Gegenstände nur halb erblicken. Auf den Geldsäcken hüpften kleine Teufelchen herum, und spielten Haschemännchen.

Um die Angst zu begreifen, in welche den Grafen dieser Anblick versetzte, muß man wissen, wie sehr sein Kopf mit Aberglauben aller Art angefüllt war. Seine Seele war voll der albernsten Gespensterfurcht, welches auch eine Folge vernachläßigter Erziehung war, und von Religion, von Gott, und Teufel hatte er die abentheuerlichsten Begriffe. Wären die Stimme seines Herzens und die Vorwürfe seines Gewissens nicht gewesen, über die zahllosen Ungerechtigkeiten, welche er sich vorzuwerfen hatte, er hätte sich wahrlich um Religion wenig bekümmert, denn sein Geitz ließ ihm keine Zeit dazu. Um aber die Stimme seines erwachenden Gewissens auf Augenblicke zum Schweigen zu bringen, bedurfte er der Religion, und benutzte sie als Deckmantel seiner Leidenschaften, so wie es häufig geschieht, daß Menschen das Heiligste zu ihren bösen und verdorbnen Absichten gebrauchen. Wenn er irgend wieder eine Ungerechtigkeit ausgeübt, einer Wittwe das ihrige abgedrückt, oder hülflosen Waisen ihr Erbtheil um die Hälfte beschnitten hatte, und sein Gewissen rege werden wollte, so suchte er es durch eine gottesdienstliche Handlung, oder durch eine heilige Spende zum Schweigen zu bringen. Das Schlimmste bey der Sache war, daß er einen Gewissensrath hatte, welcher ihn in dem Wahn, als könne man jede schlechte Handlung durch solche Mittel gut machen, vorsätzlich unterhielt, und auf diese Weise den Aberglauben des reichen Geitzhalses zu seiner eigne

Bereicherung benutzte. Es ist traurig, wenn es Lehrer der Wahrheit giebt, welche, vom Egoismus geleitet, die Thorheiten der Menschen vorsetzlich unterstützen, und aus Eigennutz, anstatt Licht zu verbreiten, albernen Wahn und Finsterniß begünstigen.

Eine geraume Zeit verging, ehe H*** so viel Kräfte fühlte; dann schlug er aber die Thüre des Gewölbes krachend hinter sich zu, und eilte mit geflügelten Schritten davon. Keuchend, und triefend von Angstschweiß, langte er in dem entferntesten Zimmer seines Hauses an, und hatte kaum noch so viel Kraft, sich auf einen Stuhl hinzuwerfen. Seinem ältesten Sohne, der ihm auf die ungezwungenste Weise von ferne folgte, um zu sehen, welchen Eindruck die Sache auf den Vater machen werde, sagte er, daß ihn plötzlich eine Uebelkeit, welche aber schon vorüber sey, angewandelt habe; denn nach reiferer Ueberlegung entschloß er sich, von dem ganzen Vorfalle ein Geheimniß zu machen.

Mehrere Tage vergingen, ehe er es wagte, nach dem geliebten Gewölb zu gehen. Zwar regten sich manchmal Zweifel in ihm, ob er auch recht gesehen, und sich nicht durch eine zu rasche Einbildungskraft habe täuschen lassen, allein sein Verstand war zu ungebildet, und sein Geist von den in früher Jugend schon eingesognen Ammenmährchen zu voll, als daß die Gespensterfurcht nicht immer die Oberhand hätte behalten sollen. Endlich konnte er doch dem Drange seines Herzens nicht länger wiederstehen, und seine Anhänglichkeit am Gelde war stärker, als Furcht vor Gespenstern und Teufeln. Mit zitterndem Herzen begann er seine Wanderung, nachdem er zur Vorsicht seinen ältesten Sohn unter einem schicklichen Vorwand mitgenommen hatte. Lange konnte er

sich nicht entschließen, die Thüre des fürchterlichen Gewölbes zu öffnen, und als sie endlich rasselnd sich öffnete, stand er auf dem Sprunge, wenn er das Mindeste erblicken sollte, davon zu fliehen, und alles im Stiche zu lassen, allein dieses Mal war alles ruhig. Der Teufel war verschwunden, und nirgends etwas verdächtiges zu erblicken.

Nachdem er sich hievon überzeugt hatte, entließ er seinen Begleiter, und sein Muth kehrte zurück. Er zweifelte nun keineswegs, daß er sich getäuscht habe, und würde den als seinen Feind betrachtet haben, welcher ihn vom Gegentheil überzeugt hätte. Kein Verliebter kann bey'm Wiedersehn der Freundinn seines Herzens nach jahrelanger Trennung glücklicher seyn, als er es war bey dem Anblick seiner geliebten Geldsäcke. Beide Arme streckte er gegen sie aus, als wollte er sie an sein Herz drücken, und um ja keinen Augenblick der kostbaren Zeit zu verlieren, fing er sogleich seine Lieblingsbeschäftigung am Zähltisch an. Der erste Sack, den er ergriff, dünkte seiner geübten Hand zu schwer. Bedenklich schüttelte er den Kopf und fing zu zählen an. Richtig, — er hatte sich nicht geirrt. Der Sack enthielt die Hälfte mehr, als er enthalten sollte, und das nemliche war bey mehreren, welche er durchzählte, der Fall.

H**s wachsende Verlegenheit bey diesem sonderbaren Vorfall zu beschreiben, bin ich nicht im Stande. Einen Augenblick wollte er sich freuen über den Anblick so viel unerwarteten Geldes, bald aber war die Freude von andern Vorstellungen verdrängt. Daß man von einem Geldhaufen stehle, das war schon oft der Fall, daß man aber noch mehr dahin trage, und ihn um die Hälfte vermehre, das war ihm unbegreiflich. Kein menschli-

ches Wesen konnte dieses gethan haben. Wer anderer, als der Teufel, den er das letztemal am Zähltisch erblickt hatte? Dieser Gedanke wurde bey ihm rege, und mit ihm alle die vorige Furcht, und alle die abentheuerlichen Vorstellungen des Aberglaubens. Seine Hand fing zu zittern an, und sein Herz pochte so heftig, daß es ihn zu ersticken drohte. Er glaubte des Teufels Geld gezählt zu haben, und dadurch ein Eigenthum desselben geworden zu seyn. Wenig fehlte, daß er vor Angst in Ohnmacht dahin sank. Voll Entsetzen warf er den Sack von sich, daß das Geld in dem ganzen Gewölbe umher rollte, und floh unter fürchterlichem Angstgeschrey davon. Wie froh war er, als er das schreckliche Gewölbe im Rücken hatte?

Daß H** in der Angst seines Herzens die erste Zuflucht zu seinem Gewissensrath nahm, war ganz natürlich, daß dieser aber Dummheit, oder Bosheit und Eigennutz genug besaß, den Geängsteten in seinem Wahne, als habe der Teufel das Geld gebracht, zu bestärken, das war kaum zu erwarten, und doch geschah es. Der Ehrenmann war ganz der Meinung des Grafen, daß das Geld vom Teufel komme, denn welcher Sterbliche, sagte er, wird thöricht genug seyn, ungebeten und ungezwungen Geld dahin zu bringen, wo ohnedem schon genug ist? allein, — fuhr er fort, als er sah, daß H** zitterte und bebte, dem Uebel ist noch abzuhelfen. Der Teufel soll angeführt werden, und Sie sein Geld behalten. Das Unheiligste kann geheiligt werden, wenn es zu heiligen Absichten verwendet wird. Wenn Sie daher einen Theil des Geldes zu verdienstlichen Spenden anwenden, so können Sie mit aller Ruhe das

Uebrige behalten, und der Teufel verliert alle Gewalt über Sie.

Wie gern glaubt der Mensch, was er wünscht, sollten es auch die abentheuerlichsten Dinge seyn? Dieses war bey dem Grafen der Fall. Die Trostgründe seines Gewissensrathes, so lächerlich und vernunftwidrig sie auch waren, fanden bey ihm Eingang, und sein Muth kehrte wieder. Er war froh, aus den Klauen des Teufels gerettet zu seyn, und noch obendrein einen Theil des Geldes behalten zu dürfen. Er versprach dem Manne, welcher sich trotz seiner scheinheiligen Miene des Lachens kaum enthalten konnte, die Hälfte davon einzuhändigen, und ging getröstet und guten Muthes von dannen.

Daß die Söhne des Grafen ihren Vater mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten, läßt sich denken. Sie waren es, welche durch Hülfe ihrer Freunde und Verwandten jeden Geldsack im Gewölbe um die Hälfte vergrößert hatten, und ihre Absicht dabey war, dem Alten eine unüberwindliche Furcht vor dem Teufel einzujagen, und ihn dadurch von dem Geitz zu heilen. Sie kannten seinen Aberglauben und Gespensterfurcht, und gründeten ihren Plan darauf. Schon glaubten sie gesiegt zu haben, als sie ihren Vater mit den Zeichen der fürchterlichsten Angst das Gewölb und das Haus verlassen sahen, allein wie erstaunten sie, als er bald ganz getröstet zurückkam, und mit festem Schritt dem Gewölbe zueilte. Wohl ihnen, daß sie wie ein kluger General, obwohl des Sieges gewiß, sich auf das Schlimmste vorbereitet hatten, sonst wäre ihr ganzes Unternehmen gescheitert. Alles war schon in Ordnung, und die Posse sollte nun bis ans Ende ausgespielt werden.

Muthig und ohne die mindeste Anwandlung von Furcht trat H** in sein Gewölbe, denn sein Rath hatte ihn ganz beruhigt. Er wollte einen Theil des Geldes holen, um sich dadurch von der Gewalt des Teufels loszukaufen. Wer beschreibt seinen Schrecken, als er seine Kassen und Säcke leer, und alles Geld verschwunden fand? Wahrlich, das war das Schrecklichste, was einem Manne begegnen konnte, dessen ganzes Herz am Gelde hieng, und es ist zu bewundern, daß er nicht unterlag. Da stand er, einer Säule ähnlich, mit ausgestreckten Armen und empor stehenden Haaren. Nicht einen Laut konnte er hervor bringen, denn seine Zunge war vom Schrecken gelähmt. Es war ihm klar, denn sein Kopf war voll des Aberglaubens, daß das Verschwinden seines Geldes eine Strafe dafür sey, daß er sich um Rath an einen heiligen Mann gewendet hatte.

Bis jetzt hatte er über alle die Vorfälle dieser Tage ein tiefes Stillschweigen gegen seine Söhne beobachtet, denn er kannte ihre Grundsätze, und traute ihnen nicht, nun aber war sein Herz zu voll, und er mußte Jemanden haben, dem er sich mittheilen konnte. Er machte sie zu Vertrauten seines Kummers, und daß sie diese Gelegenheit zu sprechen mit Sehnsucht erwartet hatten, läßt sich denken. Sie blieben indessen ihrer Rolle getreu, spielten die Erstaunten meisterhaft, und benutzten die Gelegenheit, ihren Vater von den bösen Folgen des Geitzes zu überzeugen, und ihn von dieser Leidenschaft zu heilen. Der Teufel, sagten sie, habe ihn nur versuchen wollen, und daß er ihm seinen ganzen Schatz entwendet habe, sey, weil er seine unmäßige Anhänglichkeit an das Geld bemerkt habe. Das zuverläßigste Mittel, wieder zu dem Seinigen zu kommen, fügten sie hinzu,

sey, so wenig Unruhe über den Verlust zu zeigen, als möglich, denn dadurch werde der Versucher beschämt, und gezwungen werden, seinen Raub wieder von sich zu geben.

H***s Söhne kannten die Gespensterfurcht ihres Vaters, und seinen krassen Aberglauben, aus dem Grunde, sonst würden sie einen solchen Schritt nicht gewagt haben. Daß ihre Trostgründe, besonders im Anfang, schlechten Eindruck auf ihn machten, ist begreiflich. Er, dessen grösstes und einziges Gut auf dieser Erde Geld war, konnte nicht begreifen, wie man bey dem Verlust desselben gleichgültig bleiben könne. Er jammerte daher unaufhörlich, und konnte sich nicht fassen. Was ihn bey der Sache am tiefsten kränkte, das waren die Vorwürfe seines Beichtigers. Dieser eigennützige Mann hatte sich schon auf den Antheil an dem Gelde gefreut, und hielt den Vorwand des Grafen, daß es ihm gestohlen wurde, für eine, um ihn zu betrügen, erdachte Lüge. Mit all der Unverschämtheit, deren er fähig war, gieng er ihm daher zu Leibe, nannte ihn einen Betrüger der Kirche, und übergab seine Seele dem Teufel und der Hölle.

Die Zeit heilt jeden Schmerz, und auch die tiefste Wunde hört endlich auf zu schmerzen. Das erfuhr jetzt der Graf. Er wurde ruhiger, und es gelang seinen Söhnen, ihren Trostgründen Eingang zu verschaffen, und ihm begreiflich zu machen, daß seine Anhänglichkeit am Gelde übertrieben war, und der Verlust desselben wohl eine Strafe seines Geitzes seyn könnte. Auch die Hoffnung wußten sie in ihm rege zu machen, daß er das Verlorne wohl wieder erhalten könnte. Was ist ein von Leidenschaften verblendeter Mensch nicht alles zu glau-

ben im Stande? Er versprach goldne Berge, und aller Anschein zeigte, daß es ihm bey seinem Versprechen wahrer Ernst sey. Seine Thränen hörten auf zu fließen; in das Gewölb, den ehemaligen Lieblingsort, setzte er keinen Fuß mehr, und wußte manchmal recht artig über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der irdischen Dinge zu sprechen. Seine Söhne glaubten ihn gebessert, und freuten sich darüber. Sie konnten es nicht über ihre Herzen bringen, ihn länger zu quälen, und glaubten ihrem Bekehrungsgeschäft die Krone aufzusetzen, wenn sie ihm das verlorne Geld auf eine ungezwungne Weise wieder in die Hände spielten. Er hat seinen Fehler eingesehen, sagten sie, und wird in Zukunft nicht mehr so ganz an dem Gelde hangen. Ob sie sich in ihrer Hoffnung nicht irrten, wird die Folge lehren.

Unter einem schicklichen Vorwand suchten sie ihren Vater, welcher jetzt alles mit sich machen ließ, nach dem Gewölb zu führen. Man denke sich das freudige Erstaunen des Alten, als er seine vollen Geldsäcke wieder in der schönsten Ordnung aufgereihet sah! Den Auftritt zu beschreiben finde ich mich außer Stande. Lang konnte er vor Ueberraschung nicht zu Worte kommen, endlich aber erklärte er seinen Söhnen, daß er von seinem Gelde in Zukunft den edelsten Gebrauch machen wolle. Die Söhne frohlockten in ihrem Herzen, und glaubten am Ziel ihrer Absichten zu seyn.

Die guten Vorsätze des Grafen waren indessen von kurzer Duer. Sein Geitz erwachte wieder in der ganzen Stärke, oder, was sich eher vermuthen läßt, er war nur auf wenig Augenblicke gelähmt, niemals getilgt. Er glaubte, da er nun sein Geld wieder hatte, nicht mehr an sein Versprechen gebunden zu seyn. Die-

ses ist der gewöhnliche Gang bey Menschen, deren Kopf und Herz von Vorurtheilen und Leidenschaften eingenommen sind. So lang es gut geht, frohnen sie ihren Lüsten, kömmt die Zeit der Strafe, so kriechen sie zu Kreutze, und verstehen sich zu den possierlichsten Sprüngen, und wenn diese vorüber ist, so vergessen sie alle ihre Versprechungen, und sind unverschämter, als jemals. So viele Dreistigkeit hatte indessen H** nicht, seinen Söhnen die plötzliche Veränderung seiner Grundsätze durch Worte kund zu thun, denn er schämte sich vor ihnen. Nur durch die Wirkungen sollten sie seine jetzigen Gesinnungen kennen lernen. Während sie sich über die glücklich bewirkte Heilung ihres Vaters freuten, und Bilder der glücklichsten Zukunft entwarfen, beschäftigte sich dieser mit einem Stückchen, daß allen seinen bisherigen die Krone aufsetzte. Sobald er überzeugt war, daß alles im Hause schlief, nahm er sein Geld und vergrub es an einen Ort, den er so unkenntlich zu machen wußte, daß ihn Niemand zu finden im Stande war. Mit dem frühesten Morgen schreckte er dann seine Söhne durch ein fürchterliches Angstgeschrey, und durch die Nachricht aus dem Schlummer, daß der Teufel sein Geld in dieser Nacht zum zweytenmale entwendet habe. Er wußte seine Rolle so meiterhaft zu spielen, daß sein Benehmen dem vortrefflichsten Schauspieler Ehre gemacht hätte.

Man denke sich den Schreck und das Erstaunen der jungen Leute bey diesem neuen Beweis des Geitzes ihres Vaters! Nun war alle Hoffnung zu seiner moralischen Besserung dahin, und sie waren die Betrognen, denn daß er das Geld bey Seite geschafft hatte, dessen waren sie überzeugt. Was war indessen zu thun? Nach-

spüren durften sie nicht, um bey dem Alten keinen Verdacht zu erregen, und die Entdeckung der Zukunft und dem Zufall überlassen, war noch gefährlicher, denn wie leicht konnte ihr Vater unvermuthet sterben, und das Geld war dann verloren. Ihre Lage war wirklich verzweiflungsvoll, doch waren sie die Menschen nicht, welche den Kopf und den Muth so bald verloren. Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, waren sie wieder im Stande die Sache zu überdenken, und beschlossen nun — sollte auch alles darüber zu Grunde gehen, die letzte Feder springen zu lassen.

H** spielte noch einige Tage die Rolle eines Verzweifelnden, und nur nach und nach schien er sich in etwas beruhigen zu können. Auch die Söhne schlugen diesen Weg ein, und bald schien Friede und Ruhe in aller Herzen wieder zu kehren. Nun dünkte es ihnen Zeit, den letzten, aber gefährlichen Versuch zu wagen. Nach einem einsam und traurig verlebten Tag legte sich ihr Vater zu Bette. Er mochte schon einige Stunden geschlafen haben, als er durch einen heftigen Donnerschlag plötzlich aufgeschreckt wurde. Das ganze Schlafgemach stand in Flammen, und ein fürchterlicher Gestank erfüllte dasselbe. Man denke sich den Schrecken des Alten! Alle seine Glieder zitterten, als wenn Fieberfrost sie rüttelte, und der Angstschweiß floß stromweise über sein Angesicht herab. Das war indessen nur das Vorspiel von dem, was kommen sollte. Mit einemmal erlosch unter einem fürchterlichen Knalle die Flamme, und egyptische Finsterniß trat an ihre Stelle. Schon fieng der Graf wieder freyer zu athmen an, und hoffte, daß alles vorüber sey, als der zweyte und noch schrecklichere Theil der Vorstellung begann. In der sei-

nem Bette gegenüber liegenden Ecke des Zimmers öffnete sich plötzlich der Boden, und vier zwergartige scheußliche Gestalten, denen eine fünfte mit Hörnern, Krallen und Schwanze versehene Figur folgte, stiegen empor. Fürchterlich schüttelten sie ihre schwarzen, dampfenden Fackeln, und schwebten dem Bette entgegen. „Wenn du bis morgen das Geld nicht wieder an seine alte Stelle schaffst, heulten sie mehr, als daß sie riefen, so bist du ein Kind des Todes, und unser Eigenthum," und in einem Augenblick verschwanden sie.

Da lag der Graf unbeweglich in seinem Bette, einem Todten ähnlich. Nach und nach erholte er sich zwar wieder, allein, wenn er auch Kraft dazu gehabt hätte, den Muth hatte er nicht, sich zu erheben, und um Hülfe zu rufen. Unter der fürchterlichsten Angst wartete er den Morgen ab, und seine Söhne, als sie wie gewöhnlich zu ihm kamen, fanden ihn noch in dem jämmerlichsten Zustande im Bette. „Mein Ende ist nahe, jammerte er, und erzählte ihnen den Vorfall. Geht hin, fuhr er fort, und holt das Geld an dem Orte, wo ich es aus dem fürchterlichsten Geitz, und in der Absicht, euch und den Teufel zu betrügen, vergrub. Ich bin schrecklich dafür gestraft. Vertheilt das Geld unter die Armen, und ersetzet denen, welche ich drückte, ihren Schaden siebenfach. Ich will in Ruhe sterben und meine Sünden abbüßen. Laßt euch, so schloß er seine Rede, indem er die zitternden Hände empor hob, durch mein Beyspiel warnen, und werdet nie das Opfer eurer Leidenschaften."

Der jammervolle Zustand des alten Grafen erschütterte seine Söhne bis in ihr Innerstes. Wenig fehlte, daß sie zu seinen Füßen sanken, um ihm alles einzuge-

stehen, doch besannen sie sich noch, und bedachten, daß dieser Schritt nichts nützen, wohl aber alles verderben könne. Sie schwuren, ihm den gehabten Schreck für sein ganzes Leben durch liebevolle Behandlung zu vergüten, und sie haben ihren Schwur treulich erfüllt. Auch der Vater blieb seinem Vorsatz getreu. Er erholte sich bald, entsagte aber ganz dem Geitze, und übergab seinen Söhnen das ganze Vermögen. Sie verwalteten es als vernünftige, und rechtliche Männer, stifteten manches Gute damit, und wurden, als ihr Vater schon lang in eine bessere Welt übergegangen war, glückliche Gatten, und dem Staate nützliche Bürger.

Die Handschuhe.

(Aus dem Englischen.)

Herr William, ein reicher Gerber von Herford in England, stand schon seit einer Viertelstunde an der Stiege, und ärgerte sich, daß seine Frau und Tochter noch nicht kamen. Man läutete zur Kirche, und er fürchtete zu spät zu kommen. „Seyd ihr denn noch nicht fertig? schrie er. Ihr vergesset wohl, daß ich Kirchenvorsteher bin, und es eine Schande ist, wenn ich zu spät komme.“

„Hier bin ich schon, lieber Vater,“ sagte Sophie, und sah so munter und niedlich aus, daß Herr William allen Verdruß vergaß, und freundlich schmunzelte. Da er indessen bemerkte, daß sie unter Weges erst die Handschuhe anzog, so sagte er, daß sie es wohl früher hätte thun können.

„Sie hätte diese verwünschten Handschuhe gar nicht anziehen sollen," fügte die Mutter hinzu, welche so eben nach kam.

„Ich verstehe dich nicht, mein Schatz," erwiederte Herr William. „Ich finde diese Handschuhe sehr hübsch, allein wir wollen diese Materie ein andermal abhandeln. Man hat schon aufgehört zu läuten, und die Predigt wird sogleich anfangen." Er bot jedem der Frauenzimmer einen Arm an, um sie weiter zu führen, allein Sophie hatte zuviel mit ihren Handschuhen zu thun, und die Mutter war zu aufgebracht darüber, daß sie dieselben anzog, um den angebotnen Arm anzunehmen.

„Ich weiß wohl, was ich sage, brummte sie vor sich hin, und meine Augen sehen hell. Wer gab im verflossenen Jahr die erste Nachricht von unserm großen Hund, und wer entdeckte zuerst, daß auf einer Seite die Mauer unsrer Kirche schadhaft wurde?"

„Du allerdings," erwiederte Herr William; „allein ich sehe nicht ein, welchen Bezug dieses auf Sophiens Handschuhe hat."

„Weil du blind bist. Weißt du nicht, daß diese Art Handschuhe in Dublin verfertigt werden?"

„Und wenn dieses der Fall ist, was schließest du daraus?"

„Nun, liegt Dublin nicht in Irland?"

„Ja, allein was thut dieses zur Sache?"

„Das macht, daß unsere schöne Kirche nächstens in die Luft fliegen, und du dem Thäter deine Tochter zur Belohnung für das saubere Stückchen geben wirst."

„Gott bewahre, schrie Herr William, voll Schrecken, indem er seine Perücke, welche in der Hitze des Streits sich verschoben hatte, zurecht rückte; doch

welchen Bezug hat denn unsre Kirche mit diesen Handschuhen?“

„Du siehst nicht mit offnen Augen. — Wegen des Hundes hatte ich dich gewarnt. Mit der Kirche wird es der nämliche Fall seyn.“

„Auf der Stelle will ich sterben, wenn ich ein Wort von all dem verstehe. So rede doch deutlich.“

„Frage Sophien, wer ihr die Handschuhe gegeben hat.“

„Die verwünschten Handschuhe liegen dir sehr am Herzen. Sophie! wer gab sie dir denn?“

„Sie sind ein Geschenk von Herrn O'nell,“ sagte diese leise, und erröthend, und Herr William sprang vor Schrecken drey Schritte zurück. „Das ist ja der irländische Handschuhfabrikant, schrie er.“

„Nun, hatte ich Recht?“ rief die Mutter mit triumphirender Miene.

„Auf der Stelle ziehe die Handschuhe aus,“ sagte Herr William. „Ich sah diesen O'nell nur einmal, und ich kann ihn nicht leiden, denn er ist ein Irländer. Geschwind, geschwind ziehe sie aus!“

Sophie zog, und zog an ihren Handschuhen, allein sie wollten nicht gehen. „Es ist doch nicht schicklich,“ flüsterte sie mit leiser Stimme, „ohne Handschuhe in die Kirche zu gehen.“ Die Mutter hatte diesen Fall vorausgesehen, und zog ein Paar alte, so ungeheure Handschuhe hervor, daß Sophie füglich beyde Arme in einen derselben stecken konnte. Sie mußte sie anziehen, und that es mit offenbarem Widerwillen, denn sie konnte nicht begreifen, warum ein Irländer nicht auch ein ehrlicher Mann seyn sollte.

Nach beendigtem Gottesdienst gieng Herr William

einen gewissen Bruch zu besehen, welchen seine Frau an der Kirchenmauer entdeckt hatte; diese erzählte auf dem Kirchhof allen Bekannten, daß sie ihrer Tochter nicht erlaubt habe, des Irländers Handschuhe zu tragen, und Sophie schlich nachdenkend zu Hause. Sie konnte weder den Haß begreifen, welchen ihr Vater auf Herrn O'nell geworfen hatte, bloß weil er ein Irländer war, noch das, was die Mutter von dem großen Hund, und von der gebrochnen Kirchenmauer gesagt hatte, denn sie konnte unmöglich glauben, daß dieser den Hund gestohlen habe, oder die Kirche in die Luft sprengen wolle. So eben kam sie an einer Brandstätte vorüber, wo sie ihn zum erstenmal gesehen, und wegen seines Eifers Hülfe zu leisten, achten gelernt hatte. Sie erinnerte sich einer armen Wittwe, welche in diesem Hause gewohnt hatte, und beschloß, ihr einen Thaler, welchen sie für das Theater bestimmt hatte, zu bringen. Wie erstaunte sie, als sie Herrn O'nell bey ihr antraf?

„Ich glaubte sie allein zu finden," sagte Sophie zu der Wittwe, indem sie erröthete.

„Desto größer ist mein Vergnügen," sagte Herr O'nell im gebrochnen Englischen, indem er einen Knaben, welchen er auf den Armen hatte, niedersetzte, und sich Sophien näherte. Diese antwortete nicht, unterhielt sich einige Augenblicke noch mit der Wittwe, drückte ihr heimlich den Thaler in die Hand, und wollte gehen. Herr O'nell, erstaunt über diese Veränderung, hielt sie zurück. „Es sollte mir leid thun," sagte er, „Ihnen in irgend einem Stück mißfallen zu haben, um so mehr, als ich mir keiner Schuld bewußt bin." Er bemerkte die alten Handschuhe, welche wie Säcke an Sophiens Armen hiengen, und bezeigte ihr sein Erstaunen darüber,

„Sie haben nichts gethan," sagte sie, „was mir mißfallen konnte, allein meine Eltern sind Ihnen nicht geneigt, und haben mir verboten, Ihre Handschuhe zu tragen."

„Sie werden doch," antwortete O'nell, „Ihre Meinung gegen Ihren Verehrer nicht ändern wollen, bloß aus der Ursache, weil Ihre Eltern ohne Grund mir abgeneigt sind."

„Ich würde sie vielleicht nicht ändern," erwiederte Sophie, „wenn ich überhaupt eine Meynung Ihrerwegen gefaßt hätte."

„Ich will mich Ihnen zeigen, wie ich bin," fiel O'nell ein, „und weil Ihre Eltern mich nicht lieben, so will ich um so mehr mich bestreben, Ihrer schönen Tochter zu gefallen. Ich will Ihnen beweisen, daß ich nicht, wie so viele andere Irländer, bloß nach Reichthümern jage, und da wir uns nun verständigt haben, so r e ch n e ich darauf, daß Sie diese häßlichen Säcke ausziehen, und die Güte und den Muth haben werden, sich der meinigen zu bedienen."

Sophie fand sich durch den Ausdruck r e ch n e n beleidigt, denn sie wußte nicht, daß er dem irländischen Dialekt zufolge so viel als w ü n s ch e n oder h o f f e n bedeuten sollte. „Sie r e ch n e n zu viel," sagte sie spitz, „auf meine Entschlüsse. Ich werde sicherlich, um Ihnen zu gefallen, nicht gegen den Willen meiner Eltern handeln."

Herr O'nell fand sich nun seiner Seits beleidigt, und sagte Sophien, daß er, weil sie wie eine Wetterfahne wechsle, ihr viel Vergnügen wünsche, und ihr nicht länger mit seiner Höflichkeit beschwerlich fallen wolle. Er machte eine tiefe Verbeugung, und verließ das Zimmer.

Wären seine Augen nicht von Zorn geblendet gewesen, so würde er bemerkt haben, daß Sophie nicht wie eine Wetterfahne wechsle. Ein neuer Beweis, daß der Zornige niemals thut, was recht ist.

Den folgenden Morgen kam eine Freundinn zu Sophien. „Das wird lustig werden," rief sie ihr sogleich beym Eintreten entgegen.

„Und was denn?" fragte Sophie mit einer traurigen Miene.

„Nun der Ball," sagte die Freundinn. „Du scheinst mir heute sonderbar gestimmt zu seyn. Macht dir denn der Ball kein Vergnügen?"

„Welcher Ball?" fragte Sophiens Mutter, welche eiligst herbey trat.

„Der Ball bey Herrn O'nell. Hast du denn keine Handschuhe erhalten?"

Sophie gestand, daß sie Handschuhe erhalten habe, sagte aber, daß sie nicht begreife, in welcher Verbindung diese mit dem Ball seyn sollen, und die Freundinn erklärte, daß mit jedem Paar Handschuhe eine Einladungskarte verbunden gewesen sey, und daß, wenn Sophie bey dem Ball erscheine, Herr O'nell ihr Tänzer seyn werde. Sie entfernte sich bald, weil sie, wie sie sagte, noch verschiedene Vorbereitungen zu machen habe.

Tiefes Stillschweigen herrschte einige Augenblicke zwischen Mutter und Tochter, und endlich sagte Sophie, daß sie wirklich diesen Morgen ein Briefchen erhalten, solches aber, weil sie Herrn O'nells Schrift erkannt hatte, unerbrochen zurückgeschickt habe. Sie hatte ihrer Mutter ihr Zusammentreffen mit Herrn O'nell bey der Wittwe bereits erzählt, und dadurch in ihrem Zu-

trauen sehr gewonnen. Die Mutter war überhaupt eine gute Frau, und sehr verträglich, wenn man nur ihren Scharfblick nicht bezweifelte. Es war ihr unangenehm, daß eine andere vor ihrer Tochter den Vorzug haben sollte. So lang keine Nebenbuhlerin auftrat, waren Herrn O'nells Bewerbungen um ihre Tochter ihr sehr gleichgültig, allein der Gedanke war ihr unerträglich, daß eine andere, Sophien vorgezogen werden sollte. So setzt man bey einer öffentlichen Versteigerung wenig Werth auf ein Stück, das keine Mitbewerber findet, sobald aber bey jedem Streiche des Ausrufers eine neue Stimme sich hören läßt, erhitzt man sich, und läßt das Stück nicht fahren, sollte man auch noch so theuer dafür bezahlen müssen.

„Man muß die Sache doch überlegen," sagte sie daher zu Sophien. Das Briefchen enthielt sicherlich eine Einladung, und da es doch besser ist, du eröffnest den Ball, als eine andere; da Herr O'nells Aufführung gut ist; da er keiner jener irländischen Abentheurer zu seyn scheint; da er wahrscheinlich den Hund nicht genommen, auch die Kirchenmauer nicht beschädigt hat, und da er im Stande ist, einen Ball zu geben, und allen Frauenzimmern Handschuhe zu schicken, so verdient er doch einige Rücksicht. Du mußt hingehen, Sophie, mit den neuen Handschuhen, und ich werde des Vaters Einwilligung schon zu erhalten wissen. Ich bin O'nells Mutter ohnedem noch einen Besuch schuldig, und will alles mit ihr verabreden. Deine Freundin soll mit ihren heuchlerischen Complimenten doch zu kurz kommen."

Sie gieng zu Herrn William, und fand, daß es keine leichte Sache sey, ihn von seiner Meynung zurück zu bringen. Es hielt schwer, ihn zu einem Entschluß

zu bewegen, hatte er ihn aber einmal gefaßt, so wich er niemals davon ab. Er war überhaupt gegen alle Irländer eingenommen, und hatte in seinem Clubb schon von der beschädigten Kirchenmauer gesprochen, mit der Aeußerung, daß er Herrn O'nell deßwegen in Verdacht habe. Einige belachten ihn, und hielten ihn für einen Träumer, andere hingegen, welche überzeugt waren, daß ein Papist jeder schlechten Handlung fähig sey, pflichteten ihm bey, und waren der Meynung, daß man Herrn O'nell genau beobachten müsse. „Er kam hieher," sagten sie, „man weiß nicht warum, und hat Geld, man weiß nicht woher."

Als Herr William daher von einem Ball sprechen hörte, fand er sogleich Merkmale einer Verschwörung dabey. „Er ist fein, dieser Irländer," rief er. „Durch Feste will er unsere Wachsamkeit einschläfern, um uns dann alle, wenn wir am wenigsten daran denken, in die Luft zu sprengen. Wir sind indessen eben so fein, als er. „Ich will nicht," fuhr er fort, „daß Sophie einen Fuß auf den Ball setze, und ich verbiete ihr ernstlich, die Handschuhe, welche sie von diesem Menschen erhalten hat, anzuziehen. Verlaßt euch auf mich, und glaubet, daß ich weiß, was ich sage." Als die Frau ihren Gatten so bestimmt sprechen hörte, wurde sie selbst wieder irre, und lief bey allen ihren Bekanntinnen umher, um zu erzählen, was sie wußte, oder anzuhören, was man ihr über diesen Gegenstand zu sagen hatte.

Sophie ertrug ihr Mißgeschick mit großer Sanftmuth und Ergebung. Die Tochter der Wittwe Schmit kam, um ihr im Namen ihrer Mutter zu danken, und wußte viel zu Herrn O'nells Lob zu sagen, welcher sie so großmüthig unterstützte. Sie erzählte, daß er auch

einen armen Mann in ihrer Nachbarschaft ganz erhalte. Des Kindes ungekünstelte Erzählung rührte sie bis zu Thränen. Sie gab ihm verschiedene Kleidungsstücke, welche sie schon für dasselbe bestimmt hatte, und da die Handschuhe in dem nämlichen Kasten lagen, betrachtete sie dieselben mit großem Wohlgefallen, bestreute sie mit Rosenblättern, und wickelte sie in ein weißes Tuch ein.

Herr William berathschlagte indessen mit den Biedermännern, welche in Hinsicht der Kirche seiner Meynung waren. Man erwog alle Umstände, und fand darin eben so viele Anzeichen einer Verschwörung. Der Ball, welchen Herr O'nell gab, die Handschuhe, welche er austheilte, alles das zeigte an, daß er ein Feind Englands, und der dort herrschenden Religion sey, der sich bloß des Vorwands wegen für einen irländischen Handschuhfabrikanten ausgab. Man beschloß, um dem Ausbruch der Verschwörung zuvor zu kommen, ihn fest nehmen zu lassen, nur fehlte es noch an einem schicklichen Vorwand, doch Herr William fand Mittel dazu. Er hatte ausfindig gemacht, daß Herr O'nell an einen Spezereyhändler für eine beträchtliche Summe einen Wechsel ausgestellt hatte, welcher eben fällig war. Er kaufte ihn an sich, und ließ ihn an dem Tag, da der Ball gegeben werden sollte, einfordern. Herr O'nell war eben mit Anstalten zu dem Fest beschäftigt, oder er mochte wohl auch nicht bey Kasse und darauf vorbereitet seyn. Er empfieng daher Williams Diener, welcher das Geld forderte, sehr übel, und jagte ihn, als dieser, in vielleicht derben Ausdrücken, auf der Bezahlung bestand, zum Hause hinaus.

Herr O'nell gab seinen Ball, und war lustig und vergnügt. Er begleitete eben Miß Sara, Sophiens

Freundinn, welche seine Tänzerinn gewesen war, nach Hause, als ein Gerichtsdiener ihn mitten in der Straße anhielt, und ihm erklärte, daß er ihn im Namen des Königs fest nehme. „Du lügst, schrie Herr O'nell unter einem Schwall von Flüchen, im Namen des schurkischen Williams, denn nur er ist im Stande, einem Ehrenmann eines solchen Lumpengeldes wegen eine so große Beleidigung zuzufügen.“ Miß Sara schrie aus Leibeskräften, und wollte in Ohnmacht fallen. Herr O'nell berichtete den Vorfall seiner Mutter, trug ihr auf, sogleich für Geld oder eine Bürgschaft zu sorgen, und folgte dem Gerichtsdiener.

Frau O'nell war eben beschäftigt, die letzten Lichter im Tanzsaal auslöschen zu lassen, als die Trauerpost ankam. Sie wußte sich indessen bald zu fassen, und zweifelte keineswegs, das Geld bey einem der Freunde, welche so eben in ihrem Hause geschmaust hatten, zu finden. Sie gieng von einem zu dem andern, und wurde überall zurückgewiesen, denn es ist ein Unterschied zwischen Schmausen und Dienste leisten. Nach vielen vergeblichen Versuchen mußte sie sich endlich entschließen, einem Wucherer dreyfachen Versatz zu geben, um das Geld zu erhalten.

Nach einigen Stunden wurde Herr O'nell seines Verhaftes los, und kehrte zu Hause. Diese Lehre war sehr heilsam für ihn, denn er hatte nun seine sogenannten Freunde kennen gelernt, und beschloß sich von nun an lieber mit allem Ernst seinen Geschäften zu widmen, als seine Zeit und sein Geld in Schmausereyen zu verschwenden.

Herr William wußte sich viel darauf zu gut, in der unglücksschwangern Nacht des Balls durch O'nells Verhaftung den Ausbruch der Verschwörung verhindert

zu haben. Um indessen auch für die Zukunft sicher zu seyn, wurde beschlossen, so lang, bis der Verdacht gegen Herrn O'nell zur Gewißheit geworden, und man gerichtlich gegen ihn verfahren konnte, die Kirche Tag und Nacht bewachen zu lassen. Es gieng Herrn William, wie es im menschlichen Leben oft zu gehen pflegt. Er sorgte für andere, und sah die Gefahr nicht, welche ihm in seinem eignen Hause drohte. Ueber seinen vielen Beschäftigungen für die Ruhe und das Wohl des Staats, vernachlässigte er die Aufsicht über seine vielen Arbeiter, und diese wurden träg und saumselig. Eines Tages, als er seine Magazine untersuchte, fand er, daß ein großer Haufen Rinde, deren er zur Gerberey so nothwendig bedurfte, eingestürzt, zerstreut, ja ein Theil derselben in den Fluß geworfen worden war.

Der Schaden war beträchtlich, und Herr William, welcher schon gewohnt war, alles Böse, welches geschah, dem verwünschten Irländer zuzuschreiben, schrieb ihm auch die Beschädigung seines Rindenvorraths zu. Er glaubte, Herr O'nell habe, um sich wegen der Verhaftung zu rächen, diesen Streich gethan, oder doch durch seine Leute thun lassen, und in dieser Ueberzeugung lief er zu seinem Advokaten, um die Klage anzubringen. Zum Glück war dieser auf einige Tage abwesend, und Herr William mußte sich gedulden. Er hatte nun alle Zeit, den Schaden genau zu berechnen.

Herr William war als ein starker Esser bekannt. Seine Gattin schämte sich oft, wenn sie Fremde zu Tisch hatte, oder selbst zu Gast gebeten war, daß ihr Mann alle Schüsseln leerte, und allen Vorrath verzehrte. Um ähnlichem Aergerniß zuvor zu kommen, hatte sie ihn daran gewöhnt, immer eine Stunde vor dem Mittagessen

ein derbes Stück Fleisch in der Küche zu verzehren, um schon halb gesättigt zu Tisch zu kommen. Den Tag nach dem Vorfall mit der Rinde machte Herr William seine gewöhnliche Reise nach der Küche, und hörte, daß die Mägde sich von dem weisen Zigeunerkönig Pamphilius unterhielten, welcher mit seinen treuen Unterthanen in einem benachbarten Walde seine Residenz aufgeschlagen hatte, um dem wißbegierigen Pöbel die Geheimnisse der Zukunft und der Vergangenheit zu enthüllen. Er war ganz Ohr, sagte kein Wort, beschloß aber die Entdeckung zu benutzen.

Bey Tisch war Herr William nachdenkend, und vergaß so sehr das Essen, daß seine Gattin für dessen Gesundheit besorgt wurde, und mit Fragen ihn bestürmte. Mit großem Ernst erwiederte der Herr Kirchenvorsteher: „Erinnere dich, mein Schaz, daß unsere Mutter Eva durch ihre Neugierde zu Fall kam! Wenn es Zeit seyn wird, sollst du alles erfahren; bis dahin falle mir nicht mit unbescheidenen Fragen zur Last. Die Weiber wissen die Folgen der Dinge nicht zu berechnen. Was ich weiß, das weiß ich; was ich denke, das denke ich, und was ich sage, das sage ich. Indessen hast du sehr gut gethan, meine Tochter Sophie, die Handschuhe nicht anziehen zu lassen. Alles wird geschehen, wie ich es voraus gesagt habe."

Nach dieser weisen Rede legte sich Herr William in den Sorgenstuhl, um sein gewöhntes Mittagsschläfchen zu halten. Er schlief ein, und träumte. Eine Kirche flog in die Luft, weil ein Mann, welcher Frauenzimmerhandschuhe trug, das Pulver entzündete. Er sah Haufen Rinde allerwärts zerstreut, und auf dem Wasser schwimmend. Sein großer Hund Hector wollte ihnen nachschwimmen, weil er die Stücken Rinde für

Hammelskeulen hielt. Er war eben im Begriff den Hund seines ungeregelten Appetits wegen durchzuprügeln, als sich dieser plötzlich in den weisen Zigeunerkönig verwandelte. Dieser überreichte ihm eine Peitsche mit silbernem Handgriff, um den Irländer O'nell damit dreymal um den Marktplatz peitschen zu lassen. Er wollte aufspringen, um das Schauspiel vom Fenster aus anzusehen, und — erwachte.

Hatte Herr William schon früher daran gedacht, den König Pamphilius zu Rath zu ziehen, so war er jetzt vollends in seinem Entschluß befestigt, denn er war es von jeher gewöhnt, Träume als untrügliche Orakelsprüche zu betrachten. Der König sollte ihm die Menschen anzeigen, welche er bey der Untersuchung als Zeugen gebrauchen könnte, und um die Ehre der Entdeckung ganz allein zu haben, beschloß er, Niemand das Geheimniß zu vertrauen. Er machte sich auf den Weg.

Der weise Zigeunerkönig Pamphilius II. bewohnte tief in dem Wald eine aus Zweigen geflochtene Hütte. Der Eingang war, so wie der Weg zur Weisheit, rauh und beschwerlich. Man mußte sich bücken, um dahin zu gelangen, und da Herr William dieses versäumte, blieb seine Perücke an den Aesten hängen. Die Königin eilte herbey, um den Schaden gut zu machen, und leerte ihm, während er den großen Zauberer bewunderte, die Taschen. Nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte, begann folgendes Gespräch:

„Kennst du einen verdächtigen Irrländer, Namens O'nell welcher sich aus uns unbekannten Gründen in Herford niedergelassen hat?"

„Ich kenne ihn."

„Was hast du mir von ihm zu sagen?"

„Daß der Irländer sehr verdächtig ist.“

„Ganz recht. Ist nicht er es, welcher meinen Hund Hector, welcher meinen Rindenvorrath bewachen mußte, stahl?“

„Du hast es errathen.“

„Welcher meinen Haufen Rinde einstürtzte?“

„Ohne Zweifel.“

„Welcher den Bruch in die Kirchenmauer machte?“

„Allerdings.“

„Und aus welcher Absicht that er dieses?“

„Aus einer Absicht, welche man Niemanden sagen soll.“

„Allerdings, doch mir, als Kirchenvorsteher, muß sie bekannt werden. Mir liegt es ob, dem Unglück, die Kirche in die Luft sprengen zu sehen, vorzubeugen.“

Der weise König Pamhilius II. verdrehte die Augen, bekam Zuckungen in allen Gliedern, und nach langen Anstrengungen brach er mit fürchterlicher Stimme in folgende Worte aus: „Kirchenvorsteher! So lang der Irländer O'nell in deiner Nähe ist, darfst du keine Ruhe hoffen.“ Herr William zitterte am ganzen Leibe, bewunderte die Weisheit der ägyptischen Majestät, belohnte sie königlich, und machte sich auf den Weg, die Anzeige bey dem Stadtrichter zu machen.

Während Herr William sich bey dem Zigeunerkönig Raths erholte, harrte Willhelm, ein wackerer irländischer Arbeitsmann an dem Eingang der Hütte, um sich bey dem Wahrsager zu erkundigen, wo er einen Beutel, welchen er bey der Arbeit verloren hatte, wieder finden könnte. Er hörte seines Landsmanns O'nell Namen nennen, wurde aufmerksam, und verlor kein Wort von dem ganzen Gespräch. „Der Kerl ist ein Betrüger,“ rief er aus, und kehrte eiligst zurück. Willhelm war ganz im Stande,

dieses zu beurtheilen, denn er war es, welcher aus Rache, daß Herr William den wackern O'nell, welcher ihm schon viele Wohlthaten erwiesen hatte, verhaften ließ, mit seinen Cameraden die Haufen Rinde eingestürtzt hatte.

Er bedachte, daß Herr O'nell große Verdrießlichkeiten bekommen könnte, versammelte in der Nacht seine Camaraden, wackere irländische Arbeitsleute, und beschloß die eingestürtzten Haufen wieder aufzuthürmen. Schon war alles zu Stande gebracht, als die Wache, welche der Kirche wegen aufgestellt war, sie entdeckte, und Lärm machte. Die Irländer entflohen, nur Willhelm, welcher auf der Spitze eines hohen Haufens stand, konnte es nicht. Er wurde ergriffen, und vorläufig in die Wachstube gebracht. „Ich will mich hängen lassen, brummte er vor sich hin, wenn ich in meinem Leben wieder eine gute Handlung verrichte, weil ich solchen Lohn dafür erhalte."

Herr Marschall der Stadtrichter war ein wackerer, aufgeklärter Mann. Er hielt sich streng an die Gesetze, war aber dabey so sanft, und verträglich, daß es zum Sprichwort geworden war, Niemand verlasse ihn misvergnügt. Kaum war der Tag angebrochen, als Herr William zu ihm kam, und höflich empfangen wurde. „Was bringen Sie gutes Neues, Herr Kirchenvorsteher?" fragte der Stadtrichter.

„Schlechte Nachrichten, erwiederte Herr William ernst. Es geht traurig in unsrer Stadt zu."

„Im Gegentheil; man unterhält sich vortrefflich. Ich habe von einem glänzenden Balle sprechen hören."

„Desto schlimmer, Herr Stadtrichter, desto schlimmer. Alle, welche auf den Grund der Sache sehen, sind meiner Meynung."

„Desto besser, sage ich, erwiederte Herr Marrschall lachend, desto besser, und alle, welche nicht weiter sehen, als ich, sagen es mit mir.“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Stadtrichter, fiel William mit noch größerm Ernst ein. Da ist nichts zu lachen. Ohne meine Vorsicht flog die Kirche in der Nacht, da dieser teuflische Ball gehalten wurde, in die Luft.“

„Ey! Ey! Erklären Sie mir das, ich bitte Sie.“

Herr William machte nun eine weitläufige Erzählung alles dessen, was er gegen O'nell auf dem Herzen hatte, und erbot sich zu beschwören, daß dieser eine Verschwörung zur Zerstörung der Kirche gemacht habe.

„Das wollen wir näher untersuchen, sagte der Stadtrichter, doch einsweilen sagen Sie nur die Mittel, welche sie angewendet haben, um zur Ueberzeugung zu kommen.“

„Das ist ein tiefes Geheimniß, doch Ihnen darf ich es schon anvertrauen, erwiederte der Kirchenvorsteher mit leiser Stimme. Ich habe die Bestättigung alles dieses aus dem Munde des Königs Pamphilius.“

Der Herr Marschall hatte alle Mühe, das Lachen zu unterdrücken. „Lieber Freund! sagte er, ich bin froh, daß Niemand in Herfort es weiß, daß Sie Ihre Klage auf die Bestättigung des Königs Pamphilius beschwören wollten. Sie würden zum Gelächter der Stadt werden.“

„Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen, antwortete Herr William sehr bestürzt Ich finde nichts Lustiges an dem Bruch der Kirchenmauer, welcher gemacht wurde, um sie in die Luft zu sprengen. Viele Menschen denken über diesen Gegenstand so, wie ich.“

„Haben Sie diesen Menschen gesagt, daß Sie bey dem Zigeunerkönig sich Raths erholten?“

„Nein, nein!“

„Sagen Sie es ihnen ja nicht, das ist das Beste, was ich Ihnen rathen kann,“ sagte der Stadtrichter, indem er aufstand, und sich einem Fenster näherte, von welchem man die Aussicht auf Herrn Williams Magazin hatte. Er rief diesen zu sich, und zeigte ihm in der Ferne die Rindenhaufen; welche alle in der gehörigen Ordnung standen. Er mahlt des Mannes Erstaunen bey diesem Anblick? Er rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß er wache. Herr Marschall ergötzte sich an seiner Verlegenheit. Endlich öffnete er die Thüre eines Nebenzimmers, und hervortrat Wilhelm der ehrliche Irländer. Er war am frühesten Morgen zu dem Stadtrichter gebracht worden, und hatte Aufklärung über Herrn Williams Rindenhaufen gegeben. Man hatte schon zu diesem hingeschickt, um ihm die gemachten Entdeckungen mitzutheilen, allein er war schon ausgegangen.

Dieser Gegenstand war also erledigt, allein wegen des gestohlnen Hundes bestand Herr William noch auf seiner Behauptung. Wilhelm hörte es, und sagte: „Wenn der Herr Stadtrichter erlauben, so weiß ich auch hierüber etwas zu sagen.“

„Ist es euch bekannt, fragte Herr Marschall, daß der Hund gestohlen wurde?“

„Das wohl nicht, erwiederte Wilhelm, allein das Halsband habe ich gesehen. In der Nacht, da Herr O'nell einer Schuld wegen fest genommen wurde, schickte mich seine Mutter zu einem Mann, welcher auf Pfänder Geld leiht. Alles schlief schon in dem Hause, nur ein Knabe war noch wach. Er gieng, den Vater zu wecken, und ich betrachtete indessen die verschiedenen Dinge, welche im Zimmer umherlagen, und hiengen. Ein

Rock erregte meine Aufmerksamkeit, weil ich eines Kleides bedurfte. Ich befühlte ihn, und fand in dessen Tasche einen Hammer, und ein Halsband, auf welchem der Name William stand.“

Der Stadtrichter ließ sogleich den Pfänderverleiher kommen, welcher, nachdem er einige Zeit hindurch dem Fragen auszuweichen gesucht hatte, gestand, daß er das Halsband von dem Zigeunerkönig erhalten habe. Herr William war beschämt, daß er auf das Zeugniß eines solchen Menschen zu schwören bereit gewesen war. Dieser wurde gerufen, und warf sich, nachdem er alles entdeckt sah, Herrn William zu Füssen. „Ich stahl den Hund, sagte er, weil er meine Leute durch sein Bellen in ihren nächtlichen Arbeiten störte.“ Die egyptische Majestät wurde in das Zuchthaus abgeführt, und die getreuen Unterthanen waren in einem Augenblick verschwunden.

Herr William stand schwankend zwischen der Furcht, zum Spott der Stadt zu werden, und seinen eingewurzelten Vorurtheilen. Nachdem er lang nachgedacht hatte, sagte er: „Alles das ist schön und gut, allein den Bruch in der Mauer kann ich mir immer noch nicht erklären, und es ist mir nicht möglich, von meiner Meynung gegen Herrn O'nell zurückzukommen, bis dieser Gegenstand aufgeklärt ist.“

„Mich dünkt, bemerkte der Stadtrichter, daß die Orakelsprüche der egyptischen Majestät noch bey Ihnen wirken. Hören Sie, Herr William! Wenn Sie nicht wollen, daß ich die Geschichte wegen des Wahrsagers bekannt mache, so müssen sie mir einen Gefallen erweisen. Können sie dem Herrn O'nell nicht verzeihen, daß er ein Irländer ist?“

„Als Irländer, erwiederte Herr William, habe ich keine Klage gegen ihn. Die Menschen können nicht wählen, wo sie geboren werden, und ich habe nicht das Vorurtheil zu glauben, daß nur in England gute Menschen sind: Irland gehört nun unserm König, und ein Irländer ist fast eben so gut, als ein Engländer. Dieses alles erklärt indessen noch nicht den Bruch in der Mauer, und das ist die Hauptsache.“

„Sollten Sie hart genug seyn, einen Fremden hassen und verfolgen zu wollen, welcher Niemanden etwas zu leide thut?“

„Gott bewahre!“

„Einem Fremden, welcher so viel Gutes thut?“

„Das wäre abscheulich, allein dieses gehört nicht zur Sache.“

„Begleiten Sie mich zu der Wittwe Schmit, deren Haus vor Kurzem abbrannte. Willhelm, dieser ehrliche Irländer, erzählte mir von den Verhältnissen, in welchen die Wittwe mit Herrn O'nell steht.“

Herr William war es zufrieden, und sie giengen hin. Die Wittwe wurde nicht müde zu erzählen, wie viel Gutes ihr Herr O'nell, und Sophie erwiesen hatten. Letzteres schmeichelte den Ohren des Vaters, und der Stadtichter, welcher den günstigen Eindruck bemerkte, sagte, daß er den folgenden Tag ihn, und Herrn O'nell zu Tische laden wolle, um sie auszusöhnen. Nach einiger Ueberlegung erwiederte Herr William: „Bedenken Sie, daß der Gegenstand wegen der eingefallenen Mauer noch nicht aufgeklärt ist.“

Wer weiß, ob die Sache jemals ins Reine gekommen wäre, wenn nicht der Wittwe junge Tochter den Ausschlag gegeben hätte? Sie kam, und erzählte der

Mutter mit vieler Lebhaftigkeit, daß sie die Ratze eine fremden Dame gezeigt habe. Man erkundigte sich, und erfuhr, daß die kleine Marie und ihr Bruder eine Ratze so zahm gemacht hatten, daß sie auf ihr Rufen kam, und aus ihren Händen fraß. „Wo ist denn diese Ratze?“ fragte Herr William. „Sie haußt in der zerfallenen Kirchenmauer,“ antwortete die Kleine, und die Herren sahen sich betroffen einander an. Sie verlangten das Thierchen zu sehen, und Maria hüpfte munter voran. Sie legte Brodkrummen an die Oeffnung, rief, und die Ratze kam, um sie zu verzehren. Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus, sagte der Stadtrichter, und Herr William drückte ihm stillschweigend die Hand.

Des folgendes Tages hatte die Aussöhnung statt. O'nell besuchte fleißig Herrn Williams Haus, welcher, so wie seine Gattin, alles Mögliche thaten, das Unrecht wieder gut zu machen. Sophie verhielt sich leidend, doch als nach Monaten, Herr O'nell um sie warb, zeigte sie ihm erröthend die in Rosenblättern eingehüllten Handschuhe. Sie wurde des ehemals verkannten Irländers glückliche Gattin.

Das Testament.

(Nach dem Englischen.)

Ein alter, sehr reicher, kinderloser Landmann in England fühlte sein Ende herannahen, und beschloß seine liegenden Gründe unter drey Neffen zu vertheilen. Er bestimmte, daß jedem derselben ein ansehnliches, mit allen zur Landwirthschaft nöthigen Erfordernissen wohl

versehenes Landgut zufallen sollte. Sein baares Geld, zehn tausend Pfund Sterling, übergab er einem treuen Freund, welchen er zum Vollzieher seines letzten Willens ernannte, und verordnete, daß dieses Kapital, sammt den bis dahin aufgelaufenen Zinsen, nach zehen Jahren demjenigen seiner Neffen zufallen sollte, welcher in jenem Zeitpunkt der reichste seyn würde.

Der ehrliche Münier, so hieß der alte Mann, starb, und sein Willen wurde pünktlich befolgt. Den drey Neffen Karl, Richard, und Wilhelm wurden die Güter übergeben, und das Geld bis zu fernerer Bestimmung sicher angelegt. Die Landgüter waren sehr bedeutend, doch nicht ganz von gleichem Werthe. Karl erhielt das Beste, Richard eines, welches noch sehr verbessert werden konnte, und Wilhelm das geringste.

Die Neffen lebten, welches unter Menschen, die eine Erbschaft zu theilen haben, eine äußerst seltene Sache ist, fortwährend in der freundlichsten Eintracht, und besuchten sich wechselsweise. Eines Tages waren sie bey Wilhelm versammelt, und bey dem traulichen Mahle kam die Rede auf die Verbesserungen, deren jedes Gut fähig war.

„Wirst du die deinigen bald beginnen?" fragte Karl seinen Vetter Richard.

„Ich denke nicht daran, Vetter."

„Desto schlimmer, denn auf diese Weise wirst du die zehntausend Pfund nicht erhalten. Wie du wolltest den Sumpf nicht austrocknen; die Heide nicht urbar machen; keine Baumschulen anlegen?"

„Ich will durchaus keine Veränderungen machen."

„So überlasse mir die Sorge dafür. Ich will in

deinem Wald einige alte Bäume weghauen, damit das Unterholz Luft bekomme, und nachwachsen kann.“

„Nicht ein Ast soll weg gehauen, überhaupt keine Veränderung gemacht werden. Ich will pflügen, säen und erndten, wie es unsere Vorältern thaten?“

„Du willst also auch die neuen Versuche in der Landwirthschaft nicht anstellen?“ sagte Willhelm.

„Durch Versuche, das ist mein Grundsatz, wird man nicht reich.“

„Das mag wohl manchmal der Fall seyn, allein nicht immer. Gut ist gut, allein besser ist besser.“

„Ich denke: was für meinen Vater gut war, wird es auch für mich seyn.“ Nachdem Richard wiederholt erklärt hatte, daß er durchaus keine Veränderung machen wolle, fieng er wieder ruhig zu schmausen an. Karl ärgerte sich über diesen Eigensinn, wie er es nannte, und wendete sich an seinen Vetter Willhelm. „Du bist ein Mann, sagte er, der so etwas zu beurtheilen im Stande ist. Ich will dir meine Pläne mittheilen.“

„Recht gerne, nur erlaube, wenn ich sie nicht alle sogleich billige.“

„Nach Belieben. Ich bin indessen überzeugt, daß du sie, sobald du sie ganz kennen wirst, billigst, und ich bin so gar bereit, dich an dem Unternehmen Theil nehmen zu lassen. Für's Erste also befindet sich nahe bey meinem Gut ein vortreffliches Kaninchengehäge, welches ich mit ächten Angora Kaninchen besetzen will. Das Pelzwerk dieser Art ist theuer.“

„Nun, wie theuer denn?“

„So ganz genau weiß ich es selbst noch nicht, allein ich bin fest entschlossen, das Gehäge zu kaufen.“

„Ehe' du weißt, wie viel es dir eintragen kann?

Laß uns dieses erst berechnen. Ich setze den Fall, daß das Duzend Felle ...."

„Gieb dir keine Mühe, diese mühsame Berechnung zu machen. Ich kaufe das Gehege, so viel ist ausgemacht, und von dem Ertrag für das Rauchwerk mache ich einen Ententeich. Dadurch komme ich in den Stand, London mit diesen zwey Artikeln versehen zu können, und ich habe schon oft sagen hören, daß ein Ententeich in der Nähe der Hauptstadt eine wahre Goldgrube sey. Dann habe ich dir noch einen Vorschlag zu machen. Laß mir für einige meiner Aecker eine gleiche Strecke von deinem Heideland ab."

„Nimm ihn bey'm Wort!" rief Richard, welcher beschäftigt war, eine Entenkeule zu verzehren.

„Ich weiß den verschiedenen Werth der Grundstücke zu beurtheilen, erwiederte Wilhelm, und ich bin nicht gewohnt, Jemanden zu übervortheilen."

„Ich auch nicht, brummte Richard, doch wenn ich einen Pinsel finde, welcher durchaus betrogen seyn will, so bin ich nicht so einfältig, einen guten Handel von der Hand zu weisen."

„So will ich also mit dir unterhandeln, sagte Karl, indem er sich an Richarden wendete. Du hast einen Sumpf. Gieb mir zehn Tagwerke davon gegen fünf Tagwerke von meinem Ackerland."

„Topp, Vetter Karl!"

„Topp! Ein Mann, ein Wort! Ich bevölkere den Sumpf mit Gänsen, und ihr sollt sehen, wie viel mir nur die Federn eintragen werden. Es ist schon für den Absatz gesorgt. Doch noch Eines: ihr wißt doch, daß meine benachbarte Gemeinde eine große Heide besitzt, auf welcher so viele Disteln wachsen, daß man die Scha-

se nicht mehr dahin treiben kann. Diese Heide will ich in Pacht nehmen."

„Und dafür dein übriges Ackerland hingeben, sagte Richard lachend. Das sieht dir ganz ähnlich."

„Ich schneide die Disteln, fuhr Karl fort, ohne seinen Vetter einer Antwort zu würdigen. Den Pflaum lasse ich wie Baumwolle bearbeiten, und aus den Stengeln können Stricke gemacht werden. Der Ertrag von dieser Unternehmung, so wie der von meinem Ententeich, den Gänsefedern, und dem Kaninchengehege, soll zur Verbesserung meiner Schaafzucht verwendet werden. Ich werde meinen Schaafen Wämser anziehen, um die Wolle zu schonen, welche durch dieses Mittel bald der besten im Königreich gleich kommen wird. Was ich darauf gewinne, bestimme ich zu dem Ankaufe einer benachbarten Fischerey. Nun kömmt aber noch das Beste. Ich will euch im Vertrauen sagen, wohin alle diese Pläne zwecken. Das, was mir die Fischerey, der Ententeich, die Kaninchen, die Disteln, die Gänse und Schafe eintragen, soll zum Ankauf des berühmten Reicherstandes zu Spalding verwendet werden."

Hier konnte Richard sich nicht länger halten. Er brach in ein lautes Gelächter aus. „Du hast vortreffliche Pläne, Vetter, sagte er, und du wirst sicher der reichste von uns werden. Welch erhabenes Genie! Ich begreife zwar nicht ganz, was du mit den Reihern willst, allein das thut nichts, ich bin zum voraus von der Vortrefflichkeit deines Gedankens überzeugt."

„Du begreifst es nicht; nun wohl, ich will es dir erklären. Ich las in der letzten Zeitung, daß unter den Geschenken, welche der Großherr unserm Könige machte, sich ein Reiherbusch befindet, der zu tausend Guineen ge-

schätzt wurde. Tausend Guineen, bedenke, welche ungeheure Einnahme ich haben werde, wenn erst der Stand gut eingerichtet seyn wird! Nach Verlauf von zehn Jahren werde ich so reich seyn, daß ich des Vermächtnisses unsers guten Oheims nicht mehr bedarf, und ich trete es dann dir ab, Vetter Wilhelm, weil du ein guter, und theilnehmender Junge bist."

Wilhelm dankte, und um den guten Willen seines Vetters zu lohnen, bemühte er sich, ihm begreiflich zu machen, daß er, wenn er so viele Dinge auf einmal beginne, mit keinem seinen Endzweck erreichen werde, und daß er vor allem einen richtigen Ueberschlag der Kosten- und des Ertrags machen müsse. Karls Vertrauen auf seine Einsichten stand indessen zu fest, und die Bemerkungen seiner Vettern bestärkten ihn noch mehr in denselben. Er unternahm die widersinnigsten Dinge. Zehn Tagwerk Moorgrund bestimmte er für seine Gänsecolonie, und eine große Strecke vortrefflicher Aecker tauschte er gegen eine mit Disteln bewachsene Heide um. Er gründete einige Baumschulen, und andere sehr nützliche Anlagen, allein er vernachläßigte sie durch Einzäunungen gegen Schaden zu schützen. Seinen Vettern, welche ihm die Bemerkung machten, versicherte er, daß er das Versäumte nächstes Frühjahr nachholen werde, allein während des Herbstes und eines Theils des Winters hatten die zur Weide getriebenen Ochsen, Kühe und Schafe der benachbarten Gemeinden alles zu Grunde gerichtet.

Zur Bevölkerung seines Moorgrundes hatte er eine ungeheure Menge Gänse gekauft, und Getreid, um sie in der ersten Zeit zu füttern. Ehe er indessen seine Ansiedler in ihre Ansiedlung brachte, war ihm schon ein neuer Gedanken aufgestossen. Große Strecken dieses

Sumpfes waren mit dem herrlichsten Schilf bewachsen, welches zum Decken der Dächer nach der dortigen Landessitte benutzt werden konnte, und eine beträchtliche Einnahme gewährte. Unglücklicherweise lagerten ganze Schaaren von Staaren in diesem Schilf, zerkneipten es, und machten es unbrauchbar. Sie mußten erst vertrieben werden, und das erfoderte Zeit, denn diese lang gewöhnten Gäste wollten ihren Aufenthalt nicht gern verlassen. Die Gänse mußten indessen gefüttert werden, welches viel kostete, und die Hälfte der Federn wurde von den Arbeitern gestohlen.

Das Kaninchengehege war ein Gegenstand, auf welchen Richard seine gröste Hoffnungen gründete. Er hatte mit einem Rauchhändler einen Vertrag geschlossen, vermöge dessen er ihm eine bestimmte Anzahl gut zubereiteter Felle zu einer bestimmten Zeit liefern mußte. Die Unkosten waren indessen beträchtlich. Die Kaninchen mußten während des Winters gefüttert werden. Das Haus des Hüters war in dem elendesten Zustand, und mußte hergestellt werden. Die Umzäunung bedurfte einer grossen Ausbesserung, und zu Anfang des Winters fiel ein so tiefer Schnee, daß der Hüter in seiner Wohnung nicht bleiben konnte. Der Schnee hätte an der innern Seite der Mauer weggeräumt werden sollen, allein er wurde es nicht, denn Karl war in Geschäften abwesend, und der Hüter war nachlässig. Die Folge davon war, daß die theuren Angora-Kaninchen den Schneewall von innen benutzten, und in großer Anzahl dem Zwinger entsprangen. Unglücklicher Weise nahte der Zeitpunkt, in welchem Karl die vertragsmäßigen Felle liefern mußte. Er konnte es nicht, wurde gerichtlich belangt, und mußte Entschädigung bezahlen. Vetter Richard lachte, und Karl

tröstete sich durch die Hoffnung auf die Zukunft, allein auch diese wurde vereitelt. Durch den nämlichen Weg, durch welchen die edlen Kaninchen ihrer Gefangenschaft entrannen, waren gemeine Kaninchen in den Zwinger eingedrungen, und hatten, stärker an Körper und Kräften, die andern fast ganz verdrängt. Es blieb nichts anders übrig, als der ganzen Unternehmung zu entsagen. Karl ließ die Mauer einwerfen, den Grund umpflügen, und säete Korn darein.

Ueber die vielen Sorgen, welche Karl der Enteich, die Fischerey, die Gänse, und die Disteln machten, hatte er seiner Baumschule, und der Anlagen ganz vergessen. Als er im Frühjahr darnach sah, fand er alles verwüstet, und die Bäume, welche noch standen, waren von den verwünschten, dem Zwinger entsprungenen Kaninchen, an der Rinde ganz benagt. Sein Vetter Richard suchte durch Spott ihn zu bessern, allein die Zeit des Durchbruchs war noch nicht gekommen. „Was schaden, sagte er, einige entsprungene Kaninchen, einige verunglückte Gänse, und einige verdorbene Bäume? Meine Schafe, und die Disteln werden mich zehnfach entschädigen. Und dann der Reiherstand! Tausend Guineen für einen einzigen Reiherbusch!

Dieser Reiherstand lag Karln so am Herzen, daß er einige Zeit hindurch alles übrige darüber vergaß. Auch seine Schafe hatte er außer Acht gelassen, da indessen die Zeit der Schur, und des Wollenmarktes heranrückte, so kehrte er zu ihnen zurück, und freute sich zum voraus des Ertrags. Wie erschrack er, als er die armen Thiere erblickte? Sie waren so mager und kraftlos, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten konnten. Die Wämser, auf deren Erfindung er sich so viel zu gut gethan hatte,

hingen an ihnen wie leere Säcke, und die Wolle war in dem elendesten Zustande. Dieses alles war die Folge der Vernachlässigung. Der Hirt, welcher bemerkte, daß er nicht unter Aufsicht stand, that seine Pflicht nicht, und ließ die Schafe Tage lang in sumpfigen Gegenden, oder trieb sie zur Weide, wenn der Thau noch nicht abgetrocknet war. Sie hatten alle die Lungenfäulniß bekommen.

Der Verlust der Schafe kränkte Karl tief, doch hatte er seine Fehler noch nicht einsehen lernen, und tröstete sich immer noch, wenn ihm etwas mißglückte, mit dem Erfolg einer andern, eben so thörichten Unternehmung. Für jetzt beschloß er, durch die so kostbaren Reiherfedern sich alles Schadens zu erholen, und machte sich auf den Weg um den Reiherstand, sollte es auch sein halbes Vermögen kosten, zu erstehen. Der Besitzer desselben war ein Edelmann, welcher alle, welche nicht adelich waren, besonders die Landleute verachtete, und nebenbey noch den Grundsatz hatte, keinen Zollbreit seines Grund und Bodens, sollte er ihm auch mit Gold aufgewogen werden, zu veräußern. Er fühlte sich daher durch Karls Antrag sehr beleidigt, und ließ ihm sagen, denn er würdigte sich nicht, selbst mit ihm zu sprechen, daß er ihn, wenn er sich nicht sogleich entferne, derb für seine Unverschämtheit züchtigen lassen werde.

Karl fühlte sich sehr unglücklich, seinen Lieblingswunsch vereitelt zu sehen, und trabte daher mißmuthig seine Straße zurück. Auf dem Weg gesellte sich zu ihm ein Mann, welcher ein sehr schönes Pferd ritt, und so viel von den Vorzügen eines Pferdes ächter Race zu schwatzen wußte, daß er, obwohl es nicht schlecht war, mit Beschämung auf das seinige niederblickte. Der Fremde erzählte, daß er die Kunst verstehe, Pferde zum

Wettrennen abzurichten, und daß er wirklich ein vorzüglich gutes um hundert Guineen zu verkaufen habe. Er wußte bey dieser Gelegenheit so viel Schönes und Einladendes von den Wettrennen, welche zu York gehalten wurden, zu sagen, daß Karl Lust bekam, sie zu besuchen, und da sein Glück zu versuchen. Um seiner Sache gewiß zu seyn, kaufte er von seinem Gefährten das so hochgepriesene Pferd, wofür er einen Wechsel, in sechs Wochen zahlbar, ausstellte.

Karl kam mit seinem Pferd wohlgemuth, und voll froher Hoffnungen zu Hause an. Seine Vettern besuchten ihn, und er theilte ihnen seine neuen Pläne mit. Von seinen Schafen waren ihm noch sechszig Stücke über geblieben, und auch diese befanden sich in einem traurigen Zustand. Wilhelm nahm sie ihm indessen um einen guten Preis ab, und er war voll Vergnügen darüber. „Du bist ein guter Junge: sagte er, indem er Willhelm die Schafe übergab, deßwegen überlasse ich dir auch die Wämser obendrein. Vetter Richard hier ist nicht so gefällig, denn er hat sich geweigert, Bürge für eine Summe von hundert Guineen zu seyn.“

„Weil ich mein Geld nicht für einen Mann wagen will, welcher alle Tage ein thörichtes Unternehmen beginnt, brummte Richard.“

„Hier ist von keinem Unternehmen die Rede, sondern von einem Pferde, welches ich einem Freund abgekauft habe.“

Wie kannst du den Mann, bemerkte Wihelm, von welchem du mir erzähltest, sogleich einen Freund nennen? Er ist sicher ein Spieler, oder ein Abendtheurer andrer Art.“

„Der soll mich gewiß nicht anführen, denn ich bin

schlauer, als er. Für das Pferd kann ich indessen sogleich 120 Guineen erhalten; du siehst also, daß er mich als Freund behandelte."

„Kannst du denken, daß ein Mann, welcher dich niemals kannte, dir ein Geschenk von 20 Guineen machen werde?"

„Das hat eine andere Ursache, siehst du! Er trug mir an, mit ihm für die Pferdezucht in Verbindung zu treten, und deßwegen behandelte er mich so gut. Das ist ganz natürlich."

„Ich rathe dir als Freund, dich in keine Verbindung dieser Art einzulassen. Bezahle dem Mann seine hundert Guineen, und laß ihn laufen."

„Das ist bälder gesagt, als gethan. Ich habe das Geld nicht."

„Ich will es dir geben, allein nur unter der Bedingung, dich mit dem Mann in nichts einzulassen, bis ich nähere Erkundigung seinetwegen eingezogen habe."

Karl fand diese Bedingung vernünftig, erhielt das Geld von seinem Vetter, und reiste nach York ab. Nach vierzehn Tagen empfieng Wilhelm einen Brief folgenden Innhalts.

„Schade, lieber Freund, daß du mich nicht hieher begleiten wolltest. Ich habe in acht Tagen besser die Welt kennen gelernt, als während meines ganzen Lebenslaufes. York ist eine herrliche Stadt, und man findet da prächtige Kirchen, und — doch ich werde dir alles mündlich erzählen. Vetter! ich bin verliebt, und glücklich, aber auch sehr zu bedauern. Wäre ich kein Landmann, so dürfte ich mir Hoffnung machen, allein mit einem Dorfbewohner kann sich meine Geliebte doch nicht abgeben. Sie äußerte am dritten Orte, daß sie Achtung für mich habe, und mich, obwohl mein Aeußeres noch sehr der Bildung bedürfe, sehr angenehm finde. Ein

Edelmann ist mein Nebenbuhler, doch schmeichle ich mir, daß sie meine ernstlichen Absichten, seinen flatterhaften vorziehen wird. Wer sie in der Rolle der schönen Büssenden gesehen hat, kann an der Schönheit ihrer Seele nicht zweifeln. Sie sang und tanzte wie ein Engel, doch alle meine Worte sind nicht vermögend, ihre Vorzüge auszudrücken. Du mußt sie sehen, und mir dein Urtheil sagen, auf welches ich großes Vertrauen setze. Den Pferdehändler hast du richtig beurtheilt. Er ist ein Schurke. Der hundert Guineen wegen ließ er mich fest nehmen, doch entging ich glücklich seinen Klauen. Mündlich das Nähere, denn ich hoffe, daß du sogleich nach dem Empfang des Briefes zu mir kömmst. Ich verlasse mich ganz auf dich, doch bitte ich, sie nicht zu strenge zu beurtheilen, weil sie auf der Bühne ist. Ueberlasse diese kleinlichen Vorurtheile dem Vetter Richard. Bringe mir einen Band alter Schauspiele: welchen du auf dem Himmel meiner Bettstelle unter einem Haufen Disteln, oder in der mit Gänsefedern angefüllten Kiste finden wirst. Zögere keinen Augenblick."

„N. S. Herr Barton, der Bruder meiner Geliebten, ist der großmüthigste Mann von der Welt, und mir sehr gewogen. Mein adelicher Nebenbuhler könnte mir doch wohl das Feld räumen müssen. Ich denke, mein Landgut auf eine vortheilhafte Art an den Mann zu bringen, und in eine Laufbahn zu treten, welche ganz für mich geeignet ist, doch davon mündlich mehr. Verweile keinen Augenblick. Rosalia hat schwarze Augen, und eine blendend weisse Haut. Sie wird dir gefallen."

Wilhelm wurde durch diesen Brief sehr beunruhigt. Er fürchtete, nicht mehr frühe genug zu kommen, um den Verkauf des Landguts zu hintertreiben, und machte

sich sogleich auf den Weg. Richard, welchen er fragte, ob er nichts nach York zu bestellen habe, erkundigte sich, was er da thun wolle.

„Ich will Vetter Karln einen großen Dienst leisten.“

„Vetter Karl wird dich nach und nach zu seinen Thorheiten verleiten. Du bist schon auf gutem Weg, wenn du das Wettrennen besuchst.“

„Was kümmert mich das Wettrennen? Ich gehe, um unserm Vetter einen wesentlichen Dienst zu erweisen.“

„Eine vernünftliche Liebe fängt bey sich selbst an.“

„Wer keinem Andern hilft, verdient nicht, daß man ihm helfe, wenn er sich in Noth befindet.“

„Richtig, allein, wer überall helfen will, kömmt am Ende selbst in Noth. Sieh, meine Leute thun nichts, sobald ich ihnen den Rücken kehre. Reise glücklich! Wir wollen ein andermal über diesen Gegenstand sprechen.“

Wilhelm eilte, so viel er konnte, und befand sich bey seiner Ankunft in York in großer Verlegenheit. Karl hatte vergessen, seine Wohnung zu bezeichnen, und Wilhelm wußte ihn nicht zu finden. Vergebens gieng er von Gasthof zu Gasthof, und schon verzweifelte er, seinen Endzweck zu erreichen, als ihm beyfiel, sich an einen reichen Färber zu wenden, mit welchem er ehedem in Geschäftsverbindung war. Er erzählte ihm den Fall, und erkundigte sich nach der Schauspielerinn Rosalia Barton. Die Frau des Färbers stand zu seinem größten Leidwesen, wie er sagte, mit einer Modehändlerinn in Bekanntschaft, zu welcher Rosalie öfters kam. Die Freunde beschlossen, da Erkundigungen einzuziehen.

Wilhelm erschien in dem Putzladen als ein reicher Pächter, welcher seiner Frau einen Hut zum Geschenk mitbringen wollte. Die Händlerinn brachte eine Schachtel,

auf welcher dicker Staub lag, und schwur hoch und theuer, daß der darin enthaltene Hut so eben aus der Hauptstadt komme, und nach der neusten Mode sey. Während sie noch Verschiednes an demselben ordnete, leitete Wilhelm ein Gespräch ein, und erkundigte sich nach den Merkwürdigkeiten der Stadt, dem Wettrennen, dem Schauspiel, und endlich auch nach Rosalien. Er behauptete, daß der Ruf ihrer Schönheit bis in seine Provinz erscholl, und daß er neugierig sey, sie zu sehen. Die Händlerinn rieth ihm, diesen Abend in das Schauspiel zu gehen, wo Rosalie in der Rolle der Leichtsinnigen auftretten werde, allein Wilhelm äußerte mit geflissentlich ächt bäurischem Ton den Wunsch, daß er sie lieber außer dem Theater sehen möchte. Er zog eine mit Gold gefüllte Börse, bezahlte, ohne zu handeln, oder sich eine Rechnung dafür geben zu lassen, den Hut, und blätterte absichtlich in einer mit Banknoten reich versehenen Brieftasche.

Der Glanz des Goldes blendete die Augen der Putzhändlerinn, und ihre Achtung für Wilhelm stieg mit jedem Augenblick. Sie versicherte, daß Rosalie oft zu ihr komme, und kaum hatte sie es gesagt, als diese wirklich mit all den Zierereyen einer ächten Theaterprinzessinn in den Laden trat. Wilhelm, welcher selbst ein schöner Mann war, stellte sich, als wäre er von des Mädchens Reizen versteinert, und blieb mit offnem Munde, und seiner Brieftasche, aus welcher die Banknoten hervor sahen, mehrere Augenblicke unbeweglich stehen. Nach und nach schien er sich indessen zu erholen. „Meiner Treue! rief er aus, York ist eine herrliche Stadt, und ich weiß nicht, wie ich da wegkommen soll. Es giebt so viel Schönes zu sehen.“

Die Händlerinn fragte mit einer verschmizten Miene, was ihm denn in der Stadt am besten gefalle? „Die Weiber, antwortete Wilhelm. Ich weiß wohl, welche die schönste unter ihnen ist, allein ich sage es nicht.“ Rosalie schlug die Augen nieder, und warf dann einen Blick in den Spiegel, die Händlerinn aber fragte, warum er es nicht sagen wollte. „Weil ich ein Landmann bin, erwiederte er, und keine Complimente machen kann.“ Rosalia schien nicht auf diese Worte zu achten, und declamirte für sich einige Verse, welche den Wunsch ausdrückten, die Liebe zu fliehen, um den Fallstricken zu entgehen, welche die Männer der Leichtgläubigkeit der Weiber legen. Kaum hatte sie geredet, als Karl fast athemlos eintrat, und auf Rosalien zueilte. Wilhelm stand so, daß die geöffnete Thüre ihn bedeckte, und sein Vetter ihn nicht erblicken konnte.

„Ich erwarte meinen Freund mit jedem Augenblick, sagte Karl zu Rosalien, und wir wollen dann den Verkauf meines Gutes zu Stande bringen. Sie hatten mir gestern versprochen, einen Spaziergang mit mir zu machen.“

„Doch nicht ohne meinen Bruder, erwiederte Rosalie mit augenscheinlicher Sprödigkeit. Wenn ihr Vetter ankömmt, so folgen Sie dann Ihrem Herzen. Ich werde mich durchaus nicht von eigennützigen Absichten leiten lassen.“

Karl drang noch in Rosalien, wegen des Spaziergangs, und als er sie nicht dazu bewegen konnte, nahm er Abschied, um, wie er sagte, in dem und dem Gasthof nachzusehen, ob sein Vetter noch nicht angekommen sey. Er entfernte sich eben so eilig, als er gekommen war, und ohne Wilhelm zu bemerken, welcher hinter der Thüre ruhig stehen geblieben war, in seinem Taschen-

buch zu blättern schien, aber alles bemerkte und hörte. Bald entfernte auch er sich, um seinen Vetter in dem bezeichneten Gasthof aufzusuchen.

„Ach, da bist du endlich! rief ihm Karl entgegen, als er ihn erblickte. Du kömmst zur glücklichen Stunde, und wenn du nicht müde, oder hungrig bist, so will ich dich sogleich zu Rosalien führen.“ Wilhelm versicherte, daß er Hunger habe, und erst frühstücken müße, welches sich auch Karl, obwohl ungern, gefallen lassen mußte. Er trippelte ungeduldig im Zimmer umher, während sein Vetter sich es gut schmecken ließ, und als es ihm doch zu lang dauerte, rief er aus: „Man sieht wohl, daß du Rosalien niemals sahest, denn sonst würdest du geschwinder essen.“

„Ich habe sie so eben gesehen.“

„So eben? Das ist unmöglich, durchaus unmöglich. Wo sahst du sie denn?“

„Mit dir zugleich.“

„Du hast Lust zu scherzen.“

„Ich versichere dich, daß ich sie, und dich sah. Sagtest du ihr nicht, daß du bloß meine Ankunft erwartest, um den Verkauf deines Gutes abzuschließen?“

Karl war hoch erstaunt, und Wilhelm erklärte ihm den Vorfall. Er sagte, daß er Rosalien auf eine Probe stellen wolle, und foderte von seinem Vetter, daß er sich nur acht Tage noch gedulden, vorzüglich aber, weder dem Bruder, noch der Schwester etwas von seiner Ankunft sagen solle. Karl weigerte sich lange, darein zu willigen, doch endlich gab er den Gründen der Vernunft Gehör. Er erklärte indessen, daß er entschlossen sey, sein Gut zu verkaufen, Rosalien zu heirathen, und ein

eignes Theater zu errichten, weil dieses das sicherste Mittel sey, große Reichthümer zu erwerben.

Wilhelm fand es überflüßig, seinem Vetter Vorstellungen wegen seiner Thorheit zu machen. Er foderte bloß einen Aufschub von acht Tagen, und während dieser Zeit unverbrüchliches Stillschweigen über sein Daseyn. Karl versprach es, und Wilhelm eilte zu der Putzhändlerinn zurück, wo er indessen Rosalien, welche zu dem Wettrennen gefahren war, nicht mehr antraf.

Es fügte sich, daß die Putzhändlerinn ein lediges Zimmer hatte, und Wilhelm bezog es. Sie war überzeugt, daß er in die Schauspielerinn verliebt sey, und gab ihm zu verstehen, daß auch er Gnade vor ihren Augen gefunden habe. Sie erkundigte sich bey dem Färber nach Wilhelms Umständen, und dieser, welcher von dem Geheimniß unterrichtet war, wußte nicht genug von dessen großen Reichthümern zu erzählen. Rosalien ermahnte sie, ja diese schöne Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Sie stellte ihr vor, daß auf Karln nicht viel zu rechnen sey, da er mit dem Verkauf seines Guts so lange zögere, und Wilhelms Mangel an feiner Bildung wußte sie als eine in dem Ehestand vortheilhafte Eigenschaft darzustellen. Rosalie sah die Nützlichkeit dieser Rathschläge ein, und beschloß, sie zu befolgen. Sie versprach ihrer rathenden Freundinn ein schönes Geschenk, wenn sie die Sache zu Stande bringen würde.

Wilhelm zeigte sich einige Tage lang zärtlich, ja zudringlich, und schon glaubten die Verschwornen gesiegt zu haben, allein plötzlich zog er sich zurück, war trocken und einsylbig, und zu einem Antrag konnte er trotz aller seinen Einleitung nicht gebracht werden. Rosalie brachte ganze Stunden in dem Putzladen zu, allein

Wilhelm kam nicht, und verschloß sich eigensinnig in sein Zimmer. Des Abends zeigte sich Rosalie, um seine Eifersucht rege zu machen, umringt von Herren auf dem Spaziergang, allein Wilhelm verstand es nicht, oder wollte es nicht verstehen.

Rosalie kam eines Morgens zur Putzhändlerinn, um sich mit ihr zu berathen. „Diese Art Menschen, sagte sie, sind doch gar zu schwer zu leiten.“

„Sie sind gar nicht zu leiten, erwiederte die Putzhändlerinn, und wir waren in Gefahr, von diesen Landbären gräßlich betrogen zu werden. Er hat eine Liebschaft in seiner Heimath.“

„Woher weißt du das?“

„Er schrieb diesen Morgen an ein Frauenzimmer, welches er liebt, und zur Frau nehmen will.“

„Hast du es aus seinem Munde?“

„Das wohl nicht, allein er fragte diesen Morgen nach der Post, um einen Brief von großer Wichtigkeit dort abzugeben. Ich drehte und wendete mich so lange, bis ich ihm sein Geheimniß abgefragt hatte. Als ich von dir sprach, antwortete er, daß eine Schauspielerinn für einen Landmann nicht passe. Er ist ein durchtriebener Kunde, mit welchem du nicht glücklich würdest, und es ist rathsamer, sich an Karln zu halten.“

„Ich danke dir für deinen Rath, sagte Rosalie spitz, allein in dieser Sache gedenke ich nur meiner eignen Ueberzeugung zu folgen.“

„Nach Belieben, allein bedenke, daß ich dir nicht ewig borgen kann. Deine Rechnung belauft sich schon sehr hoch. Karl gewährt dir eine anständige Versorgung. Auch dein Bruder ist dieser Meynung, und überdieß

liebt dich dieser Junge so herzlich, daß ich Bedauern mit ihm habe."

„So beweise er seine Liebe dadurch, daß er sein Gut verkaufe, und mir das Geld übergebe."

Dieser Intrigue lag noch eine andre Ursache zum Grunde. Der Schauspieler Barton liebte die Modehändlerinn, und ihm war daher daran gelegen, daß ihre Ausstände bezahlt würden. Da er die Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit seiner Schwester sah, so verabredete er mit seiner Herzensfreundinn, diese wegen Schulden zu belangen, um sie zu einem raschen Entschluß zu bringen. Rosalie wurde daher nach Landessitte aufgefodert, zu bezahlen, oder nach dem Schuldthurm zu wandern. Sie flüchtete sich auf Wilhelms Zimmer, und da sie ihn da nicht traf, so schrieb sie an Karln folgendes Briefchen:

„So schwer es Rosalien auch ankömmt, so ist sie durch die Treulosigkeit einer Freundinn genöthigt, zu ihrem Schutz ihre Zuflucht zu nehmen. Rosalie ist bedroht, für elende fünfzig Pfund Sterling in den Schuldthurm zu wandern. Ihr Herz wird bluten bey dieser Nachricht, dessen bin ich überzeugt, und Sie werden Ihrer Freundinn zu Hülfe eilen."

Wilhelm befand sich eben bey Karln, als dieser das Briefchen erhielt. Kaum hatte er es gelesen, als er einige Banknoten zu sich steckte, und davon eilen wollte. Wilhelm hielt ihn auf, und fragte ihn um die Ursache seiner Bestürzung.

„Laß mich, Vetter! Um Gottes Willen, lasse mich! Man schleppt sie ins Gefängniß. Ich eile ihr zu Hülfe."

Mit Mühe konnte Wilhelm von seinem Freunde Mittheilung des Briefchens erhalten, und als er

Zweifel, und die Besorgniß äußerte, daß das Geld wohl verloren seyn könnte, so wurde dieser ernstlich böse. „Was liegt mir, schrie er, an diesen fünfzig Pfund. Rosalie ist das uneigennützigste Geschöpf, sonst würde sie mir ihre Hand schon lang gereicht haben."

„Weißt du, warum sie zögert? erwiederte Wilhelm. Weil sie mich für reicher hält, und Absichten auf mich hat. Ich werde dich dessen überzeugen. Gehe nun hin, und gieb ihr das Geld, wenn du es durchaus los seyn willst. Spreche zu deinem Vortheil was, und so viel du willst. Meine Reihe soll dann auch kommen, und du sollst sehen, was erfolgt."

Karl lachte seinem Vetter in das Angesicht, ob seiner Aeußerung, denn er war, wie er sagte, seiner Sache zu gewiß, doch nahm er die Ausfoderung an. Er flog zu Rosalien, fand sie in Thränen, und trocknete sie mit einer Banknote von fünfzig Pfund. Nun fiel eine Scene der Rührung und großer Zärtlichkeit vor. Rosalie versprach ihrem Retter, wie sie Karln nannte, die Hand zu reichen, und dieser fühlte sich ganz selig.

Am Abend des nämlichen Tages erschien Wilhelm in der Wohnung der Schauspielerinn. Er hatte vor einigen Tagen schon einen Brief ohne Unterschrift erhalten. „Was ist wohl die Ursache, sagte in demselben die Schreiberinn, Ihrer plötzlichen Aenderung gegen eine Person, welche Ihnen nicht gleichgültig zu seyn schien? Hat vielleicht eine gewiße Freundinn Sie hintergangen? Trauen Sie ihr nicht. Vertrauen Sie vielmehr einer Person, welche kein Falsch hat, und ersparen Sie ihr das Erröthen, indem Sie ihren Namen errathen." Wilhelm, welcher wohl wußte, woher der Brief kam, brachte nun die Antwort selbst. Wenn Rosalie, schrieb er,

etwas von einem in der Wohnung der Modehändlerinn Stok hinterlassenen Brief weiß, so kann sie von dem Ueberbringer dieses, welcher an der Stiege auf Antwort wartet, Aufklärung erhalten.“

Rosalie, erfreut über das Gelingen ihrer List, eilte selbst an die Stiege, und führte Wilhelm in das Zimmer. Mit holdem Erröthen gestand sie, daß sie den Brief geschrieben habe, und durchlief nach allen Regeln der Kunst alle Stufen weiblicher Ziererey. Wilhelm stellte sich lang, alles für baare Münze zu halten, doch plötzlich nahm er eine ernste Miene an, und nach einigen Augenblicken tiefer Ueberlegung, sagte er: Ich gestehe, Rosalie, daß ich über gewisse Dinge meine eigenen Begriffe habe. Frau Stok hat mir gesagt, daß alle junge Leute in Sie verliebt sind.“

„Frau Stok ist meine Feindinn.“

„Und doch waren Sie gestern noch so vertraut mit ihr. Die Frauenzimmer wechseln also ihre Freunde, wie ihre Liebhaber.“

„Ich wechsle gewiß niemals,“ sagte Rosalie mit zärtlichen Blicken, welche aber Wilhelm nicht zu bemerken schien. „Wer ist denn, fuhr er fort, der Herr Karl, von welchem man mir gesprochen hat?

„Da seyn Sie ganz ruhig. Karl ist ein Dummkopf, welcher darauf besteht, mich heirathen zu wollen.“

Und Sie lieben ihn nicht? fragte Wilheln, indem er Rosalien fest ansah, und nach einigem Stillschweigen fortfuhr. „Ich bin der Mann nicht, welcher sich so leicht betrügen läßt. Wenn Sie keine Neigung zu ihm haben, so geben Sie ihm den Abschied auf der Stelle.“

Rosalie verstand sich hiezu, und schrieb Karln folgende kurze, ächt laconische Worte: „Mein Herr! Ein-

getretene Umstände verhindern mich, jemals die Ihrige zu werden. Rosal. Barton.“ Wilhelm bemächtigte sich des Briefchens, und verlangte, selbst der Ueberbringer desselben zu seyn. Zwar weigerte sich Rosalie, doch endlich, um seine Eifersucht nicht neuerdings rege zu machen, willigte sie ein, nur bat sie, bald wieder zu kommen, welches er auch versprach.

Wilhelm kam nicht wieder. An seiner Stelle erschien nach mehreren Stunden ein Briefchen des Inhalts: „Mein Fräulein! Eingetretene Umstände verhindern mich, jemals der Ihrige zu werden. Wilhelm. — N. S. Mein Vetter Karl dankt für Ihre Zuschrift. Ehe Sie diese Zeilen erhalten, hat er schon York verlassen, um 50 Pfund Sterling klüger, als er bey seiner Ankunft war.“

Man stelle sich Rosaliens Bestürzung vor, als sie diese Abfertigung erhielt! Die Freunde waren indessen schon abgereist. „Um fünfzig Pfund bin ich nun klüger geworden, sagte Karl. Meiner Treue! Bald wäre ich in die Falle gerathen. Niemals werde ich vergessen, was ich dir schuldig bin, denn ohne dich war es um mich geschehen, und ich war eine Beute dieser Gauner. Von nun an entsage ich aller Projectenmacherey, und widme mich ganz meinen Geschäften. Sage indessen Richarden nichts von dieser Sache, denn er würde nach seiner Weise sich über mich lustig machen, und verdienter Spott schmerzt doppelt. Deinen Rath will ich fortan folgen, und deiner Dienste niemals vergessen.“

„Auch ich bedarf nun deines Beystands, antwortete Wilhelm, und du hast Gelegenheit, meine Dienste, wie du meine Freundschaft nennst, sogleich zu vergelten. Du sollst mir deinen Rath in Hinsicht meiner Heirath

sagen. Wilhelm liebte die einzige Tochter eines Fabrikanten, an dessen Wohnung die Freunde auf ihrer Rückreise vorüber kamen. Sie beschlossen einen Besuch zu machen, allein die Thüre war verschlossen, und alles war öd und stille. Wilhelm nannte seinen Namen, und verlangte mit Adelheiden zu sprechen. Statt ihr kam ein Briefchen, welchem man es ansah, daß es mit zitternder Hand geschrieben war. „Theuerer Wilhelm! sagte sie, es ist mir unmöglich, Sie in diesem Augenblick zu empfangen, Sie sollen aber Nachricht, und Antwort auf Ihr Letztes erhalten.“ Das Wort: Theurer, war ausgelöscht, doch so, daß Wilhelm es noch entziffern konnte.

Die Freunde zogen unverrichteter Sache ihre Straße weiter, und Karl machte seine Bemerkungen über diesen Vorfall. Er mißrieth Karln, die einzige, und reiche Tochter des Kaufmanns zu heirathen, weil es eine gefährliche Sache sey, eine Frau des Geldes wegen zu nehmen. „Sie hat übrigens, fügte er hinzu, das Wort Theurer ausgestrichen; ein Beweis, daß sie dir eine große Ehre zu erweisen glaubt, wenn sie dir ihre Hand reicht.“ Wilhelm schwieg, und äußerte seine Meynung nicht. Nach acht Tagen erhielt er von Adelheiden folgenden Brief: „Mein guter Vater ist gestorben, und hinterließ anstatt eines großen Vermögens große Schulden. Die Gläubiger sind indessen sehr billig gegen mich, und ich hoffe, so ziemlich alles bezahlen zu können, allein für mich bleibt nichts mehr übrig. Ich fühle, daß ich unter diesen Umständen ihre Gattinn nicht werden darf. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, und entsage Ihnen feyerlich. Das Testament Ihres Oheims ist mir bekannt,

und ich begreife, daß Sie keine Frau ohne Vermögen nehmen können.“

Karl, welchem sein Vetter den Brief mittheilte, rieth nun, Adelheiden zu heirathen. „Das werde ich auch thun, sagte Wilhelm, denn ich betrachte das Geld nicht als das höchste Gut der Welt. Ich habe übrigens mein Wort gegeben, und es noch niemals gebrochen. Adelheid ist mir in diesem Augenblick theurer, als jemals, und ich fühle, daß sie mich glücklich machen wird, glücklicher, als wenn sie eine reiche Mitgabe hätte.“ In wenig Wochen war Adelheid seine Frau.

Als Richard diese Verbindung erfuhr, spottete er darüber, und behauptete, daß er es längst schon überzeugt gewesen sey, Wilhelm werde sich so gut anführen lassen, als ein anderer. Auch er stand auf dem Punkt sich zu verheirathen, denn er war 32 Jahr alt, und hatte fest beschlossen, pünktlich in diesem Zeitpunkt eine Frau zu nehmen. Er blickte im Lande umher, und wählte, nicht eine Junge, eine Schöne, oder eine Liebenswürdige, sondern eine Reiche, denn Geld galt ihm über Alles. Seine Frau dachte eben so; allein sie war noch listiger, als er, denn sie hatte sich viel reicher ausgegeben, als sie wirklich war. Sie war über dieß geitzig und hatte einen zänkischen Charakter. Richard seufzte hundertmal über über seine Thorheit, allein, da er den Spott fürchtete, hütete er sich wohl, seine Klagen laut werden zu lassen. Er galt daher allgemein für einen glücklichen Ehemann. Nun war Karl noch übrig, und alle, die ihn kannten, glaubten, daß er auch hier tolle Streiche machen werde, allein er war durch Schaden klug geworden.

Seit kurzem hatte sich ein sehr geschickter Färber,

ein Oheim des Freundes, an welchen sich Wilhelm damals in York gewendet hatte, in der Gegend niedergelassen. Karl erwies ihm viele Gefälligkeiten, und wurde bald der Freund des Hauses. Er fand vielen Geschmack an Margarethen, der schönen Tochter des Färbers, allein er hatte es Vetter Wilhelm hoch und theuer zu geschworen, nicht eher verliebt zu werden, bis er des Mädchens Eigenschaften kennen gelernet hätte.

Er fand bald Gelegenheit hiezu. Margarethens Base Sophie kam mit ihrer Mutter aus York zum Besuch. Sophie hatte in London tanzen gelernt, wußte sich nach Städter Weise zu benehmen, und machte großes Aufsehen auf dem Lande. Alle weiblichen Augen waren auf sie gerichtet, als sie mit Margarethen in der Kirche erschien, und als sie heraus gieng, versammelte sich gleich an der Thüre ein dichter Kreis junger Mädchen und Frauen um sie. Sie hatte einen prächtigen Aufsatz, und man bestürmte sie, ähnliche zu bestellen. Sophie war bereit dazu, und so gefällig, daß sie auf der Stelle die Namen der Bittenden in ihr Taschenbuch verzeichnete. Karl und Wilhelm waren Zeugen des Auftritts. Schon waren deren fünfzehn, als sich Sophie an Margarethen wendete, und sie fragte, ob sie denn bestimmt keinen solchen Aufsatz wollte? Margarethe verneinte, und Sophie drehte sich zu den Umstehenden. „Wissen sie warum? sagte sie. Weil er ihr zu theuer ist.“ Die Mädchen und Weiber lächelten spöttisch, und Margarethe erröthete, allein sie hatte den Muth zu wiederholen, daß sie nicht so viel Geld auf einen Aufsatz wenden könne, noch wolle.

„Nach Belieben Bäschen, sagte Sophie spitzig, allein ich zweifle, daß du Jemand gefallen wirst, mit dem

Eulennest, das du trägst. Du würdest dich gut ausnehmen in York, auf einem Spaziergang. Die berühmte Modehändlerinn Stok sollte dich sehen, sie würde sich herzlich über dich lustig machen."

„Darüber würde ich mich wegzusetzen wissen, sagte Sophie im Weggehen."

„Sie ist weise," flüsterte Wilhelm zu Karl. „Ja, aber vielleicht auch geitzig, erwiederte dieser uud ich möchte kein Geschöpf zur Frau haben, welches, wie Vetters Richards Gattinn, die Dienstleute halb erhungern liesse."

„Das glaube ich nicht, doch es wird sich finden," sagte Wilhelm, und sprach mit seiner Frau, welche, wie er wußte, Margaretha genauer kannte, über diesen Gegenstand. „Glaube ja nicht, sagte diese, daß Margaretha geitzig ist. Ich bin durch Erfahrung vom Gegentheil überzeugt. Ihr Vater befand sich, als mein Vater starb, unter den Gläubigern für eine Summe von 500 hundert Pfund Sterling, welche den größten Theil seiner Tochter Ausstattung ausmachten. Er erboßte sich sehr, allein Margarethe wußte ihn zu besänftigen, und verschaffte mir Fristen, um die Summe nach und nach zu bezahlen. Ich werde ihre Großmuth niemals vergessen."

Wilhelm stattete seinem Vetter Bericht von dieser Unterredung ab, und seine Neigung für Margarethe wuchs zusehends. Bald ereignete sich etwas, welches sie vollends zur Reife brachte. Er gieng eines Abends mit den zwey Basen spatzieren. „Nun, meine Liebe, sagte Sophie zu Margarethen, wann wirst du nach York kommen? Ich werde dir da die Bekanntschaft meiner

Freundinn Stok verschaffen. Du wirst an ihr eine Person von Geschmack kennen lernen.

„Mein Vater will nicht, daß ich Bekanntschaft mit dieser Frau mache.“

„Der Vater hat hier keine Stimme. Er hat immer auf dem Land gelebt, und kennt die Welt nicht. Du verstehst mich wohl.“

„Ich verstehe nicht, was du mit diesem Ausdruck sagen willst, allein ich weiß, daß mein Vater ohne gute Gründe von Niemanden etwas Böses sagt. Mir ist genug, daß er mir verbietet, mit Frau Stok in Verbindung zu kommen. Ich gehorche, denn dieses ist meine Pflicht.“

Bey dem Worte Pflicht brach Sophie in ein schallendes Gelächter aus, und bemerkte, daß ihre Base wie ein kleines Kind spreche. Sie hoffte, daß Karl in ihren Ton mit einstimmen werde, allein sie irrte, denn er versicherte sehr ernst, daß er die Personen hochschätze, welche die Pflichten gegen ihre Eltern treu erfüllen. Beede Mädchen errötheten bey diesen Worten; Sophie aus Zorn, und Margarethe aus einem Grunde, dessen sie sich selbst nicht bewußt war.

Karl verlangte eine Unterredung mit Margarethens Vater, und dieser führte ihn in den Garten, nicht wenig neugierig, die Ursache des seltsamen Betragens seines Gastes zu erfahren. Der arme Karl befand sich in der größten Verlegenheit, und wußte keine Worte zu finden. Lang gieng er stumm neben dem Vater einher, zerpflückte eine Blume nach der andern, und öffnete zehnmal den Mund, ohne etwas zu sagen. „Sie haben eine Tochter, sagte er endlich.“

„Ja, was wollen Sie damit sagen?“

„Daß Sie die liebenswürdigste Person von der Welt ist.“

„Eine solche Aeußerung schmeichelt dem Ohr eines Vaters.“

Karl zerpflückte wieder Blumen, und schwieg, doch endlich kam es zum Ausbruch. „Wollen Sie mich zu ihrem Tochtermann annehmen?“

„Will meine Tochter Sie zum Gatten annehmen?“

„Das weiß ich nicht, allein ich bin überzeugt, daß sie mich, wenn ich sie darum fragte, an Sie zurück weisen würde.“

„Da würden wir sehr langsam zum Ziele kommen. Wissen Sie was, lieber Freund? Schicken Sie meine Tochter hieher.“

Karl flog zu Margarethen, und auch sie zerpflückte, nachdem der Vater sie von der Sache unterrichtet hatte, manche Blume, ehe sie antwortete, doch endlich gestand sie, daß sie Karln liebenswürdig finde, aber an seiner Beständigkeit zweifle. „Ich habe gehört, fuhr sie fort, daß er schon hundert Dinge angefangen hat, ohne sie zu enden. Er könnte auch meiner bald überdrüßig werden. Die Base Sophie hat mir überdieß noch gesagt, daß er in York in eine Schauspielerinn verliebt war.“

Der Vater konnte, und wollte dieses Letzte nicht läugnen, doch machte er Margarethen begreiflich, daß dieses kein hinreichender Grund sey, einen sonst rechtschaffenen Mann abzuweisen. Er benachrichtigte Karln von den Gesinnungen seiner Tochter. Dieser beschloß sie von seiner Beständigkeit zu überzeugen. Er entsagte mehr, als jemals, allen Projecten, und widmete sich ganz den Geschäften. Nach einem Jahr meldete er sich wieder, wurde angenommen, und Margaretha hatte nie-

mals Ursache es zu bereuen. Die Ehe war die zufriedenste, und glücklichste, obwohl im Anfang alle, welche Karln kannten, daran zweifeln wollten.

Der Oheim war schon fünf Jahre todt, nnd die bestimmte Zeit war also zur Hälfte verflossen. Wilhelm war bis jetzt der reichste, denn er hatte sein Gut beträchtlich verbessert. Karl hatte durch seine thörichten Unternehmungen viel verloren und hatte noch überdieß sein Gut vernachläßigt. Er war in diesen fünf Jahren um tausend Pfund Sterling ärmer geworden. Richard war mit seiner Beharrlichkeit, alles bey dem Alten zu lassen, in Hinsicht des Vermögens im alten Zustand geblieben.

Wilhelm und Karl blieben immer vertraute Freunde, und unterstützten sich wechselseitig mit Rath und That. In einem Jahr, da das Getreid sehr schlecht gerieth, und man wirklich Mangel befürchtete, kamen die Freunde auf den Gedanken, eine große Strecke Landes mit Kartofeln zu bebauen. Sie theilten Richard ihren Plan auch mit, und luden ihn ein, ihrem Beyspiel zu folgen, allein dieser spottete ihrer. Die Unternehmung gedieh so gut, daß Karl in einem Jahr 200 Pfund Sterling reinen Ueberschuß hatte. Dieses munterte ihn auf, und bestättigte ihn in dem Entschluß, nur auf vernünftige Dinge sein Augenmerk zu setzen. Richard spottete noch immer, und behauptete, daß Karl das, was er hier durch Zufall gewann, in einer andern Unternehmung wieder doppelt verlieren würde.

Einst waren die drey Vettern beysamen. Karl erschien in jeder Hand einen Lappen blaues Tuch, und Richard machte sich schon wieder über ihn lustig. „Ich

wette, sagte er zu Wilhelm, daß hier schon wieder von einer neuen Unternehmung die Rede ist.“

„Allerdings, erwiederte Karl. Sagt mir, meine Freunde: welches von diesen Tüchern hat die schönste Farbe?“ Richard lachte, allein Wilhelm untersuchte, und erklärte, daß das Stück Tuch, welches Karl in der Linken hielt, eine viel schönere und glänzendere Farbe habe. Dieser sprang ob dieser Erklärung freudig im Zimmer umher, und rieb sich fröhlich die Hände. „Ich verdanke dir so viel, sagte er zu Wilhelm, daß ich dich an meinem Glücke Theil nehmen lassen will. Ich arbeitete mit meinem Schwiegervater, und durch Zufall entdeckte ich ein Geheimniß, die blaue Farbe um vieles zu verschönern. Mein Schwiegervater, welcher die Sache doch verstehen muß, billigt die Unternehmung, und rathet mir, um ein Erfindungspatent nachzusuchen, und mir den Profit der Entdeckung dadurch zu sichern.“

Richard brach in ein heftiges Gelächter aus, und erklärte, daß er durchaus keinen Antheil an dieser Speculation haben wolle. Wilhelm untersuchte die Sache, fand sie gegründet, und nahm Theil an der Unternehmung. Man erhielt das Patent, und die Unternehmung gedieh so wohl, daß die Freunde nach einem Zeitraum von fünf Jahren ihr Vermögen verdoppelt hatten.

Die bestimmten zehn Jahre waren verflossen, und es kam darauf an, wer von den drey Vettern das Kapital samt den Zinsen erhalten soll. Richard konnte keinen Anspruch darauf machen, und die Freunde kamen überein, die Summe unter sich zu theilen.

Folgen des Leichtsinns und der Verführung.

Bis itzt haben wir den Lesern Erzählungen in dem Gewand des Frohsinns und des Scherzes geliefert, nun wollen wir einige ernstere Gegenstände wählen. Folgende Geschichte trug sich während der Schreckenszeit in Frankreich zu, und ist ein Beweis, wie sehr in jener Zeit der Verwirrung die Unsittlichkeit und Unordnung begünstigt, und alle Bande der Gesellschaft zerrissen wurden. Zugleich werden wir sehen, auf welche Abwege der Leichtsinn den Menschen führen kann, und wie schwer es hält, wenn man einmal sich in den Irrgängen des Lasters verwickelt hat, zurückzukehren.

Die Familie Boulainvilliers war eine der angesehensten und begütertsten in Frankreich. Den Winter brachte sie gewöhnlich in der Hauptstadt, und den Sommer auf einem der Landgüter zu, welche ihr in verschiedenen Provinzen des Reichs angehörten. Ein Haarkräusler zu Paris, Namens Bousquet, bediente den Sohn des Hauses von seiner ersten Jugend an. Junge Leute schließen sich leicht gegenseitig an, und aus der Gewohnheit, sich alle Tage zu sehen, entsteht eine gewiße Vertraulichkeit, welche auch auf des Mannes Alter sich fortpflanzt. Der junge Boulainvilliers versprach als Jüngling seinem Haarkräusler, sich stets seiner anzunehmen, und als er zum Mann herangereift war, so benutzte er jede Ge-

legenheit, welche sich darbot, sein Versprechen zu erfüllen. Er nahm ihn in seine Dienste, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Als er durch eine Heirath mit der Nichte des Ministers die Intendantenstelle in Languedoc erhielt, so folgte Bousquet seinem Herrn, und dieser verschaffte ihm bald einen einträglichen Posten, und manche Gelegenheit, sein Glück zu gründen.

Auch Bousquet war geheirathet, und hatte einen Sohn, welcher eine seinem Stande angemessene, doch sorgfältige Erziehung erhielt. Der Herr von Boulainvilliers dehnte die Zuneigung, welche er dem Vater geschenkt hatte, auch auf den Sohn aus. Er ließ ihn studieren, sorgte für alle seine Bedürfnisse, und gab ihm, als er kaum die Studien geendet hatte, eine ansehnliche Stelle. Zwar liefen bald Klagen über den jungen Mann ein, welcher sich von Seite seiner Kenntnisse, aber nicht von der seines Herzens auszeichnete, allein sein Beschützer, sey es nun aus Vorliebe für den Vater, oder aus Schwachheit für den Sohn, achtete ihrer nicht. Vielleicht betrachtete er auch diese Klagen als Folge jener Misgunst, welcher die Günstlinge der Großen gewöhnlich ausgesetzt sind.

So ein treuer Beschützer Herr von Boulainvilliers für seine Freunde war, ein so guter und zärtlicher Hausvater war er auch. Er hatte sich nicht von jenen schon damals unter den Großen herrschenden Ton, keinen Sinn für häusliche Freuden zu haben, betäuben lassen, und fühlte sich niemals glücklicher, als wenn er nach vollendeten Geschäften einige Stunden im Kreis der Seinigen zubringen konnte. Er hatte nur eine Tochter, welche als Kind schon das Unglück hatte, ihre Mutter zu verlieren, allein auch so glücklich war, in der zweyten Gattinn ihres Va-

ters eine treue Versorgerinn und Freundinn zu finden. Da sie keine eigenen Kinder hatte, so schenkte sie der Stieftochter ihre ungetheilte Zärtlichkeit.

Auf solche Weise waren viele Jahre dahingegangen, ohne von Unglück getrübt worden zu seyn, nun aber kam es auf einmal. Die Revolution brach aus, und mit ihr die Quelle vieljährigen Kummers und Elends. In den ersten Zeiten schien es, daß Herr Boulainvilliers nichts dabey zu besorgen haben sollte. Er hatte sich durch sein Betragen in seiner Provinz die Achtung und Liebe aller Stände erworben. Seine neue Mitbürger waren auch im Anfang gerecht gegen ihn, und wählten ihn zum Maire zu Montpellier. Es dauerte indessen nicht lang, so verbreiteten sich die Umtriebe und Unruhen aus der Hauptstadt auch nach den Provinzen. Man vergaß alle frühern Verdienste, und Geburt und Reichthum waren Verbrechen, welche grausam verfolgt wurden. Der Herr von Boulainvilliers sah den Sturm sich nahen, und täuschte sich, wie so viele andere, daß er glaubte, er werde bald ausgetobt haben. Aus dieser Ursache entschloß er sich zu einer, wie er wähnte, kurzen Reise in das Ausland, auf welcher ihn seine Frau und Tochter begleiteten.

Man weiß, mit welcher Schnelligkeit die Gesetze, wenn man die Verordnungen jener Zeit Gesetze nennen darf, gegen die Auswanderung losbrachen. Die Fristen, welche den Abwesenden gegeben wurden, waren zu kurz, und wurden zu spät im Ausland bekannt. Es war darauf abgesehen, die Rückkehr zu verhindern, um in den Raub sich theilen zu können. Der Herr von Boulainvilliers sah sich unter der Zahl der Ausgewanderten, ohne es zu wissen, und ohne es zu wollen. Sein Namen wurde in das unglück-

liche Verzeichniß eingetragen, und alle Bemühungen, aus demselben gestrichen zu werden waren vergeblich; sein ganzes Vermögen lag noch im Vaterland, und der sicherste Beweis, daß es seine Absicht war, bald wieder dahin zurück zu kehren, ist wohl der, daß er keine Vorsichtsmaasregeln ergriffen hatte, seine Güter zu verkaufen, oder sich nur während seiner Abwesenheit Hülfsquellen zu sichern.

Er fühlte bald die traurigen Folgen seiner Unvorsichtigkeit, und blinden Zuversicht auf eine bessere Zukunft, denn nach wenig Monaten versank er, wie so viele andere, in alle Schrecken der fürchterlichsten Hilflosigkeit. Die Verwandten und Freunde, welche mit Schmerz die Hindernisse, die seiner Rückkunft im Weg standen, täglich sich häufen sahen, hegten den lobenswerthen und so natürlichen Wunsch, wenigstens das Kind der Verbannung, welche gegen den Vater ausgesprochen war, zu entziehen. Sie schrieben ihm und drangen in ihn, seine Tochter, welche 8 Jahre alt war, und folglich noch nicht unter dem Gesetz stand, nach Frankreich zurück zu schicken.

Der Vater fühlte ganz die Wichtigkeit der Gründe, allein es schmerzte ihn, sich von seinem einzigen Kind, von dem einzigen Trost, welcher ihm in seinem Leiden noch übrig blieb, zu trennen. Nur ein Vaterherz ist im Stande, die Größe des Opfers, welches man von ihm foderte, zu fühlen. Er zögerte lang, allein man drang immer heftiger in ihn, und seine eigne Lage wurde täglich trauriger. Wollte er die Tochter als einen Trost seiner Leiden bey sich behalten, so verwickelte er sie für immer in das Elend, in welchem er schmachtete. Er

willigte also, aber mit gebrochnem Herzen in die Trennung.

Nun war die Rede davon, das Kind glücklich nach Frankreich zurückzubringen, und ihm dann in diesen unruhigen Zeiten einen treuen Beschützer zu geben. Es war im Anfang des Jahres 1793, und schon erblickte man von allen Seiten Gefängnisse und Blutgerüste. Die Familie Boulainvilliers wurde bald in das allgemeine Unglück verwickelt. Einige Glieder derselben schmachteten schon im Gefängniß, andere mußten sich verborgen halten, oder waren doch so mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt, daß man ihnen Klärchen nicht anvertrauen konnte. In dieser Verlegenheit meldete sich Bousquet. Er erklärte, daß er sich glücklich schätze, seinem Wohlthäter auf irgend eine Weise seine Erkenntlichkeit bezeigen zu können, und wirklich, — welchen sicherern Händen konnte man das Kind anvertrauen? Gab es wohl einen aufrichtigern Freund, einen wachsamern Vormund, als diesen Mann, welcher in der Erinnerung an die erhaltenen Wohlthaten so viele Gründe zur Treue hatte? Sein Vorschlag wurde also angenommen, und er reiste Klärchen bis Brüssel entgegen, wo der Vater mit Thränen das Kind seinen Händen übergab.

Als Klärchen in Paris angekommen war, wurde sie von einigen Verwandten Bousquet's Händen förmlich überlassen, und ihm die Vormundschaft übertragen. Er fieng damit an, alle Mittel hervorzusuchen, so viel als möglich von dem Vermögen der Mündel zu retten, um sich des geschenkten Vertrauens würdig zu zeigen. Ein Mittel gab es hiezu, und dieses war: einen Theil der Güter des Vaters an sich zu kaufen. Die Güter der Ausgewanderten standen in jenen Zeiten der Unruhe,

da die neue Ordnung der Dinge mit der alten noch im Kampfe lag, weit unter dem Werthe. Wenn man diesen niedern Preis benutzte, und überdieß noch mit Staats-Papieren bezahlte, konnte Manches gerettet werden. Man fand übrigens in jenen Zeiten Menschen, welche Geld dazu herschoßen, und nachher in liegenden Gründen bezahlt wurden, welches für beide Theile gleich vortheilhaft war.

Dieses Mittel wurde ergriffen. Die Familie ertheilte Bousquet die Vollmacht zu kaufen, zu entlehnen, und mit den Darleihern zu unterhandeln, kurz — alles zu thun, was er für gut, und nützlich erachtete. Er foderte 4000 Franken jährlich für den Unterhalt des Kindes, und diese Summe wurde ihm zugesichert. Er verlangte noch überdieß, daß ihm seine Vorschüsse in liegenden Gründen im Ankaufspreis zurückbezahlt würden, und auch darein willigte man. Die Unternehmung gieng vor sich, und zwar so gut, daß für Klärchen nahe an 20000 Franken jährlicher Einkünfte, und ein prächtiges Schloß gerettet wurden.

So zufrieden die Familie mit dem Eifer seyn konnte, mit welchem Bousquet für Klärchens Vermögen sorgte, so wenig war sie es in der Folge mit der Erziehung, welche er dem Kinde gab. Man vernachläßigte, und zwar schien es absichtlich zu geschehen, jenes Zartgefühl, jene hohe Achtung für den Ruf, welcher die schönste Zierde des weiblichen Charakters ist. Man gab über diesen Gegenstand dem Vormünder mit aller Schonung einige Winke, ohne daß er sie berücksichtigte, und bald konnte man nicht mehr zweifeln, daß Bousquet nach einem festen Plan handle, und seiner Mündlin einen solchen Charakter zu geben wünsche, welcher sie fähig

mache, im Nothfall allen Gesetzen der Klugheit, den Rathschlägen der Verwandten, selbst den natürlichen Gefühlen der Schande, trozen zu können. Bousquets Sohn, ein an Körper und Seele verwahrloster Mensch, welcher noch überdieß fünfzehn Jahre älter, als Klärchen war, benahm sich gegen sie unter den Augen des Vaters auf eine so freye und unschickliche Weise, daß es, da das Mädchen heranwuchs, nicht länger geduldet werden konnte. Sie folgte ihm überall, selbst an öffentliche Orte, und er äußerte unverholen, daß sein Vater ihm das Mädchen zur künftigen Frau erziehe. Auch Bousquets übriges Benehmen verrieth in allem diesen Plan. Er brachte den größten Theil des Jahres mit Frau und Kindern auf Klärchens Schlosse zu, und betrug sich da, nicht etwa als Verwalter, oder Vormünder, sondern als Besitzer, welcher wohl bald Eigenthümer werden sollte.

Klärchens Verwandte glaubten unter solchen Umständen nicht länger zögern zu dürfen, allein sie befanden sich in einer peinlichen Lage. Des Mädchens ganzes Vermögen befand sich in des Vormunds Händen, und wie leicht war ihm in jenen unruhigen Zeiten, wo alle Gesetze schliefen, oder doch sehr willkührlich behandelt wurden, sie um das Ihrige zu bringen? Sie behandelten ihn daher mit der größten Schonung, und stellten ihm bloß vor, daß sie wünschten, daß Klärchen, die bereits 15 Jahr alt war, in ein weibliches Erziehungshaus gegeben werde. Sie giengen in der Schonung so weit, daß sie dem Vormund die Auswahl eines solchen Hauses überließen, allein dieser wies alle Anträge dieser Art von sich, und fand sich beleidigt dadurch. Er behauptete, daß das Mädchen in seinem Hause am besten aufgehoben sey,

und verbreitete absichtlich das Gerücht, daß die Verwandten Klärchen bloß in der Absicht ihm abfoderten, um sie über die Gränze zu bringen, und dem Vater zu übergeben.

Die Verwandten verkannten die Gefahr nicht, in welche Beschuldigungen dieser Art sie versetzen konnten, allein sie hielten sich für verpflichtet, der Gefahr zu trotzen, und die Auslieferung des Mädchens nun mit aller Festigkeit zu fodern. Ihre Absicht war, Klärchen vor der Verführung zu retten, und die Klage wurde vor den Friedensrichter gebracht. Leider kamen alle diese Vorsichtsmaasregeln zu spät, und das Verbrechen war bereits geschehen. Bousquet der Vater eröffnete selbst den Verwandten den Zustand der Dinge, und foderte nun unbedingt die Einwilligung zu einer Heirath, um, wie er sagte, den Fehler wieder gut zu machen.

Mit Verachtung wurde der Antrag von den Verwandten verworfen. Sie sahen ein, daß Klärchen mit einem Menschen, wie der junge Bousquet war, für ihre ganze Lebenszeit unglücklich seyn würde, und verweigerten nicht nur ihre Einwilligung zu einer Heirath mit dem Verführer, sondern drangen darauf, daß das Mädchen ihnen ausgeliefert, und Bousquet der Vater seines Vormundamtes entsetzt werde. Es kam zum wirklichen Rechtsstreit, dessen Entscheidung dem Gerichtshof der Seine, als erster Instanz übergeben wurde, welcher auch wirklich, welches ihm für jene Zeiten der Unordnung zur großen Ehre gereicht, die Klagen der Familie als gerecht erkannte, die Auslieferung des Mädchens an die Verwandten befahl, und Bousquet den Vater für unfähig erklärte, die Vormundschaft über dessen Vermögen länger zu behalten.

Es läßt sich denken, daß Bousquet sich weigerte, Folge zu leisten, denn er wollte die Früchte eines so lang und mühsam eingeleiteten Plans nicht mit einem Streiche verlieren. Es war ihm in jenen Zeiten ein Leichtes, der Vollziehung des Urtheils auszuweichen, und den Streit in die Länge zu ziehen. Klärchen blieb indessen allen Schlingen der Verführung Preis gegeben, und das alte Verhältniß dauerte fort. Sie ließ sich so sehr bethören, daß sie allen Ermahnungen der Anverwandten ihr Ohr verschloß, und als einige derselben in Begleitung einer Gerichtsperson sie zur Folgeleistung aufforderten, gegen sie unter dem Vorwand des verletzten Hausrechts, und an ihrem Kinde versuchter Gewaltthätigkeit, eine Gegenklage einrichtete. Sie verlangte, obwohl sie das gesetzliche Alter nicht erreicht hatte, als volljährig erklärt zu werden, welches ihr aber verweigert wurde.

Mehrere Jahre hindurch dauerte dieser ärgerliche Rechtsstreit. Klärchens Vater, welchem es während der Dauer desselben gelang, aus der Liste der Ausgewanderten gestrichen zu werden, und die Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland zu erhalten, hätte durch seine Einsprache demselben ein Ende machen können, allein er wollte, daß eine Sache, welche schon so viel Aufsehen erregt hatte, durch die Gesetze entschieden werde. Wirklich bestätigte auch der oberste Gerichtshof das früher gegebene Urtheil in allen seinen Theilen, und auf diese Weise endigte sich der so ärgerliche Streit.

Als Klärchen das gesetzliche Alter erreicht hatte, drang ihr Verführer in sie, sich ihrer Freyheit zu bedienen, und gegen alle Ermahnungen des Vaters und der Verwandten ließ sie sich bethören, doch gieng sie bey dem Schritt, welcher sie ganz unglücklich machen sollte, mit

einiger Vorsicht zu Werke. Sie mochte in der Länge der Zeit ihren Verführer haben kennen lernen, und eingesehen haben, daß die Bewerbungen desselben mehr auf ihr Vermögen, als auf ihre Person abgesehen waren, denn sie hatte den Muth bey ihrer Verbindung zu machen, daß das Vermögen getrennt bleiben sollte.

Diese Aeußerung zog Klärchen von Seiten ihres Liebhabers Vorwürfe, und solche Mißhandlungen zu, daß sie zu ihrem Vater flüchtete. Dieser nahm sie gütig auf, und versprach sie zu schützen. Hätte sie doch die Festigkeit gehabt, diesem Entschluße treu zu bleiben, so wäre sie gerettet gewesen, allein Bousquet unterhandelte in Geheim die Aussöhnung, und sie war schwach genug, seinen Betheurungen zu glauben. Sie warf sich ihrem Vater zu Füßen, und erklärte, daß ihre Liebe zu stark sey, um ihr zu widerstehen; daß sie zwar fühle, sie werde nicht glücklich seyn, daß sie aber ihrem Schicksal folgen wolle. Die Verbindung wurde geschlossen.

Die bedungne Trennung des Vermögens war eine nie versiegende Quelle der heftigsten Vorwürfe und Mißhandlungen. Klärchen lebte mehrere Jahre das unglücklichste Leben, und beschloß endlich, sich von ihrem Gatten zu trennen. Sie floh zum Vater, welcher sie gütig aufnahm, aber fest erklärte, daß er sich nicht mehr in eine Sache mischen wolle, welche ihm schon so vielen Kummer verursacht habe. Er rieth ihr indessen, sich mit einem Rechtsfreund zu berathen. Sie that es, und dieser kluge Mann stellte ihr vor, welchen Schaden sie sich in der öffentlichen Meynung thun würde, wenn sie, nachdem ihre Heirath schon so viel Aufsehen gemacht hatte, dasselbe durch eine Klage auf Scheidung neuer-

dings rege machen wollte. Klärchen ließ sich bereden, und kehrte zu ihrem Gatten zurück.

Am 21. Juli 1806 lud Bousquet eine Freundinn seiner Frau, gegen welche er sonst bey jeder Gelegenheit die größte Abneigung gezeigt hatte, zu Tisch ein. Man vermuthete seit dem, daß seine Absicht war, beede Freundinnen zu vergiften. Frau Eccard schlug die Einladung ab, und Klärchen speiste bey ihr. Am Abend zeigte sie, gewarnt durch ein düstres Vorgefühl, die größte Abneigung, nach Haus zurück zu kehren, und bat ihre Freundinn, ihr ein Bett zu geben. Diese stellte ihr vor, daß ihr Mann neuen Grund zu Mißhandlungen hierin finden könnte, und überwunden mehr, als überzeugt, kehrte sie mit ihrer Magd zurück. Sie verweilte bis 10 Uhr auf einem Spaziergang, und da ihre Beängstigung mit jedem Augenblicke wuchs, so wollte sie die ganze Nacht im Freyen bleiben.

Die Magd machte Vorstellungen, und Klärchen ließ sich bereden, zu Haus zu gehen. Ihr Mann kam eine Stunde später. Er gieng in die Küche, durchsuchte den Silberkorb, und steckte unbemerkt ein großes Tischmesser zu sich. Nun begab er sich in sein Zimmer, wo seine Frau, an dem Fuße des Bettes in einer Wiege ein zweyjähriges Kind, und in dem Nebenzimmer ein etwas älteres schliefen. Gegen Mitternacht glaubte die Magd in dem Zimmer der Herrschaft Geräusch zu hören, da dieses aber leider oft der Fall war, so beunruhigte sie sich nicht darüber. Da indessen des andern Tages weder der Herr, noch die Frau, erschienen, so gieng sie an die Thür des Zimmers, welche sie verschlossen fand. Das Kind weinte, aber Niemand antwortete. Man rief einen Polizeybeamten, schlug die Thür ein, und fand

die Frau mit mehrern Messerstichen ermordet. Der Mann lag am Fuße des Bettes, und das Mordwerkzeug stack noch in seiner Brust. Das Kind jammerte in der Wiege, und war mit dem Blute der Eltern bespritzt.

Auf solche Weise starb das unglückliche Klärchen in der Blüthe ihres Alters, und die Abneigung der Familie sowohl, als der Obrigkeit, gegen diese Heirath, wurde durch die Folgen nur zu sehr gerechtfertigt.

Klara von Mayland,

oder das

Opfer einer unglücklichen Liebe.

I.

Es ist wohl kein Land, um dessen Besitz, nachdem es seine Freyheit — und auch den wahren Geist der Freyheit verloren hatte, so oft gekämpft wurde, das so viele Veränderungen und Revolutionen erlitt, und das in einem kurzen Zeitraum so verschiedene Herren anerkennen mußte, als Italien. Dieses von der Natur so gesegnete Land war von jeher ein Gegenstand der Wünsche mächtiger Fürsten, und der Zankapfel, um den Ströme von Blut vergossen wurden. Wer, der nur halbwege in der Geschichte bekannt ist, weiß nicht, wie viele Menschen Frankreich, Spanien und Oesterreich opferten, um dieses Land zu erobern, ohne die blutigen Bürgerkriege zu rech-

nen, welche durch viele Jahrhunderte jene Gegenden verwüsteten?

Mayland war von jeher die Perle in Italiens Krone. Kein Wunder daher, daß so viele darnach strebten. Lange erhielten sich die Mayländer in einer glücklichen Unabhängigkeit, allein endlich mußten sie unterliegen. Durch viele Jahre wurde dieses Land durch eigene Herzoge beherrscht, unter denen die aus dem Hause Viskonti, welches sich von der Stufe eines Statthalters auf den Thron geschwungen hatte, die berühmtesten waren. Das Erlöschen dieses Hauses war der Keim blutiger und langwieriger Kriege. Frankreich war mit den Viskontis durch Heirathen verwandt und machte daher Ansprüche auf Maylands erledigten Thron, allein es war zu schwach, und im Innern zu sehr zerrüttet, um diese Ansprüche sogleich geltend zu machen. Venedig, das in jenen Zeiten auf der höchsten Stufe des Flors war, wünschte sich durch diese herrlichen Provinzen noch zu vergrößern, und versuchte dieselben sich zu unterwerfen. Das Unternehmen glückte indessen nicht, denn die mayländischen Stände vertheidigten ihre Unabhängigkeit mit vereinter Kraft, und entschlossen sich, wenn sie ja einen Herrn haben sollten, sich denselben selbst zu geben. Sie wählten Ludwig Sforza, der als Feldherr sich die Achtung und die Liebe seines Vaterlandes erworben hatte, zu ihrem Herzog. Wohl ihnen, und dem Lande, wenn er sich in seiner Würde hätte erhalten können, allein er mußte einem Mächtigern weichen. Ludwig der Zwölfte, der nach Karl des achten Tode den französischen Thron bestieg, beschloß seine Ansprüche auf Mayland geltend zu machen. Mit großer Macht fiel er in Italien ein. Sforza fiel nach einigen vergeblichen Versuchen des Widerstandes in des Siegers Hände, und mußte sein Leben als

Gefangener in einer Festung vertrauren. Er hinterließ zwey Söhne, Maximilian und Franz, welche, wie wir hören werden, späterhin in der Geschichte ihres Vaterlandes berühmt wurden.

Viele Jahre blieb Mayland nun unter französischer Herrschaft. So lange, bis Maximilian Sforza zum Mann heran gewachsen war; dann aber trat dieses Land wieder auf kurze Zeit in die Reihe selbstständiger Staaten. Maximilian suchte die Hülfe benachbarter Fürsten, und erhielt sie. Pabst Julius der zweyte, der gegen Frankreich aufgebracht war, erkannte ihn als rechtmäßigen Herzog von Mayland. Wohl wenig würde ihm dieser Urtheilsspruch des Pabstes geholfen haben, wenn er nicht Kräfte besessen hätte, denselben geltend zu machen. Sie hatten ihre Freude daran, die Päbste jener Zeit, Kronen zu nehmen und zu geben, überließen es aber immer ihren Günstlingen, sich das erhaltene Geschenk mit Blut zu erringen. So auch mit Maxen. An der Spitze seiner Hülfsvölker, besonders der Schweitzer, drang er in das Mayländische ein, und drängte die Franzosen von allen Seiten zurück. Schon hatte er Besitz von dem herzoglichen Stuhle genommen, und alles schien gut zu gehen, als sich das Glück für ihn mit einem male änderte. Ferdinand der erste, der Ludwigen auf dem französischen Throne gefolgt war, führte seine aus Italien vertriebenen Völker dahin zurück. Bey Marignan entschied eine blutige Schlacht Maylands Schicksal. Ferdinand siegte, und Maximilian unterlag. Edel handelte indessen der Sieger an seinem überwundenen Feinde. Er gab ihm in dem Innern von Frankreich eine glänzende Entschädigung für sein verlornes Herzogthum. Maximilian war damit zufrieden, und verlebte nun seine Tage in Ruhe, und glücklicher Abgeschiedenheit. Sein

jüngerer Bruder Franz hatte an der ganzen Fehde keinen Antheil genommen. Die Folge zeigte es, daß er seine Kräfte sparen wollte, um sie in günstigern Augenblicken zu benutzen.

Ruhig blieb Ferdinand nun in Maylands Besitze. Es gefiel ihm so gut unter diesem schönen Himmelsstriche, daß er einige Monate da zu verleben sich entschloß. Schon damals war der Geist der Franzosen der nämliche, der er noch ist, und immer bleiben wird. Unruhig, flatterhaft, — aber liebenswürdig. Durch glänzende Feste suchte Ferdinand die Herzen seiner neuen Unterthanen zu erobern, oder doch — — ihre Augen zu blenden. Es gelang ihm. Tausende folgten dem Strome, und ertränkten den Kummer über die Unterjochung ihres Vaterlandes im Rausche des Vergnügens. Nur wenige der Edleren blieben mäßig und erwarteten ruhig den Zeitpunkt, die Ketten zu zerbrechen.

II.

Ludwig Boneval war Ferdinands erklärter Günstling, und — verdiente es zu seyn. Ferne von ihm war der Gedanke, die Gunst seines Herrn zu Erpressungen oder Ungerechtigkeiten zu benutzen, wie das so oft der Fall bey Günstlingen großer Herren ist, daß sie eine Geisel des Landes werden, und den Schweiß, und die Thränen der Unterthanen verschlingen. Bonevalen genügte die Achtung seines Herrn, und wenn er je Gebrauch von seiner Allgewalt über das Herz des Königs machte, so geschah es bloß, um dessen brausende Hitze und Leidenschaften zu mässigen, und Manches zu verhindern, das ohne ihn zum Nachtheil des Landes geschehen wäre. Dafür segneten ihn auch alle, die ihn kannten, und — wahrlich ein seltner Fall bey einem Günstling, — er hatte keine Neider.

Es war ein schöner, und gebildeter Mann, dieser Boneval. So gränzenlos er sich die Achtung der Männer durch seinen Biedersinn erwarb, eben so sehr schlugen ihm die Herzen der Weiber und Mädchen ob seiner Schönheit entgegen. Er hätte nur wünschen dürfen, und alle seine Wünsche wären erfüllet worden. Wie nahe wurde es ihm oft gelegt? Wie so Manches wurde nicht unternommeu, um ihn aufmerksam, und seine Zärtlichkeit rege zu machen, aber alles umsonst? Bonevals Herz war nicht empfänglich für die Liebe, oder vielmehr — seine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Seinen Spaß mit der Liebe zu haben, und von einer Blume zur andern zu flattern, um jede, wenn der Honig ausgesogen war, mit Verachtung dahin zu werfen, dazu dachte er zu edel. Weder der Genius der Zeit, noch das Beyspiel des französischen Hofes, der in diesem Stücke zu jeder Zeit um einige Schritte vor andern Menschenkindern zum voraus war, konnte ihn dahinreißen. Er hatte noch kein weibliches Geschöpf gefunden, dessen Herz mit dem seinen im Einklange stand, und war in seinem ganzen Leben noch nie — verliebt gewesen. Nun sollte er es werden.

Klara Viskonti war der letzte Zweig dieses edlen, einst so mächtigen Hauses. Ihr Vater starb, indem er für sein Vaterland blutete. Traurend verlebte seine Gattinn ihre Tage auf ihren Gütern, und beschäftigte sich einzig damit, das Herz und den Geist ihrer Tochter zu bilden. Sie war eine vortreffliche Frau, nur eine schwache Seite hatte sie, einen unauslöschbaren Durst nach Größe. Um diesen zu stillen würde sie Alles, auch das Heiligste aufgeopfert haben. Klara war ganz das Ebenbild ihrer Mutter, bloß mit dem Unterschied, daß

sie nur ihre guten Eigenschaften, aber keine ihrer Schwachheiten besaß. Es wurde zum Sprichwort in ihrem Vaterlande, von einem Mädchen das man loben wollte, zu sagen: sie ist gut und edel, wie Klara Viskonti. Die edelsten Jünglinge warben um ihre Gunst, allein bis itzt war keiner, der sich rühmen konnte, Eindruck auf ihr Herz gemacht zu haben.

Klara war dazu bestimmt, die Eisrinde von Bonevals Herz zu schmelzen, und ihm warme, innige Liebe einzuflößen. Er sah sie im Gewirre der Vornehmen, welche sich um den neuen Beherrscher her drängten. Anspruchslos, und ohne Bestreben gefallen zu wollen, stand sie da, und glänzte doch, daß sie alles um sich her verdunkelte. Auch im Kreise häuslicher Verhältnisse beobachtete er sie, und fand, daß sie im Verborgenen eben so edel und schön handelte, als an jedem andern Orte. Nur ein solches Mädchen war im Stande, Eindruck auf sein Herz zu machen, denn er haßte von ganzer Seele alles, was nach Ziererey, Gefallsucht, oder Absichten schmeckte. Es fiel ihm nicht schwer, Zutritt in ihrem Hause zu erlangen, denn er war ja Ferdinands Liebling, und Klarens Mutter eine Frau, die dieses in Anschlag zu bringen wußte. Nur wenige Worte hätte es ihn gekostet, nnd sie würde ihm selbst ihre Tochter in die Arme geführet haben, allein Boncval war nicht der Mann, der von so etwas Gebrauch zu machen im Stande war. Er betrug sich nicht, wie so Manche, welche ihre Weiber wie Kaufmannsgut aus den Händen der spekulierenden Eltern erhandlen, und es für eine ihrer unwürdige Kleinigkeit halten, sich erst um die Gunst derselben zu bemühen. Bescheiden nahte er sich Klaren. Bey jeder Gelegenheit zeigte er ihr seine Achtung, und gewann in

kurzer Zeit die ihrige. Ohne durch den Weihrauch fader Schmeicheleien sie betäuben zu wollen, gestand er ihr frey und offen seine Liebe, und ohne durch Ziererey sich lächerlich zu machen, sank Klara, nachdem sie sich ganz von der Redlichkeit seiner Absichten überzeugt hatte, mit dem Geständnisse ihrer Gegenliebe hold erröthend in seine Arme.

Nun erst wendete sich Boneval an die Mutter, und erhielt auch da, wie sichs denken läßt, die Einwilligung. Die ehrsüchtige Frau machte schon tausend Plane, wie das Haus der Viskonti durch die Verbindung mit dem Günstlinge des Fürsten sich empor schwingen könne. Auch Klara entwarf Plane, aber keine ehrsüchtigen. Nur daran dachte sie, wie sie als Gattinn des Bonevals so glücklich und zufrieden leben wolle.

III.

Bonevals Absicht war, seine Liebe dem Fürsten zu entdecken, um die Statthalterschaft von Mayland zu bitten, und — dann mit Klaren sich zu verbinden. Er war es überzeugt, daß er keine Fehlbitte thun werde. Er bat ja so selten um etwas, und machte es nicht wie so manche Günstlinge, die durch ungestümme Forderungen ihren Herrn täglich zur Last fallen, und das Mark des Landes vergeuden. Sein Herz gab ihm das Zeugniß, daß er die Liebe seines Herrn nicht erschlichen, sondern verdient habe, und daß — Ferdinand edel genug dachte, dieses an ihm zu schätzen.

Von der Kunst der Günstlinge, die Launen ihrer Herren zu belauschen, ihre schwache Seite zu benutzen, oder wohl gar sie selbst in solche Umstände zu versetzen, daß sie es nicht wagen dürfen, ihnen eine Bitte zu versagen, wußte Boneval nichts. Zu jeder Stunde gieng

er zu Ferdinanden, und sagte ihm das, was er zu sagen hatte, denn er fand es eines biedern Mannes unwürdig, auf Umstände zu lauren. So war es auch heute. Eben nahte er sich dem Fürsten, und hatte den Mund schon geöffnet, seine Bitte ihm vorzutragen, als dieser ihn mit der Nachricht überraschte, daß gefährliche Unruhen in Frankreich ausgebrochen seyen, und seine Rückkehr dringend machten. Froh war Boneval, daß er Ferdinanden das Geheimniß seines Herzens nicht anvertraut hatte, denn nun stand es noch in seiner Willkühr, mit seinem Arme und Blute ihm zu dienen, und dazu war er fest entschlossen. Er hielt es für unedel, den König, der ihm im Glücke sein Zutrauen und seine Liebe geschenkt hatte, im Unglücke zu verlassen. Es war ein großes Opfer, das er seinem Freunde brachte, allein Boneval war solcher Handlungen fähig. Er wollte ihn begleiten, ihm über seine Feinde siegen helfen, und erst dann, wenn die Ruhe zurückgekehrt seyn würde, seine eignen Herzens-Angelegenheiten besorgen. Von Klarens Treue war er versichert, und, da seine Liebe zu ihr auf Achtung gegründet war, stieg weder Zweifel an ihre Beständigkeit, noch irgend ein eifersüchtiger Gedanke in seiner Seele auf.

Voll von der Begeisterung, die das Bewußtseyn einer edlen Handlung verleiht, eilte Boneval zu Klaren zurück. Sie bewunderte die Größe seiner Seele, und billigte seinen Entschluß, dem Freunde im Unglück treu zu bleiben, so sehr sie auch der Gedanke an die nahe Trennung schmerzte. Nicht den leisesten Versuch machte sie, ihren Geliebten von der Erfüllung seiner Pflicht zurück zu halten. Sie weinte zwar bittere Thränen, denn eine geheime Ahndung sagte es ihr, daß sie nie wieder

glücklich werden würde, allein sie hütete sich, wie so manche Andere vielleicht an ihrer Stelle gethan hätte, durch Jammer ihn in seinem Entschlusse wanken zu machen.

„Ziehe hin, sagte sie zu ihm bey der letzten Umarmung. Der Himmel segne dein Unternehmen. Du wirst, dessen bin ich überzeugt, über den Freund die Geliebte nicht vergessen. Kehre bald wieder, und als Sieger zurück. Fällst du, so betrachte ich mich als die Wittwe des edelsten Mannes, und werde dir zu folgen wissen.“

Ganz anders betrug sich Klarens Mutter bey dieser unerwarteten Kunde. Es war ihr unangenehm, die Erfüllung ihrer großen Plane so sehr in die Ferne zurück geschoben zu sehen, und sie konnte nicht begreifen, wie man thöricht genug seyn könne, die sehnlichsten Wünsche seines Herzens über die Erfüllung seiner Pflicht zu vernachlässigen. Nicht undeutlich gab sie es Bonevalen zu verstehen, daß sie keinen hohen Begriff von seiner Liebe zu Klaren haben könne, da er nicht für die Geliebte den Freund zu opfern im Stande sey. Mitleidig lächelte Boneval über die Aeußerungen der guten Frau, und hielt sie ihr zu gut, weil er sie bloß der Mutterſorge für ihr Kind zuschrieb. Zärtlich versicherte er die Tochter nochmal seiner unwandelbaren Treue. Bieder versprach er der Mutter bald wieder zu kehren, und Klaren zu der beneidenswerthesten Gattin zu machen, und eilte dann dahin, wo Pflicht und Freundschaft ihn rief.

IV.

Nur auf Ferdinands Entfernung hatten die Mißvergnügten im Lande gewartet. Viele, und dieses waren die Edleren, konnten es nicht vertragen, unter fremder Herrschaft zu leben, und strebten darnach, sich entweder ganz frey zu machen, oder wenn sie doch einen Herrn

haben sollten, denselben aus ihrer Mitte zu wählen. Andere wünschten jene Veränderung im Staate, weil sie sich während der Unruhen bereichern, und im Trüben fischen zu können hofften. Maxmilian Sforza wurde aufgefodert, sich an die Spitze der Mißvergnügten zu stellen, allein er schlug es ab, weil er mit seinem Loose zufrieden war, und es für unedel hielt, sein Ferdinanden, der so großmüthig an ihm gehandelt hatte, gegebenes Wort zu brechen. Was er nicht thun wollte, das that sein Bruder Franz. Er wußte sich die Unterstützung verschiedener Fürsten im Lande und Auslande zu verschaffen, welche Frankreichs Vergrößerung mit eifersüchtigem Auge ansahn, und bald war er im Stande, öffentlich auf dem Schauplatze zu erscheinen. Jedem, der in Italiens Geschichte bewandert ist, ist die Verbindung unter dem Namen der Ligue bekannt. An der Spitze des verbündeten Heeres stand Colonna, ein Mann von grossen Kenntnissen, dem das Glück in allen seinen Unternehmungen zur Seite gieng. Ihm hatte Franz späterhin Alles zu danken, denn er war es, der die französischen Völker aus Mayland und ganz Italien verdrängte, und ihn nach einigen glänzenden Siegen auf den herzoglichen Stuhl erhob.

Groß waren die Unordnungen, welche die fortwährenden Kriege in Italien zur Folge hatten. Bald spielte die eine, bald die andere Parthie den Meister, und ließ dann die Anhänger ihrer Gegner die schwerste Rache fühlen. Als Franz siegreich in Mayland einzog, wurde alles, was ehemals französisch gesinnt war, unbarmherzig verfolgt. Es war genug zu wissen, daß irgend Jemand in Verbindung mit den Franzosen gestanden hatte, um mißhandelt, und geplündert zu werden. Vielen wurden

in diesen Tagen ein Opfer der Volkswuth, und es war Franzen, der kein Wohlgefallen an solchen Greuelszenen hatte, nicht möglich, dem Unwesen ganz Einhalt zu thun. Mancher ergriff diese Gelegenheit, um seinem Feinde die lang verhaltene Rache fühlen zu lassen. Klara und ihre Mutter befanden sich in der mißlichsten Lage, die sich denken läßt. Es war bekannt, daß sie in enger Verbindung mit den Franzosen standen, und viele ihrer Feinde benutzten diesen Vorwand, um den Pöbel gegen sie aufzuwiegeln. Schon hatten sie verschiedene Mißhandlungen erdulden müßen, und durften es nicht mehr wagen, sich öffentlich zu zeigen. Auch in ihrem Hause gönnte man ihnen die Ruhe nicht. Zahlreiche Haufen aus der Hefe des Pöbels versammelten sich vor ihrer Thüre, überhäuften sie mit den abscheulichsten Schimpfwörtern, und drohten, sich thätig an ihnen zu vergreifen. Nur ein Anführer fehlte noch, der sich an die Spitze dieser Rasenden stellte, und auch der erschien. Es war ein junger Mann, der Klaren einst liebte, und durch seine Zurücksetzung sich gekränkt fühlte. Eifersucht, beleidigte Liebe, und Durst nach Rache verleiteten ihn zu einer Handlung, über die er bey kaltem Blute erröthet wäre. So geht es mit den Leidenschaften. Wenn sie einmal den Damm zerbrochen, und die Vernunft zurückgedrängt haben, so reißen sie uns unaufhaltsam zu den schwärzesten Lastern dahin.

Schon waren die Thüren des Viskontischen Pallastes gesprengt, und die Zerstörung nahm ihren Anfang. Laut brüllten die Rasenden, und vernichteten alles, was ihnen in die Hände fiel. Nur einige kältere Böswichter schlichen sich mit ihrem Raube davon. Klara und ihre Mutter hatten sich in den entlegensten Winkel des Hauses zu-

rückgezogen, und erwarteten jeden Augenblick entdeckt, und mißhandelt zu werden. Sicher wären sie ein Opfer der Volkswuth geworden, wenn nicht ihr Vetter noch in dem entscheidenden Momente erschienen wäre. Kolonna beschäftigte sich schon mehrere Stunden damit, den Unordnungen Einhalt zu thun. Von einem Ende der Stadt eilte er zum andern, und trieb überall die, welche Unfug verübten, mit gewaffneter Hand auseinander. Eben sprengte er durch die Straße, in welcher das Haus der Viskonti lag, daher, und hörte von ferne schon das Gebrüll der Rasenden. Er sah den Greuel der Zerstörung, und ohne an die Gefahr zu denken, der er sich aussetzte, eilte er zur Rettung herbei. Durch den dicksten Haufen drang er vor, und gebot mit donnernder Stimme Ruhe, allein Niemand hörte ihn. Wohl schwerlich würde ihm sein menschenfreundliches Unternehmen gelungen seyn, wenn er nicht zu dem verzweifelsten Mittel seine Zuflucht genommen hätte. Mit eigner Hand schoß er den Anführer dieser rasenden Horde, den nämlichen, der sich so blutig an Klaren rächen wollte, nieder, und streckte noch einige andere dahin. Diese rasche Handlung, welche Colonna aber leicht das Leben hätte kosten können, that seine Wirkung. Der Pöbel sah seinen Anführer fallen, verlor den Muth, und schlich sich kleinlaut davon.

V.

Man stelle sich die Gefühle der Geretteten vor; die schon mit jedem Augenblick den gräulichsten Mißhandlungen, ja wohl dem Tode entgegen sahen! Je verwickelter die Umstände sind, je dringender die Gefahr ist, um desto höher schätzt man die Wohlthat der Rettung. Sprachlos, denn Thränen erstickten ihre Worte, warfen sich Klara und ihre Mutter Kolonnen zu Füssen, und es

kostete ihm nicht wenig Mühe, dem Strome ihrer Erkenntlichkeit Einhalt zu thun. Es war ein biedrer Mann, dieser Colonna, aber kein Mann von Welt und Bildung. Er war unter den Waffen groß geworden, und verstand sich herzlich schlecht auf die Kunst, den Weibern Süssigkeit vorzusagen. Geheirathet hatte er zwar, aber — nie geliebt. Er nahm ein Weib, weil es die Mode so mit sich brachte, und seine häuslichen Umstände es erfoderten, aber nicht weil es Bedürfniß seines Herzens war, mit einem sanften weiblichen Geschöpfe durch das Leben zu wandeln. Er besaß ein Herz, das große und männliche Tugenden zu fühlen und zu schätzen im Stande war, für die sanftern und geselligen Freuden aber hatte er kein Gefühl. Alle Bolzen, welche die Liebe bisher wie zum Spasse gegen sein Herz abgeschossen hatte, waren an demselben als an einem ehernen Schilde abgeprallt. Er selbst, und alle, die ihn kannten, hätten darauf gewettet, daß die Liebe ihn nie besiegen würde, und er und alle andre — hätten die Wette verloren.

Klaren war es vorbehalten, dieses eherne Herz zu rühren. War es die unbeschreiblich rührende Lage, in der Colonna dieses reizende Mädchen zum erstenmale sah, da noch Todtenblässe auf ihrem Gesichte ruhte, Thränen ihre schönen Augen trübten, und Freude über die unverhoffte Rettung ihr eine erhabene Stimmung gab, oder war es im Buche des Schicksals geschrieben, daß er einmal in seinem Leben, und gerade in diesem Augenblicke der allmächtigen Leidenschaft unterliegen sollte, kurz — er sah Klaren, und liebte sie. Für den unbefangnen Zuschauer war es unterhaltend mit anzusehen, wie das Herz des rauhen Kriegers allmählig in Zärtlichkeit zerschmolz, und wie er sich quälte, seine Gefühle an den

Tag zu legen. Klaren blieben indessen seine Gefühle für diesen Augenblick noch unbekannt, denn sie war noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und zu heftig erschüttert, um Bemerkungen über andere machen zu können. Sie überhäufte ihren Retter mit Liebkosungen, und drückte dadurch, ohne es zu wissen, den Pfeil der Liebe immer tiefer in sein verwundetes Herz.

Was Klara im ersten Augenblicke nicht bemerkte, das wurde ihr nachher bald deutlich, denn Colonnens Bewerbung um ihre Gunst war zu auffallend, als daß es ihr hätte entgehen sollen. Jede Stunde, die er seinen Geschäften entziehen konnte, brachte er an ihrer Seite zu, und bot allem auf, ihr gefällig zu werden. Durch seine Vermittlung söhnte sich der Herzog mit den Viskontis aus, und schenkte ihnen bald jenen Grad der Gunst, den sie unter Ferdinanden besessen hatten. Alles dieses wußte Klara zu schätzen, allein Gegenliebe zu fühlen, das war ihr unmöglich. Ihr Herz gehörte Boneval, und wenn es auch noch frey gewesen wäre, so war Colonna der Mann nicht, ihr Liebe einzuflößen. Zu dem, so war er geheirathet, und seine Absichten konnten also nicht die reinsten seyn. Klara war nicht gewohnt, mit der Liebe bloß zum Spasse zu tändlen. Sie bedauerte Colonnen, den sie schätzte, und zitterte vor den Folgen, welche aus seiner keimenden Liebe entstehen konnten.

VI.

Wohl hatte Klara Ursache für die Folgen dieser unseligen Leidenschaft zu zittern, denn durch sie wurden ihre schönsten Hoffnungen, das ganze Glück ihres Lebens zertrümmert. Es konnte Colonnen nicht lange verborgen bleiben, daß er einen begünstigten Nebenbuhler habe. Eifersucht, die quälendste menschlicher Leidenschaften,

bemeisterte sich seiner Seele, und artete bald in den bittersten Haß aus. Als er überzeugt zu seyn glaubte, daß es ihm niemals gelingen werde, Klarens Herz zu rühren, so schwor er, daß er alles aufbieten werde, ihre Verbindung mit Bonevalen zu hintertreiben, damit auch er nicht glücklich sey.

Gekränkte Liebe verleitete schon Manchen zu Handlungen, welche er bey kaltem Blute verabscheute. So ergieng es Colonnen. Er, der biedre, edle, menschenfreundliche Mann, roh zwar, wie es ein Krieger seyn mußte, der von seiner Jugend an sich nur mit den Waffen beschäftigte, aber so gut und edeldenkend, als nur ein Sterblicher seyn konnte, ließ sich von der Liebe verblendet zu einer Handlung herab, die er nachher bereute, und deren Erinnerung ihm noch das Scheiden auf dem Sterbebette verbitterte. Er vermochte alles über den Herzog. Darauf gründete er seinen Plan. Er wollte Klaren seinem Nebenbuhler entreißen, und sie in die Arme eines Andern führen. Vielleicht, dachte er, bin ich glücklicher, wenn sie unter dem Joche einer unglücklichen Ehe seufzet, und freudig dem Freunde die Hand bieten wird, der sie zu retten verspricht. Ein schwarzer Gedanke wahrlich, des Herzens eines Biedermanns unwürdig, allein — zu seiner Entschuldigung sey es gesagt: Colonna war verliebt, seine Liebe war gekränkt, und sein Herz von Eifersucht zerrissen. Wer vermag den ersten Stein auf ihn zu werfen?

Seinem Plane gemäß wußte der General dem Herzog begreiflich zu machen, daß es, um auf dem herzoglichen Stuhle sich fest zu erhalten, nothwendig für ihn sey, sich mit einer Tochter des Landes zu verbinden. Dieses ist das zweckmäßigste Mittel, gnädiger Herr,

sagte er, euch die Liebe eurer Unterthanen ganz eigen zu machen. Klara Viskonti vereinigt alle Eigenschaften in ihrer Person. Sie stammt aus einem Hause, das einst selbst die herzogliche Würde bekleidete. Groß ist ihr Anhang im Lande, und ausgebreitet ihre Verwandtschaft. Die Herzen aller Maylander werden euch mit Liebe entgegen schlagen, wenn sie euch mit der Enkelinn ihrer ehemaligen Herzoge verbunden sehen. Und — fuhr er lächelnd fort, ich denke, es wird euch keine Ueberwindung kosten, das schönste Mädchen im Lande Gattinn zu nennen, so wie Klara sich gerne dazu verstehen wird, an eurer Hand den Thron zu besteigen.

Diese Worte machten tiefen Eindruck auf das Herz des Herzogs. Er sah es ein, daß er durch solch eine Verbindung sein Ansehen um vieles befestigen, und die Neigung seiner Unterthanen in hohem Grade gewinnen würde. Klara hatte ihm ehedem schon gefallen, und sein Herz stand mit Colonnens Vorschlag im Einklange. Bis jetzt hatte er seine Gefühle unterdrückt, von dieser Stunde an aber warb er öffentlich um ihre Gunst. Man denke sich die Verlegenheit, in welche diese Bewerbung das holde Mädchen versetzte! Sie liebte zu treu, als daß sie Bonevalen über den Herzog hätte vergessen sollen. Daran war gar nicht zu gedenken, allein dieser Entschluß war leichter gefaßt, als ausgeführt. Der Herzog wurde täglich dringender, und Klarens Mutter machte ihrer Tochter das Leben täglich saurer. Was konnte dieser ehrsüchtigen Frau willkommner seyn, als die Bewerbung des Herzogs? Nun sah sie im Geiste schon alle ihre Wünsche erfüllt, und ihre gesunkne Familie wieder im hellsten Glanze erhoben. Sie konnte es nicht begreifen, wie man so thöricht seyn könne, über einem Abentheuer,

wie sie Bonevalen nun nannte, die Hand eines Fürsten auszuschlagen, und peinigte Klara mit den bittersten Vorwürfen.

Fest hielt indessen das liebende Mädchen. Den Herzog wußte sie mit jungfräulicher Würde in Entfernung zu halten, und ihrer Mutter, so wehe es auch ihrem Herzen that, setzte sie unerschütterliche Entschlossenheit entgegen. Sie haben meine Liebe zu Bonevalen gebilligt, sagte sie, und ich sehe keinen Grund, warum Sie dieselbe jetzt tadeln sollten. Daß ein Herzog sich um meine Hand bewirbt, das ändert nichts in der Sache, und ich schwöre, daß, wenn alle Fürsten der Erde mir ihre Kronen zu Füssen legen wollten, um mich in meiner Treue irre zu machen, ihr Bemühen fruchtlos seyn würde. So sprach und dachte Klara, und sicher würde sie fest auf ihrem Entschluße beharret seyn, wenn nicht — doch ich will dem Gange meiner Erzählung nicht vorgreifen. Noch einmal schien ihr die Sonne zu glänzen, allein nur, — um durch ihr plötzliches Verschwinden die Finsterniß dann desto grausenvoller zu machen.

VII.

Bis jetzt erhielt Boneval durch jede Gelegenheit Nachricht von seiner Geliebten, denn es war der Liebenden einziger Trost durch Briefe sich die Gefühle ihrer Herzen mitzutheilen. Plötzlich hörten diese Nachrichten auf, denn Klarens Mutter hatte ihre Maßregeln getroffen, um jede Verbindung ihrer Tochter mit ihrem Geliebten zu trennen. Wer je in einer ähnlichen Lage sich befand, wird Bonevals Unruhe bey diesem unerwarteten Stillschweigen seiner Klara zu begreifen im Stande seyn. Was sollte er davon denken? War ihr ein Unglück begegnet? War sie ein Opfer der Volksunruhen geworden,

oder was war es, daß sie zu diesem fürchterlichen Stillschweigen bewegte? Ungewißheit quälte seine Seele, doch nicht lang, denn bald erhielt er Aufklärung in der Sache. Er hatte viele Freunde in Mayland hinterlassen, denn alle, selbst die, welche den Franzosen nicht hold waren, liebten ihn. Einer derselben gab ihm Nachricht von dem Unglücke, das seiner Liebe drohte.

Sein Innerstes wurde erschüttert von dieser traurigen Kunde, und er war lange zweifelhaft, wie er sich in dieser verzweiflungsvollen Lage benehmen sollte. Bis jetzt hatte er treulich ausgehalten neben seinem Herrn und Freunde, hatte manchen glänzenden Sieg ihm erfechten helfen, und seine Herzensangelegenheiten ihm aufgeopfert, nun war es ihm aber nicht länger möglich, denn das ganze Glück seines Lebens stand auf dem Spiele. Voll Zutrauen warf er sich Ferdinanden zu Füßen, und goß seinen Schmerz vor ihm aus. Gerührt sank der König in die Arme seines Freundes, und vergoß Thränen der Dankbarkeit über die edle Aufopferung desselben. Diese Thränen waren der schönste Lohn für Bonevals Freundschaft und Liebe. Keinen Augenblick länger, rief Ferdinand, will ich von deinem Glück dich zurück halten. Eile, und biete alles auf, das Unglück, das deiner Liebe droht, noch abzuwenden. Wo deine Kräfte nicht hinreichen, rechne auf meine Hülfe und Unterstützung.

Gerührt dankte Boneval seinem fürstlichen Freunde, und eilte dann voll banger Erwartung den Gränzen Italiens zu. Glücklich langte er an, und erschien, da er es in der jetzigen Lage nicht wagen durfte, sich öffentlich zu zeigen, in der unkenntlichsten Verkleidung vor Klaren. Wer beschreibt des liebenden Mädchens freudiges Erstaunen, als sie den Liebling ihrer Seele erkannte! Nun

glaubte sie sich gerettet. Voll Liebe sank sie in seine Arme, und diese Augenblicke des Wiedersehens waren die glücklichsten, die sie je verlebten. Erst als der erste Sturm sich gelegt hatte, waren sie im Stande, zusammenhängend zu sprechen. Sie klagten sich wechselweise die Noth, und waren eben damit beschäftigt, Plane für die Zukunft zu entwerfen, als Klarens Mutter erschien.

Da stand sie, leblos wie eine Statue, als sie Bonevalen in den Armen ihrer Tochter erblickte. Lange brauchte sie, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholte, dann aber ließ sie dem Strome ihrer Worte freyen Lauf. Die heftigsten Vorwürfe ergoß sie über Klaren, und in den härtesten Ausdrücken erklärte sie Bonevalen, daß er alle Hoffnung auf die Hand ihrer Tochter schwinden lassen, und sich auf immer entfernen solle. Nichts war im Stande, sie zu rühren, weder Thränen noch Bitten. Sie beharrte auf ihrem Entschlusse, und als Klara ihr offen erklärte, daß sie niemals, auch im Tode nicht, von ihrem Geliebten lassen wolle, und Vaterland und Freunde mit ihm zu verlassen bereit sey, schritt sie zu einer Handlung, die unter die schwärzesten gehört, die je ein Mensch begieng. Der Engel des Lasters ergriff sie, und tilgte alle menschlichen Gefühle, alle Achtung für Tugend, selbst die Mutterliebe in ihrem Herzen aus. Der große Plan, durch ihre Tochter den Glanz ihres Hauses wieder herzustellen, stand fest vor ihrer Seele, und ihm zu Liebe opferte sie Alles, selbst das Heiligste auf.

Ohne die Liebenden ferner einer Antwort zu würdigen, eilte sie davon, und ließ sie in der quälendsten Ungewißheit über ihr plötzliches Verschwinden zurück.

VIII.

Die schwarze Handlung, zu welcher Ehrsucht und Durst nach Größe Klarens Mutter verleitete, war, daß sie Bonevalen den Händen seiner Feinde überlieferte. Verderben wollte sie ihn dadurch, und ihre Tochter zwingen, nach ihrem Willen sich zu fügen. Sie sah es ein, welche Vortheile es ihr bringen, welch eine wichtige Empfehlung es für sie bey dem Herzog seyn werde, wenn sie den gefährlichsten seiner Feinde, Ferdinands Liebling, den tapfern und gefürchteten Boneval an ihn verrieth. Sie hoffte, daß Klara, wenn sie ihren Geliebten verloren, auf immer verloren sah, die Hand des Herzogs ohne Widerstreben annehmen werde. Diese Gründe bewegten sie zu dem abscheulichen Schritte, den Freund ihres Hauses, den Geliebten ihrer Tochter, den Mann, den alle Welt schätzte, und den sie selbst als ihren Eidam schon betrachtet hatte, an seine Feinde zu verrathen. Sie zitterte nicht vor dem Gedanken, daß Boneval dem Tod entgegen gehen, und dieser Vorfall Klarens Herz tödtlich verwunden müsse. O Leidenschaft, Leidenschaft, wie viel vermagst du über das Herz des Menschen!!!

Ohne zu wanken, ohne durch die Vorwürfe des Gewissens, oder die Stimme der warnenden Vernunft sich irre machen zu lassen, eilte sie zu dem Herzog, und überraschte ihn mit der Nachricht, daß Boneval, der gefährlichste seiner Feinde, sich in ihrem Hause befinde. Seine Freude war groß über diese Kunde, denn das war schon ein wichtiger Vortheil, daß er diesen Mann nun außer Stand setzen konnte, etwas gegen ihn zu unternehmen, der größte Nutzen bestand aber darin, daß Ferdinand, dessen edles Herz er kannte, alles aufopfern, die härtesten Bedingnisse eingehen würde, um seinen

Freund zu retten. Ferdinand war nicht, wie es so viele Großen dieser Erde giebt, die ihre Freunde nur so lange benutzen, als es ihr Vortheil erheischt, und sie dann, wenn sie sich großmüthig für sie aufgeopfert haben, ungerührt ihrem Schicksale überlassen.

Daß der Herzog Bonevalen mißhandlen werde, das ließ sich nicht erwarten, denn er war keiner so unedlen Handlung fähig. Klarens Mutter bot zwar alles auf, seinen Zorn zu reizen, denn es lag in ihrem Plane, ihn zu einem raschen Schritte zu verleiten. Sorgfältig verbarg sie, daß Boneval bloß als besuchender Hausfreund, und in seinen eignen Angelegenheiten zu ihr gekommen sey. Sie versicherte im Gegentheil, daß es seine Absicht gewesen sey, sich einen Anhang im Lande zu machen, und feindselig gegen ihn zu handeln, daß er daher die schärfste Strafe als Kundschafter und Aufwiegler verdiene. Es lag ihr daran, ihre Handlung unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe zu verbergen, weil sie sonst in ihrer ganzen Häßlichkeit da gestanden, und das Gefühl jedes Biedermanns empört hätte. Der Herzog schien von der Reinheit ihrer Absichten überzeugt zu seyn, bezeugte ihr den lebhaftesten Dank für ihre Anhänglichkeit, und versprach, diesen Dienst ihr nie zu vergessen. Es läßt sich indessen vermuthen, daß er mit ungetrübten Augen hinter den Vorhang blickte, und den Eigennutz im Hintergrunde lauren sah, allein er war Staatsmann, und beschloß den Vorfall, uneingedenk aus welcher Quelle er floß, zu seinen Absichten zu benutzen. Er gab daher Befehle, sogleich sich Bonevals zu versichern.

Wer beschreibt Klarens Schmerz, als die Wache erschien, ihren Geliebten in Verhaft zu nehmen? Auch Boneval wurde durch diesen unerwarteten Vorfall tief

erschüttert. Im ersten Augenblicke der Ueberraschung versuchte er es, sich zur Wehre zu stellen, und schien entschlossen zu seyn, nur leblos sich von der Stelle verdrängen zu lassen, bald aber besann er sich eines bessern, legte die Waffen nieder, und folgte ohne Widerstand der Wache. Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, sagte er, das Strafe verdiente, und übergebe mich daher mit Zuversicht euern Händen. Euer Herr ist ein edler Mann, der es unter seiner Würde finden wird, sich an einem Mann zu vergreifen, der in diesem Augenblicke nicht als Feind, oder um ihm zu schaden, sein Land betrat.

Unsägliche Mühe kostete es, Klaren zurückzuhalten. Fest klammerte sie sich an ihren Geliebten an, und schwur, nicht von seiner Seite zu weichen, — jedes Schicksal mit ihm zu theilen. Fest würde sie auch auf ihrem Entschluße beharret seyn, wenn nicht ihre Kräfte unterlegen wären. Leblos und ohne Bewußtseyn sank sie dahin, und Boneval gieng mit festem Schritte den Weg nach dem Gefängniße.

IX.

Nicht lange dauerte indessen Klarens Bewußtlosigkeit. Angst um ihren Geliebten, und die Begierde ihn zu retten, verlieh ihr Kraft, und Spannung. Sie sprang auf, und war fest entschlossen, alles zu wagen, und — wenn alle Mittel fehlschlagen würden — mit ihm zu sterben. Dem Herzog wollte sie sich zu Füßen werfen, und war eben im Begriffe dahin zu eilen, als ihre Mutter ihr entgegen kam. Sie hatte sich mühsam vorbereitet zu dieser Szene, zum ersten Wiedersehen mit ihrer Tochter. Der erste Schritt war nun einmal gethan, die Schranken der Tugend und Billigkeit verletzt. Ausharren mußte sie, wenn sie ihren Plan erreichen, und durch ihre Tochter emporsteigen wollte, und dafür war ihr kein Opfer zu theuer.

Ich weiß es, oder vermuthe doch, wo du hin willst, meine Tochter, sagte sie. Erspare dir die unnütze Mühe. Boneval ist verloren, und — — verdient es zu seyn. Es ist am Tage, daß er unter dem Vorwande seiner Liebe zu dir ganz andere, und strafbare Absichten verbarg. Die Flamme des Bürgerkrieges wollte er in unserm Vaterland neuerdings entzünden, sich einen Anhang im Lande werben, und Franzen vom Throne stürzen, um Ferdinand darauf zu erheben. Du kannst dir vorstellen, wie aufgebracht der Herzog gegen den Verräther ist. Er hat geschworen, seine Rache in Bonevals Blute zu kühlen, und er wird seinem Schwur treu bleiben. Nur ein Mittel ist noch übrig, ihn zu retten, und dieses — — ist in deiner Gewalt. Reiche dem Herzog deine Hand, und er will aus Rücksicht für dich, den Landesverräther begnadigen, aber nur kurz ist die Frist zur Bedenkzeit. Du wirst heute noch Franzens Gattinn, oder Boneval endet morgen sein Leben auf dem Blutgerüste.

So sprach die Mutter, und verließ dann ihre Tochter, um sie dem Nachdenken zu überlassen. Es war ihr Plan, durch die Angst Klaren zu einem Schritt zu bewegen, den sie bey kaltem Blute sicher niemals gethan haben würde. Die Maßregeln waren alle so gut getroffen, daß es dem unglücklichen Mädchen unmöglich fiel, sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Sie war mit solchen Menschen umgeben, die nur sprachen, was man sie gelehrt hatte, und jedem andern wurde der Zutritt verschlossen. Jede Minute wurde ihr Herz mit neuen, und fürchterlichen Nachrichten gefoltert. Hier erzählte Einer, daß das Volk sich auf den Straßen sammle, und mit lautem Geschrey den Tod des Landesverräthers verlange. Dort wollte ein Anderer die Zeugen gesehen, und gespro-

chen haben, welche gegen Boneval aufgetreten waren. Er hat es nicht läugnen können, und alles eingestanden, versicherte ein Dritter. Das Blutgerüst wird schon errichtet auf dem großen Platze, rief keuchend ein Vierter, der eben daher zu kommen schien, und brachte Klarens Seelenangst auf die höchste Stufe.

Sie konnte es nicht länger mehr ertragen, und beschloß, sich aufzuopfern, allen Freuden des Lebens, ihrem ganzen Erdenglücke zu entsagen, — um ihren Geliebten zu retten. Ich bin bereit, rief sie mit leuchtenden Augen ihrer Mutter zu, dem Herzog meine Hand zu reichen. Lassen Sie uns eilen, damit Boneval bald seiner schimpflichen Ketten entledigt werde. Gott vergebe denen, welche Schuld an dem Jammer sind, der mich zum unglücklichsten Menschen macht.

Ungerührt konnte die Mutter die Verzweiflung ihrer Tochter mit ansehen, denn Mutterliebe war in ihrem Herzen erstorben, und nur unseliger Durst nach Größe erfüllte ihre Seele. Sie eilte zum Herzog. Was sie ihm sagte, und von welcher Seite sie ihm die Sache vorstellte, ist unbekannt. Es ist unbegreiflich, wie der so edeldenkende Franz sich dazu entschließen konnte, Klarens Hand einer so grausamen Ueberraschung verdanken zu wollen, und doch geschah es. Ein neuer Beweis, wie viel Leidenschaften über die Herzen der Menschen vermögen. Am Abend des nämlichen Tages noch reichte Klara dem Herzog die Hand. Bleich und zitternd stand sie am Fuße des Altars, und kaum hatte der Priester den Segen gesprochen, als sie ohnmächtig in ihrer Mutter Arm dahin sank.

X.

Was dieses Opfer Klaren kostete, läßt sich denken. An einen Mann gekettet, den sie nicht liebte, — nicht

lieben konnte; von einem andern getrennt, für den jeder Tropfen ihres Blutes schlug, war ihr Schicksal das traurigste, das je auf den Schultern eines Sterblichen lastete. Alle Freuden ihres Lebens waren zerstört, und jeder Weg ihr auf ewig verschlossen, froh uud zufrieden zu werden. Sie wurde überrascht, und that in der Verzweiflung den Schritt, der sie so unaussprechlich unglücklich machte. O hätte sie nur einige Stunden noch gezögert, so wäre sie gerettet gewesen!

Schon lange bereute Colonna die unselige Leidenschaft, die ihn verblendet hatte. Der Schleier war zerrissen, und er sah mit Entsetzen, daß er sich zu Schritten hatte verleiten lassen, vor denen er nun erröthete. Auf Augenblicke kann ein so edler Mann, wie Colonna, wohl irre geleitet werden, allein früh oder spät kehrt er doch zur Besinnung wieder zurück. Mit seinem Blute hätte er getilgt, was er gethan hatte, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte. Er sah es ein, daß er durch seine unreine Liebe, und vorzüglich dadurch, daß er das Feuer in Franzens Herz entzündete, Klaren gränzenlos unglücklich gemacht habe, und weinte auf seiner einsamen Stube Thränen der bittersten Reue.

So eben erfuhr er den Vorfall mit Boneval, als dieser schon einige Stunden in Verhaft war, und zitterte vor den Folgen. Er hatte die Absichten der alten Viskonti durchblickt, und auf dem Grund ihres Herzens gelesen. Er war es überzeugt, daß sie alles zu thun, ihre Tochter zu opfern im Stande sey, um ihre ehrsüchtigen Absichten zu erreichen. Es war ihm klar, daß sie es war, die Bonevalen Preis gab, um ihre Tochter wider ihren Willen in die Arme des Herzogs zu liefern, und eilte, um das Unglück zu verhüten. Frey und offen sprach er mit dem Her-

zog über diese Sache. Er enthüllte ihm das ganze Gewebe der Intrigue, und war so edel, sich selbst der Schuld anzuklagen, und seinen Fehler zu bekennen. Dadurch hoffte er, das Unglück abzuwenden, das Klaren drohte, und Bonevalen zu retten, allein seine Hoffnung wurde vereitelt. Zum erstenmal verschloß der Herzog sein Ohr und Herz vor Colonnens Worten. Klara sollte seine Gattinn, und Boneval als Aufwiegler und Verräther des Landes behandelt werden. Dieses war sein Entschluß, auf dem er unerschütterlich beharrte.

Mit blutendem Herzen verließ Colonna den Herzog. Wenn dann die Sprache der Vernunft nicht mehr gehört wird, und die Stimme der Tugend keinen Eingang mehr findet, rief er, so mag List die Stelle der Gerechtigkeit, und Gewalt jene der Tugend vertreten. Er eilte nach Bonevals Gefängniß, fest entschlossen, ihn daraus zu befreyen. Ueber Leichen würde er sich den Weg dahin gebahnt haben, wenn es nothwendig gewesen wäre, allein er erreichte seine Absicht leichter, als er gehofft hatte. Es war nicht einer im ganzen Heere, der den biedern General nicht als seinen Vater liebte, und alles für ihn zu thun bereit war. Zum Ueberfluß hielt die Wache ein Offizier von der Ligue, dessen Oberhaupt Colonna war. Er öffnete ihm die Thüre, und kaum hörte er, was der General von ihm verlangte, als er seinen Willen zu erfüllen versprach.

Kurz aber rührend war die Unterredung zwischen den beiden edlen Männern. Ich komme, sagt Colonna zu Bonevale, Sie von den Fesseln, welche Sie drücken, und über die ich, und jeder Biedermann erröthet, zu befreyen. Nicht immer war ich Ihr Freund. Ihr Feind, Ihr gefährlichster Feind war ich, denn ich war

es, der Klarens Herz Ihnen zu entziehen suchte. Reue foltert mein Herz, und ich brenne vor Verlangen, meine Verirrung wieder gut zu machen. Möge das, was ich jetzt für Sie thue, Sie und jeden Biedermann mit mir aussöhnen! Sie müßen fliehen. Eilen Sie aber, denn sonst sind Sie verloren, und Klara wird das Opfer der schwärzesten Handlung. Um Sie vom Tode zu retten, würde sie dem Herzog die Hand reichen, und für ihr ganzes Leben unglücklich werden. Eilen Sie, meine raschesten Pferde stehen für Sie bereit.

Gerührt sank Boneval seinem Retter in die Arme. Er konnte sich lange nicht entschließen zu fliehen, und Klaren zurück zu lassen; allein Kolonna drang mit aller Gewalt in ihn. Dieses ist das einzige Mittel zu einem noch möglichen glücklichen Ausgang, sagte er. Zögern Sie nur noch einige Augenblicke, so sind Sie und Klara ohne Rettung verloren. Boneval ergab sich. Er warf sich auf das bereit stehende Pferd, und kam glücklich über die Gränze.

In dem nemlichen Augenblick stand Klara vor dem Altar, und reichte dem Herzog ihre Hand.

XI.

Auf ihre ganze Lebenszeit war Klara nun an einen Mann gekettet, den sie nicht lieben konnte. Auch dann, wenn ihr Herz noch frey gewesen wäre, würde sie den Herzog nicht geliebet haben. Aeußerlicher Glanz und Größe konnte sie nicht blenden. Der Herzog dachte zwar edel und rechtschaffen, allein der Nimbus der Hochheit hatte doch sein Herz so verstimmt, daß es Klara, diesem fein fühlenden Mädchen, unmöglich Genüge leisten konnte. Daß er ihr nun durch Umstände aufgedrungen war, verscheuchte vollends jeden Keim der Liebe aus ihrer Seele.

Diese Leidenschaft verträgt keinen Zwang, und flieht auf immer von einem Orte, wo man sie in Fesseln zu legen sucht.

Auch bey dem Herzog erlosch sehr bald jenes Feuer, das im ersten Augenblick für Klaren in seinem Herzen loderte, und das er unrichtig für Liebe hielt. Es war nur aufgeregte Sinnlichkeit. Als er seinen Zweck erreicht hatte, und vorzüglich, als er sah, daß seine Gattinn die Gefühle seines Herzens nicht mit ihm theilte, und bey all seiner Schwärmerey kalt und gefühllos blieb, sank die Hitze seiner Liebe bald bis zum Gefrierpunkte herab. Sie verlebten das unglücklichste Leben, das sich denken läßt, diese Eheleute. Jenes Einverständniß, jener Einklang der Herzen fehlte ihnen, welche durch ihren Segen die Hütte des Bettlers zum Pallast umzuschaffen im Stande ist. Sie quälten sich gegenseitig, und fielen sich zur Last. Zwar gab sich Klara alle Mühe, in ihr eisernes Schicksal sich zu fügen, und ihren Gatten die Abneigung ihres Herzens nicht fühlen zu lassen, allein es gelang ihr nicht. Der Herzog hätte weniger scharfsichtig seyn müßen, um den Zwang, den sich seine Gattin anlegte, und der ihre Gesundheit untergrub, nicht zu bemerken. Er sah ihn, und — entfernte sich täglich mehr von ihr.

Von Klarens Mutter läßt sich in diesem Zeitpunkt wenig Bestimmtes sagen. Sie schwärmte noch in dem seligen Gefühle der Hochheit, die sie auf Kosten ihrer Tochter erstiegen hatte, doch gab es Augenblicke, in denen sie durch die Vorwürfe ihres Gewissens bitter bestraft wurde. Kolonna wurde durch die unglückliche Wendung, welche Klarens Schicksal gewonnen hatte, gänzlich unglücklich. Er sah sich als den Urheber, als die erste

Quelle ihres Unglückes an. Rasend hätte er werden mögen, als er durch Bonevals Rettung auch Klaren gerettet glaubte, und sie in des Herzogs Armen als seine Gattin fand. Zwar hoffte er noch, daß sie sich vielleicht überwinden, und ihre Liebe dem Herzog noch schenken werde, bald aber überzeugte er sich vom Gegentheile. Er sah sie dahinwelken, sah wie der Wurm an ihrem Herzen nagte, und sie dem Grabe nahe brachte. Länger den Jammer mit anzusehen war er nicht im Stande, und entfernte sich, trotz aller Liebe des Herzogs auf immer vom Hofe. Mit Klarens Zufriedenheit gieng auch seine Ruhe zu Grabe. Reue über seine Handlung machte ihm das Leben zur Last. Wohl ihm, daß er bald da Ruhe fand, wo keine Thräne mehr fließt, — im Sarge.

Bonevals Gefühle zu beschreiben, als er die Nachricht von Klarens Verbindung mit dem Herzog erhielt, bin ich außer Stande. Er entfernte sich von Mayland mit der tröstenden Hoffnung, Klaren noch einst sein nennen zu können und sah nun plötzlich alle seine Wünsche, alle seine Hoffnungen auf immer vereitelt. Unschlüssig war er lange, was er thun sollte. Bald wollte er zurück nach Mayland, um dem Herzog den Dolch in den Busen zu stossen. Bald war er entschlossen, in das Gefängniß zurück zu wandern, und auf dem Blutgerüste das Ende seiner Leiden zu erwarten. Schon einigemale hatte er die Hand gegen sich selbst aufgehoben, und wer weiß, zu was er sich endlich entschlossen hätte, wenn nicht sein Körper dem Schmerz untergelegen wäre. Er verfiel in eine langwährende Krankheit. Sehnlichst wünschte er sich den Tod, und grollte mit dem Schicksale, als er seine Kräfte wieder zurückkehren sah. Das Leben war ihm eine Bürde. Entkräftet an Körper und Seele eilte

er endlich zu Ferdinanden zurück, um in den Busen des Freundes seinen Schmerz zu ergiessen.

Mit offnen Armen und warmer Theilnahme nahm ihn sein königlicher Freund auf. Er weinte manche Thräne mit ihm, und milderte sein Elend, da er die Hälfte der Bürde auf seine Schulder lud. O Freundschaft, Freundschaft, wie beseligend bist du! Ohne dich steht der Mensch einsam in der Welt, schwach und hülflos, daß ihn jeder Sturm darnieder werfen kann. Durch dich aber wird er stark, und trotzt muthig dem feindseligsten Schicksal. Selten kehrt diese Tochter des Himmels in den Pallästen der Großen ein, denn Selbstdünkel und Egoismus, Stolz und die Stickluft der Schmeicheley sind Dinge, welche sie auf immer verscheuchen. Gerne weilt sie in den Hütten der Armen, und streut Rosen auf ihr Lager, gießt heilenden Balsam in ihre Wunden, und Kraft und Stärke in ihre Herzen. Wenn der Millionen reiche Krösus sich unruhig auf seidenen Polstern wälzt, schläft der Arme ruhig auf seinem Strohlager im Arme der Freundschaft.

Ferdinand machte eine ehrenvolle Ausnahme unter den Großen jener Zeit. Sein Herz war empfänglich der sanften Gefühle der Freundschaft. Er liebte seinen Boneval, nicht aus Eigennutz, weil er seinen Arm gut brauchen konnte, oder aus Stolz, weil es ihn schmeichelte, den großen Mann sich ganz ergeben zu sehen, sondern aus edlern Beweggründen, welche die Seele ächter Freundschaft sind. Möchte das Glück, das er in den Armen seines Freundes genoß, ein einladendes Beyspiel für andere seyn, um auch ihr Herz der Freundschaft empfänglich zu machen. Selig würden sie sich fühlen unter der Aegide dieser Tochter des Himmels, und manches Unglück

würde unterbleiben, das nur deßwegen geschieht, weil nicht Freunde, sondern Menschen sie umgeben, die in der dicken Wolke des Weihrauchs der Schmeicheley ihre grinsende Gestalt zu verhüllen, oder von dem Fett des Landes und ihrer Herren ihre durch Eigennutz, Neid, Geitz und andere Leidenschaften ausgemergelte Gerippe zu mästen sich bestreben.

Voll von schwärmerischem Eifer der Freundschaft schwur Ferdinand, allem aufzubieten, was dazu beytragen konnte, Bonevalen noch glücklich zu machen oder doch — ihn zu rächen. Er fand diesen Vorfall erwünscht, um seinen eignen Vortheil, mit dem seines Freundes zu verbinden. Die Unruhen im Lande waren gestillt, und die auswärtigen Feinde gedemüthigt. Dieses war der günstigste Zeitpunkt, an die Wiedereroberung der verlornen italienischen Provinzen zu denken. Ein großes Heer versammelte sich, das mit allem versehen war, was zu einem so wichtigen Unternehmen erfodert wurde. An seine Spitze stellte sich Boneval. Gehe hin, sagte ihm Ferdinand bey der letzten Umarmung, deine und meine Angelegenheiten zu besorgen. Räche dich für die Schmach, mit der man dich als einen Verräther in Ketten schlug. Trenne das Band, in welches Eigennutz und teuflische Ungerechtigkeit deine Klara zwängte. Vielleicht bist du noch einst in ihren Armen glücklich.

Stürmisch fiel Boneval seinem Freund um den Hals. Ein Strahl der lieblichsten Hoffnung drängte sich in seine Seele, und er schwur zu sterben, oder Italien für seinen König, und Klara für sich zu erkämpfen. Ob seine Hoffnung erfüllet wurde, wird die Folge lehren.

XII.

Klara hatte indessen schon manche traurige Stunde verlebt. Mitten in dem Geräusch des Hofes fühlte sie sich einsam und verlassen, denn ihr Herz war für alle Freude abgestorben. Die Liebe des Herzogs war ganz erloschen, und es war ihr lieb, lieber als wenn er sie noch länger mit einer Liebe gequält hätte, die sie unmöglich erwiedern konnte. Vor den Augen der Welt behandelte er sie zwar noch immer mit der ehemaligen Zärtlichkeit, inner den Mauren des Pallastes aber, und im Verborgnen, rächte er sich für diesen Zwang durch Härte und Verachtung. Es war ihr gleichgültig, denn sie konnte nicht unglücklicher mehr werden, als sie schon war. Täglich seufzte sie nach der Stunde ihrer Auflösung, allein es stand im Buche des Verhängnisses geschrieben, daß fürchterliche Stürme noch über sie einbrechen sollten, ehe sie Ruhe fände da, wo keine Thräne mehr fließt — im Grabe. All ihr Unglück entstand von der Liebe, von dieser schönen Leidenschaft, die so manchen Sterblichen schon glücklich gemacht hat, und auch der letzte Schlag, welcher sie endlich zu Boden drückte, sollte von ihr herbey geführt werden.

Der Herzog hatte einen Liebling, der alles über ihn vermochte, Bruno war sein Namen. Er besaß viele glänzende und gute Eigenschaften, aber in seinem Busen schlug ein böses Herz. Gegen seinen Herrn war er kriechend, gegen andere aber stolz und aufgeblasen. Es war nicht Freundschaft und Liebe, die ihn an den Herzog band, sondern Eigennutz, und die Hoffnung, sich bereichern zu können. Sein Ansehen gebrauchte er zur Befriedigung seines Geizes, seinen Witz, um auf Kosten anderer zu steigen, und seine männliche Schönheit, um

die Tugend, wo er nur konnte, im Keime zu ersticken. Den Ehemännern war er ein Greuel, und den Weibern der gefährlichste Versucher. Als Günstling war er ganz das Gegenstück von Bonevaln. Dieser liebte seinen Herrn um seiner selbstwillen, und ohne eigennützige Nebenabsichten, jener blos in so ferne, als er seinen Vortheil dabei fand. Dieser bediente sich seines Gewichts über das Herz seines Herrn, um das Gute zu befördern, und den Fürsten in seinen schwachen Stunden mit Rath und That zu unterstützen, jener führte noch vorsetzlich Schwachheiten herbei, um ungehindert Ungerechtigkeiten begehen zu können, und blendete das Aug seines fürstlichen Freundes, damit er die Greuel, welche er verübte, nicht sehen sollte. Kurz — er war das Bild so vieler verstorbner, und noch lebender Günstlinge. Sie könnten so viel für das Wohl des Landes thun, diese Menschen, mehr noch als jeder andere, weil ihnen das Ohr des Herrn zu jeder Stunde offen steht, allein sie haben keinen Sinn dafür. Stolz, Geiz und andere Leidenschaften sind die Götzen, denen sie opfern, sollte auch alles Uebrige darüber zu Grunde gehen. Es ist ein gefährliches Ding um einen Günstling. Wohl dem Großen dieser Erde, der von dieser Schwachheit frey ist! Auf jeden Fall wäre es zu wünschen, daß sie genau prüften, ehe sie ihr Herz und ganzes Vertrauen einem Günstlinge dahin gäben, vorzüglich aber, — — daß sie mit fürchterlicher Strenge den ersten Versuch bestraften, den ein solcher machen würde, sein Ansehen zu mißbrauchen.

Bruno sah das Leiden der Herzogin, und bedauerte sie. Mitleid zog ihn zu ihr hin, und er beschloß, alles zu versuchen, um ihr die Bürde ihres Schicksals zu erleichtern. Uneigennützig und ohne alle Nebenabsichten war

im Anfang sein Benehmen, aber bald artete es aus, denn er war der Mann nicht, der in den Gränzen des Schicklichen bleiben konnte. Kummer hatte zwar Klarens blühende Schönheit zerstört, allein das Gefühl ihres Unglücks verbreitete über sie ein gewißes schmachtendes Wesen, das sie reizender und dem Herzen gefährlicher machte, als sie in den Tagen ihres ungetrübten Glückes war. Die Sinnlichkeit des Günstlings erwachte in ihrer ganzen Stärke, und er arbeitete sogleich auf die Erreichung seines Zweckes hin. Verstellung war nöthig, das sah er ein, und in dieser war er ein ausgelernter Meister. Er spielte seine Rolle vortrefflich. Unmerklich wußte er sich in das Vertrauen der Herzogin einzuschleichen. Er weinte mit ihr, und wußte ganz den Schein der unbescholtensten Tugend nach zu arten. Erst dann, als er fest in Klarens Gunst zu sein glaubte, trat er aus seiner Hütte hervor, und überraschte sie mit der Erklärung seiner Liebe. Schmerzhaft war dieser Augenblick für das unglückliche Weib, der schmerzhafteste, den sie seit langer Zeit erlebt hatte, denn sie sah sich in der lieblichen Hoffnung, einen tugendhaften Freund gefunden zu haben, schändlich betrogen. Bald erholte sie sich indessen von der traurigen Ueberraschung. Sie wieß Bruno mit Sanftmuth, und als er dringender wurde, mit ernster Würde zurück. Manches versuchte er noch, um sie zu rühren, allein alles vergebens. Er sah es ein, daß er niemals zum Ziele kommen würde, und wurde von dieser Stunde an Klarens gefährlichster Feind. Mit Sehnsucht harrte er dem Augenblicke entgegen, sich an ihr rächen zu können.

XIII.

Bald erschien sie, die Stunde der Rache. Boneval fiel in Italien ein, und das Glück folgte ihm auf jedem Schritt. Wo er sich nur zeigte, war er Sieger. Die Geschichte jener Tage liefert den Beweis, wie viel ein Feldherr vermag, wenn er sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben versteht. Bonevals Krieger liebten ihn mit schwärmerischer Anhänglichkeit. Er durfte nur winken, und sie flogen dahin wie ein Sturmwind, den nichts aufzuhalten im Stande ist, und der in dem Grad fürchterlicher wird, als er größere Hindernisse im Wege findet. In einigen Wochen hatte er verschiedene glänzende Siege erfochten. Das Heer der Verbündeten war so geschwächt, daß es vor der Hand nichts mehr unternehmen konnte. Ohne Widerstand rückte er vorwärts, und eine Provinz nach der andern mußte sich ergeben, nur Mailand noch nicht. Es ist zweifelhaft, ob Bonval die Eroberung dieses Herzogthums geflissentlich aufsparte, um seine Unternehmung desto glänzender zu beendigen, oder ob er bis itzt das Land, in welchem Klara hauste, schonen wollte. Endlich drang er auch hier vor, und stand bald vor Mailands Thoren.

Sforza hatte in dem Heere der Verbündeten gekämpft, und manche Beweise der Tapferkeit gegeben. Hätten andere seinem Beispiele gefolgt, so würde es Bonevalen nicht so leicht geworden sein, Italien zu erobern. Itzt, da der Feind sich seinem Lande näherte, zog er sich dahin zurück, fest entschlossen zu siegen, oder zu sterben. Colonna war nicht vermögend gewesen, in diesem Krieg seinem Vaterlande zu dienen. Seine Kräften waren erschöpft, und ein langsamer Kummer verzehrte ihn. Noch ehe das Schicksal Italiens entschieden

wurde, gieng er dahin in das Land des Friedens, wo keine Kriege geführt, und keine Eroberungen mehr gemacht werden. Wohl ihm, daß er Klarens trauriges Ende nicht mehr erlebte!

Boneval hatte Mittel gefunden, der Herzogin von Mayland einen Brief beizubringen. „Ich komme," schrieb er ihr, „Sie von dem Tyrannen, dem ein mir und „Ihnen feindseliges Schicksal Sie in die Arme warf, zu „befreien. Er verdient es nicht, das Glück, eine Klara „seine Gattin nennen zu dürfen, und weiß es nicht zu „schätzen. Ich weiß es zuverläßig, daß er Ihr Peiniger ist, und er soll fürchterlich dafür büßen. Hätte „er Sie glücklich gemacht, wahrlich, — so wehe es „meinem Herzen gethan hätte, ich würde ihm vergeben „haben, aber nun — ist er zur Rache reif, und die „Stunde Ihrer Erlösung hat geschlagen. Daß Sie mich „noch lieben, das getraue ich mir ohne eitle Eigenliebe „zu behaupten, denn ich kenne Sie. Klara ist das „Weib nicht, das die geschworne Treue so leicht bricht. „Um Ihr Herz durch die Greuel der Verwüstung nicht „zu verändern, die sicher erfolgen werden, bitte ich „Sie, noch ehe ich etwas gegen Mayland unternehme, „in meine Arme zu fliehen. Ganz Italien liegt zu „meinen Füßen, und Mayland wird mir nicht widerstehen. Es ist nicht Stolz, der mich diese Sprache „führen läßt, sondern der Wunsch, Sie zu einem „Schritte zu bewegen, der der einzig mögliche zu Ihrer „Rettung ist. Es ist die Sprache der Liebe. Klara „folge ihr ! ! !"

Mit Sehnsucht harrte Boneval der Antwort entgegen.

XIV.

Klara weinte schmerzliche Thränen, als sie den Brief ihres Geliebten durchlas. Ihr ganzes Herz hieng noch an ihm, und sie konnte sich kein grösseres Glück denken, als in seinen Armen zu ruhen, allein das Gefühl der Tugend war stärker noch in ihr, als ihre Liebe. „Ein feindseliges Schicksal hat uns getrennt," antwortete sie ihm, „auf immer getrennt. Ob ich Sie noch „liebe, davon ist nicht die Rede, aber davon, daß Klara „nie aufhören wird, tugendhaft zu seyn. Ich bin nun „einmal Franzens Gattinn, und fest entschlossen, sein „Schicksal mit ihm zu theilen. Begraben lasse ich mich „unter den Trümmern mit ihm, ehe ich von seiner „Seite weiche. Auch Boneval denkt zu edel, als daß „er ein Weib in seine Arme aufnehmen sollte, das laster„haft genug denkt, ihren Gatten zu verlassen. Alles „was ich besitze, gebe ich in diesem Augenblicke noch „hin, um Hülfe gegen Maylands Feinde zu werben, „und die Herzogin, ob sie gleich nur ein Weib ist, „wird Muth genug haben, den Dolch gegen die Feinde „des Vaterlandes zu führen, sollte er auch das Herz „eines Bonevals treffen."

Boneval bewunderte das tugendhafte Weib, das lieber unglücklich, als lasterhaft sein wollte. Noch einmal versuchte er es indessen, ihr Herz zu rühren, und ihren Entschluß zu erschüttern, ehe er etwas gegen Mayland unternahm. Er konnte den fürchterlichen Gedanken nicht denken, der Freundin seines Herzens der Wuth seiner Krieger, und den Greueln der Zerstörung auszusetzen. Er schrieb ihr, und stellte ihr alles vor, was sein schönes, liebevolles Herz ihm eingab. Er beschwur sie, nicht eigensinnig in ihr Verderben zu rennen,

und suchte ihr diesen Schritt von einer Seite vorzustellen, von der für Klarens hohes Tugendgefühl weniger anstößig war. Alles erwartete er von diesem Brief, und die Hoffnung glücklicher Tage schlich sich allmählig in seine Seele ein.

Gewiß würde Klara auch auf diesen Brief die nemliche Antwort ertheilt haben, die sie auf den ersten gab, wenn sie ihn erhalten hätte, allein sie erhielt ihn nicht. Er fiel in Brunos Hände, und gab ihm Gelegenheit, die fürchterlichste Rache für seine gekränkte Liebe zu nehmen. Aus Bonevals Schreiben sah er, wie edel Klara gehandelt habe, allein das rührte ihn nicht. In allen Ränken der Bosheit bewandert, besaß er auch die Kunst, jede Schrift zum Täuschen nach zu mahlen. Er ahmte dem Herzog im Schriftzuge nach, und beantwortete in ihrem Namen den Brief. Der Inhalt dieser Antwort war, daß sich die Herzogin eines bessern zu besinnen, und in Bonevals Antrag zu willigen schien. Nur einige Bedenklichkeiten hatte sie noch, die erst gehoben werden mußten, ehe sie sich zu dem gefährlichen Schritte entschloß.

Der verliebte Boneval frohlokte, als er diesen Brief erhielt. Sogleich beantwortete er ihn, und bot allem auf, Klaren zu beruhigen. Jedes Wort hauchte warme, innige Liebe, und war ein Beweis, wie theuer sie ihm war. Er beschwor sie, ja nicht länger zu zögern, und entwarf ihr ein Gemählde künftiger Glückseligkeit, das allerdings im Stande gewesen wäre, den festesten Charakter zu erschüttern. Nun zweifelte er nicht mehr, daß sie sich entschließen würde, und harrte jeden Augenblick ihrer Ankunft entgegen, allein seine Hoffnung wurde fürchterlich getäuscht. Auch diesen Brief beantwortete

Bruno im Namen der Herzogin. Es fiel ihm nicht schwer, der Sache eine Wendung zu geben, daß Boneval wieder schreiben mußte, denn es lag ihm daran, eine Reihe solcher Briefe in seine Hände zu bekommen.

Unter diesem Briefe wechseln waren mehrere Tage verstrichen, welche die Verbündeten dazu benutzten, neue Kräfte zu sammlen, und zu Maylands Entsetzung herbey zu eilen. Schon waren sie im Anzuge, und Boneval sah es ein, daß er nicht mehr zögern dürfe, wenn er nicht alles auf das Spiel setzen wollte. Er schrieb an die Herzogin, und drang auf die schnellste Entschliessung. Noch einige Stunden harrte er, allein vergebens, denn er erhielt keine Antwort, weil Bruno nun seinen Endzweck erreicht, und die Täuschung nicht länger vonnöthen hatte.

XV.

Mit dem Anscheine des tiefsten Kummers, denn es war ihm ein leichtes, jede beliebige Hülle anzunehmen, eilte nun Bruno zu dem Herzog, und legte ihm Bonevals Briefe vor. Es schmerzt mich, gnädigster Herr, rief er aus mit einem Tone, den der geübteste Menschenkenner für natürlich gehalten hätte, der Ankläger eurer Gattin werden zu müßen, und nie würde ich mich dazu haben entschließen können, wenn nicht euer Wohl und unser aller Sicherheit davon abhienge. Die Herzogin steht mit Bonevalen im Einverständniß, davon werden euch diese Briefe überzeugen. Sie fielen mir in die Hände, da nichts meiner Wachsamkeit entgehen konnte. Lange traute ich meinen Augen nicht, und hielt es für Blendung, für Betrug, denn ich konnte eure Gattin eines solchen Schrittes nicht fähig halten, aber endlich wurden die Beweise so überzeugend, daß

kein Zweifel übrig blieb. Meine Pflicht war es nun, euch davon zu benachrichtigen, so schmerzlich es mir auch fällt, eure Ruhe durch diese Entdeckung auf immer untergraben zu müßen. Ein paar Thränen schlichen nun langsam über des Verräthers Wange, und drückten das Siegel auf seine Worte.

Man denke sich des Herzogs Bestürzung, als er die Briefe durchgelesen, und sich von der Untreue seiner Gattin überzeugt hatte. Seine Wuth erstieg den höchsten Grad, und er wollte hin, um seine Rache in ihrem Blut zu stillen, allein Bruno hielt ihn zurück. Es lag ihm daran, jede Zusammenkunft zwischen den Gatten zu hindern, damit seine Bosheit nicht entdeckt, und Klarens Unschuld gerechtfertigt werde. Unter dem Schein, ihn besänftigen zu wollen, goß er Oel in die Flammen, und wußte den Herzog, dessen Augen von Wuth und Leidenschaft getrübt waren, bald dahin zu bringen, wo er ihn haben wollte. Ihr habt recht, rief er aus. Ich will sie nicht mehr sehen, die Schlange, der zu Lieb ich alles zu opfern im Stande gewesen wäre, und die mir mit so gräßlichem Undank lohnet, aber sterben soll sie, und ihr sollt der Vollstrecker meines Willens seyn. Es war nichts Seltenes in jenen Zeiten, daß die Großen an ihren Feinden ohne weitere Untersuchung das Todesurtheil vollziehen ließen. Der Willen des Mächtigen galt vor Recht, und die Geschichte liefert uns Beyspiele, daß viele ihre Frauen unter dem Vorwand der Untreue mordeten, weil sie ihrer satt waren, oder andere Vortheile dadurch zu erreichen hofften.

Bruno eilte, den Willen seines Herrn zu vollziehen, ohne daß Mitleid und Reue ihn in seinem Entschluße wanken machten. Sein Herz hüpfte vor Freude, als er sich am

Ziele sah, und es in seiner Gewalt hatte, sich für seine gekränkte Liebe rächen zu können. Er ergriff den Giftbecher, und eilte zu Klaren. Sie erschrack, als sie ihn eintreten sah, noch ehe sie nur das Mindeste von seinem Auftrag ahnen konnte. Lange schon hatte sie jedes Zusammentreffen mit ihm sorgfältig vermieden, und sein Erscheinen war ihr daher im höchsten Grade zuwider. Auf Brunos Stirne leuchtete die boshafteste Schadenfreude. Ihr habt mich verachtet, rief er der Herzogin zu, und stießt mich zurück. Nun hat die Stunde der Vergeltung geschlagen, denn euer Leben steht in meiner Hand. Ihr seyd von einem Gatten wegen einem Einverständniß mit Bonevalen zum Tode verurtheilt, und dieser Becher enthält das heftigste Gift. Nur ich kann euch retten, und will es, — unter der Bedingung, daß ihr meine Liebe billigt, und mich glücklich macht. Es steht in meiner Gewalt, den Herzog von eurer Unschuld zu überzeugen. Entschließt euch, fuhr er fort, da er sah, daß Klara nicht antwortete, denn die Zeit ist kurz. Bedenkt, daß ihr sterben müßt, und daß ihr — sezte er hohnlächelnd hinzu, euren Namen für die Nachwelt mit dem Stempel des Lasters gebranntmarkt hinterläßt.

Ich bin schon entschlossen, rief Klara, indem sie auf Bruno hinstürzte, und ihm den Becher, ehe er es hindern konnte, aus der Hand rieß. Der Tod ist mir willkommen, und ich überlasse es der Vorsehung, wenn ich nicht mehr bin, meine Unschuld zu entschleiern. Mit einem Zuge leerte sie den gefahrvollen Becher, und warf ihn Bruno vor die Füsse, der vor Schrecken ohne Bewegung da stand, denn diese Entwicklung hatte er nicht vermuthet.

XVI.

Noch war er starr vom Entsetzen, als der Herzog athemlos herbey stürzte. Sein Gewissen hatte ihm Vorwürfe gemacht, und er eilte, das Unglück noch zu verhüten. Wenig fehlte, daß er leblos dahin sank, als er den Becher geleert, am Boden erblickte, und nun einsah, daß seine Hülfe zu spät kam. Es war nur Mitleiden und Großmuth, die ihn zu Klarens Rettung herbey führte, als aber diese mit wenig Worten von ihrer Unschuld ihn überzeugte, wer beschreibt da seinen Schmerz, und seine Verzweiflung? Er verfluchte sich als den Mörder seiner Gattin. Auf dem Punkte stand er, selbst Hand an sich zu legen, und würde es gethan haben, wenn nicht Klara ihn gehindert hätte. Sie, die den Tod schon in ihren Eingeweiden trug, schon die Annäherung desselben fühlte, dachte edel genug, sich mit der Beruhigung ihres Mörders zu beschäftigen.

Die ganze Wuth des Herzogs kehrte sich nun gegen Bruno'n, und er schwur, sich fürchterlich an ihm zu rächen, allein was halfs? Das Unglück war nun einmal geschehen. Zwar wurde allem aufgeboten, die unglückliche Frau zu retten. Die geschicktesten Aerzte versuchten ihre Kunst, allein umsonst. Die Hülfe kam zu spät. Zuckungen stellten sich ein, und der heftigste Schmerz beraubte Klaren aller Besinnung. Sie vergab ihrem Gatten, und verschied in seinen Armen.*)

---

*) Es wird den Leser wundern, nichts von Klarens Mutter zu hören. Sie war nicht mehr. Wohl ihr, daß sie diese Schreckensscene nicht mehr erlebte! Der Kummer, über das Unglück ihrer Tochter, und die Vorwürfe, die Urheberin desselben zu seyn, hatten sie in die Grube geführt.

In eben dem Augenblicke, als Klara die Seele aushauchte, fieng Boneval an, Maylands Mauren zu bestürmen. Willkommen war dem Herzog diese Nachricht, denn er hoffte, den Tod unter den Streichen der Feinde zu finden. Er eilte hin, und focht, — nicht wie ein Held, sondern wie ein Rasender. Wo die Gefahr am größten war, da drängte er sich hin, und suchte den Tod, allein er floh ihn. Schon zweimal waren die Feinde zurück gedrängt worden, und allemal mit verjüngter Kraft wieder gekehrt. Sie würden gesiegt haben, und Mayland wäre erobert worden, wenn nicht Bonevals Arm in dem entscheidenden Augenblicke gelähmt worden wäre. Mitten im Gedränge des Gefechtes erfuhr er Klarens schrecklichen Tod, und stürzte besinnungslos zu Boden.

Die Verbündeten kamen in eben dem Augenblicke zu Maylands Entsetzung heran. Sie fielen den Feinden in den Rücken, und der Herzog unterstützte sie durch einen wüthenden Ausfall. Dieses entschied den Sieg, und Italien war gerettet.

XVII.

Schon lange war die Schlacht vorüber, uud das Heer der Franzosen in vollem Rückzuge, ohne daß Boneval zum Leben erwachte. Es war der redendste Beweis der Liebe seiner Untergebenen, daß sie ihn im Gedränge, und in ihrer verzweiflungsvollen Lage nicht zurückließen. Sie hielten ihn für todt, und doch konnten sie sich nicht entschließen, seine Ueberreste den Feinden Preis zu geben. Sie thaten es nicht, und frohlockten, als sie ihn wieder erwachen sahen. Nun kehrte ihr Muth zurück, und sie hofften, das Verlorne reichlich wieder ersetzen zu können, allein sie täuschten sich. Boneval war nicht mehr im

Stande, etwas zu unternehmen, denn seine Seele erlag unter der Bürde des Jammers. Schrecklich war sein Zustand, als er seine Lage, seinen Verlurst zu überdenken wieder fähig war. Er flehete um den Tod, und fand ihn. In der Schlacht bei Pavia, die Italiens Schicksal entschied, fiel er unter den Streichen der siegenden Feinde.

Franz beneidete Bonevalen, als er seinen Tod erfuhr. Die Vorwürfe seines Gewissens folterten ihn schrecklich. Er war unfähig, seine glückliche Lage zu fühlen, da alle seine Feinde besiegt, und Maylands Besitz ihm gesichert wurde. Noch viele Jahre führte er ein qualvolles, trauriges Leben. Durch gute Handlungen suchte er mit Gott, mit der Welt, und mit Klarens Andenken sich auszusöhnen, und es gelang ihm. Man vergaß seine vorigen Verirrungen über seinen itzigen Tugenden, und auch Klarens Geist, wenn er ihn unsichtbar umschwebte, mußte mit ihm ausgesöhnet werden, allein die Ruhe seines Herzens fand er niemals wieder. Endlich schlug die Stunde seiner Erlösung, und er sank dem Tode als seinem erwünschten Wohlthäter in die Arme.

Fredegunde,
oder
wie viel vermögen Leidenschaften über das Herz des Menschen?

Es giebt Menschen von so zweydeutigem Charakter daß der ferne Beobachter, wenn es sein Standpunkt nicht

erlaubt, bis auf den Grund zu schauen, in seinem Urtheile sehr leicht irre geht, und als gut preist, was nichts weniger als gut ist, oder als Laster tadelt, was diesen Namen keineswegs verdient. Daher kömmt es, daß wir in der Geschichte so verschiedene Urtheile über Menschen finden, je nachdem der Gesichtspunkt verschieden ist, aus dem sie der Geschichtschreiber betrachtet. Zu dem, so findet sich bey zweydeutigen Menschen größten Theils in ihrem Charakter eine gleich große Anlage zur Tugend, oder zum Laster, und, da sie nicht Festigkeit genug besitzen, sich selbst zu leiten, so hängt es bloß vom Zufalle ab, auf welche Seite sie hingerissen werden. Diese Wahrheit werden wir in der Geschichte bestättigt finden, welche ich hier dem Leser übergebe. Die Heldinn dieser Geschichte hätte, wären ihre allmächtigen Leidenschaften zum Guten geleitet worden, durch große Tugenden eben so gut ein Gegenstand der Verehrung für die Nachwelt werden können, als sie durch ihre Laster jener der Verachtung und des Abscheues wurde.

Also das Bild einer Lasterhaften soll hier aufgestellt werden, ruft der Krittler aus, der mit Heißhunger jede Gelegenheit ergreift, dem Verfasser die Geisel seiner Launen fühlen zu lassen? Warum nicht lieber das Bild der Tugend? Ist es nicht gefährlich, das Laster unter der reitzenden Einkleidung einer Erzählung vor die Augen der Menschen hinzustellen, und kann nicht Mancher dadurch irre geleitet werden? Wäre es nicht besser und menschenfreundlicher, Tugenden aus dem Dunkel der Vorwelt hervorzuziehen, und das Laster der Vergessenheit, in der es ruhet, zu überlassen??? Auf alle diese Fragen will ich antworten, ehe ich meine Erzählung beginne. Daß ich diesen Gegenstand wähle, ist die Ursache, weil

er reich an Ereignissen ist, und mir manchen Stoff zu nützlichen Betrachtungen liefert. Ich bin es überzeugt, daß das Laster, wenn es in seiner ganzen Blöße dargestellt wird, durch seine Häßlichkeit für den Leser eben so abschreckend wird, als das Bild der Tugend einladend ist. Die Wirkungen sind also die nämlichen, — die Menschen besser zu machen, — nur die Mittel sind verschieden. Freylich muß, um diesen Zweck zu erreichen, das Laster in seiner ganzen Häßlichkeit ausgemahlet werden, und nicht, wie es leider nur zu oft geschieht, unter einer so lachenden Gestalt, daß es eher einladend, als abschreckend wird. Dafür werde ich Sorge tragen, und weder ein Bild darstellen, das das Gefühl der Sittsamkeit beleidigt, noch Grundsätze, welche auf irgend eine Weise gefährlich werden können. Im Gegentheil sollen meine Leser aus dieser Geschichte sehen, wie der Mensch, wenn er sich einmal dem Strome seiner Leidenschaften überläßt, unaufhaltsam von ihnen dahingerissen, und in den Abgrund gezogen wird. Er wird bey jedem Schritte die unläugbarsten Beweise finden, daß Achtlosigkeit die gefährlichsten Folgen nach sich ziehe, und man der Vernunft niemals die Zügel entreissen dürfe, wenn man sich in den Schranken des Guten zu erhalten wünscht. Damit mein Gemählde durch Abwechslung gefälliger, und das schauerliche Dunkel durch beygemischtes Licht bemerkbarer werde, sollen Schilderungen der tugendhaften Menschen, und Erzählungen edler Handlungen die Herzen meiner Leser eben so sehr begeistern, als das Bild des Lasters ihre Seele mit Abscheu erfüllen wird. Dieses ist der Plan und die Absicht meiner Erzählung, und dieses ist, was ich für nothwendig erachtete, derselben als Einleitung und Vorrede voran zu schicken.

Fredegunde eine Königinn aus den ältesten Zeiten Frankreichs ist die Heldinn meiner Geschichte. Ich will es versuchen, das Bild dieses in seiner Art einzigen Weibes zu entwerfen, und wenn es mir gelingt, sie mit treffenden Farben zu schildern, so wird der Leser zum voraus wissen, was er von ihr zu erwarten hat. Alle gleichzeitigen Schriftsteller kommen darinn überein, daß sie schön, sehr schön war. Ihr Körper war nach dem reinsten Ellenmaaß gebildet. Ihr schwarzes Aug blitzte mit so vielem Feuer, daß Niemand ihr ungestraft in dasselbe blicken durfte. Ihre langen schwarzen Haare fielen nach der Sitte damaliger Zeiten in natürlichen Locken auf den blendend weißen Hals, und brachten durch den Kontrast ihrer Farben die angenehmste Wirkung hervor. Ihre hohe Stirne verrieth Geist und Scharfsinn. Ihre griechisch gebogene Nase zierte das Angesicht, und gab ihr ein majestätisches Ansehen. Der Mund war klein, und mit einer Reihe der schönsten Zähne geziert, deren sich je ein Mensch rühmen durfte. Ihr ganzer Körper war so verhältnißmäßig, daß nirgends ein Tadel gefunden werden konnte. Hätte sie in jenen Zeiten gelebt, als Künstler nach lebenden Gegenständen das Bild ihrer Götter entwarfen, so hätte man eine majestätische Juno, oder wenn ihr Auge blitzte, und Fülle der Gesundheit sich überall verrieth, eine Venus nach ihr formen können.

Diesen schönen Körper, der noch überdieß durch Erziehung die möglichste Ausbildung erhalten hatte, bewohnte eine große, lebhafte und viel umfassende Seele. Mit einem Blicke übersah sie Dinge, welche zu begreifen Andere lange Zeit verwenden mußten. Mit Bestimmtheit entwarf sie Plane, welche bis in die kleinsten Ab-

weichungen durchdacht waren. Mit Festigkeit verfolgte sie diese Plane, und wußte mit beyspielloser Gegenwart des Geistes jeden noch so kleinlich scheinenden Umstand zu benutzen. Muth und eine Unerschrockenheit, welche sich durch nichts darnieder schlagen ließ, verließ sie niemals. Sie fühlte tief, und wurde oft ganz begeistert, aber trotz der Heftigkeit ihrer Gefühle wich sie keinen Schritt aus den Schranken, welche sie sich vorgezeichnet hatte. Sie war großmüthig, und im Stande, für den, welchen sie lieb gewonnen hatte, das Unmögliche zu unternehmen und auszuführen. Was hätte aus diesem Weibe werden können, wenn ihre herrlichen Anlagen von der Tugend und Vernunft wären geleitet worden? Bey ihren Lebenszeiten die Beförderinn des Glücks von vielen tausend Menschen, und nach ihrem Tode ein Gegenstand der Verehrung für die Nachwelt. Was ist nun aus ihr geworden, da sie sich von ihren Leidenschaften dahin reißen ließ? Ein Bild des Abscheues und der Verachtung.

Alle Leidenschaften tobten in Fredegundens Seele mit der äußersten Heftigkeit, und es läßt sich vermuthen, denn sichere Nachrichten liefert uns die dunkle Geschichte der Vorwelt von solchen Gegenständen nicht, daß ihre Erziehung vernachläßigt wurde. Wäre sie in geschickte Hände gefallen, die es verstanden hätten, durch Ausbildung ihres Herzens, und durch Grundsätze der Tugend ihren Leidenschaften einen Damm entgegen zu stellen, und denselben eine edle Richtung zu geben, so würde sie unstreitig so groß in der Tugend geworden seyn, als sie nachher berühmt durch ihre Laster wurde. Leidenschaften sind für den Menschen das herrlichste Geschenk der Vorsehung, denn sie sind es, welche uns Kraft zum Handeln, und Muth zum Ausharren verleihen. Ein

Mensch ohne Leidenschaft ist eine Nulle unter den lebenden Geschöpfen, unfähig irgend eine bedeutende Handlung hervorzubringen, und höchstens im Stande, sein Pflanzenleben maschinenmäßig dahin zu führen. Damit dieses Geschenk der Vorsehung aber nicht Gift für uns werde, müßen die Leidenschaften durch Vernunft, und Tugend geleitet werden. Sie dürfen niemals die Obergewalt erhalten, müssen immer untergeordnet bleiben, und nur als Mittel, nicht aber ihre Befriedigung als Zweck betrachtet werden. Daß dieses bey Fredegunden der Fall war, wird die Folge lehren.

Liebe, die edelste aller menschlichen Leidenschaften, wurde durch ihre schiefe Richtung für Fredegunden die Quelle unsäglicher Laster. Sie liebte mit ganzer Seele, aber es war nur eine thierische, das vernünftige Wesen entehrende, nicht jene reine, beseligende, den Menschen veredelnde Liebe, welche ihr Herz erfüllte. Gekränkte Liebe weckte in ihr eine Menge andrer heftiger Leidenschaften. Sie gieng in den unversöhnlichsten Haß über, und machte sie fähig, alles zu unternehmen, um diesen Haß zu befriedigen. Die gröbsten Laster verloren in ihren Augen das Häßliche, weil sie selbe zu ihren Absichten gebrauchen konnte. Wollust war das Hebemittel, durch welches sie die fürchterliche Höhe erstieg, nach der sie trachtete. Sie konnte Blut fließen sehen, ohne zu schaudern, Ungerechtigkeiten aller Art begehen, ohne zu zittern, Tugend heucheln, ohne zu erröthen, bloß um ihren Endzweck zu erreichen. Selbstliebe und der fürchterlichste Egoismus wurde endlich die Grundlage ihres ganzen Charakters, dem alles Uebrige nachstehen, alles — auch das Heiligste aufgeopfert werden mußte. Sie wußte über ihr ganzes Wesen einen so undurchdringlichen Schleier

zu werfen, daß Niemand sie zu ergründen im Stande war. Sie heuchelte eben so gut Tugenden, als sie Laster mit offner Stirne begieng, wenn sie dieses zu ihren Absichten nothwendig erachtete. Heute weinte sie schwärmerische Thränen, und morgen war sie hart wie Stein. In diesem Augenblicke sprach sie von der Tugend mit all der Wärme und dem Nachdruck, den sonst nur ein freyes unverdorbenes Gefühl zu verleihen vermag, und im nächsten spottete sie mit heilloser Frechheit über alles, was heilig ist. Die klugsten Männer ihrer Zeit wurden an ihr irre, und priesen ihre Tugenden, oder verabscheuten ihre Laster, je nachdem sie sie gerade in einem Zeitpunkt beobachtet hatten. Ihr Plan stand einmal fest in ihrer Seele, und dieser war, — Rache an dem, von dem sie sich gekränkt glaubte. Mit beyspielloser Festigkeit verfolgte sie diesen Plan bis an das Ende, und ruhte nicht eher, bis sie ihre Absicht vollkommen erreicht hatte.

Fredegunde stammte von reichen aber bürgerlichen Eltern her, und erhielt in ihrer frühern Jugend eine Erziehung, welche ihrem Reichthum ganz angemessen war. So sehr sie der Liebling ihrer Eltern war, so hätten sich diese indessen wohl schwerlich die Hoffnung auch nur träumen lassen, daß ihre Tochter einst den Thron besteigen werde. So geht es in der Welt. Kleine, unscheinbare Zufälle führen oft die größten Ereignisse herbey, und stürzen den Einen vom Gipfel des Glückes in den Abgrund, während sie den Andern aus dem Nichts empor heben. So ergieng es Fredegunden, doch ehe ich die Erzählung beginne, wie sie den Thron bestieg, ist es nothwendig, daß ich von Dingen rede, welche man wissen muß, um das Folgende zu verstehen.

II.

Wenig fehlte, daß die Familie, welche unter Klodewigen den französischen Thron erstieg, unter seinen Söhnen wieder erlöschte. Sie starben alle ohne Kinder zu hinterlassen, und schon schwankte die Hoffnung, als Lothar der jüngste derselben dem Throne seines Vaters wieder neue Stützen verschaffte. Er hinterließ vier Söhne, welche nach ihres Vaters Tode ein Beyspiel edler und friedliebender Gesinnungen gaben, welches verdient, durch die Geschichte verewigt zu werden. Ohne sich zu entzweyen, ohne durch Eigennutz und Selbstliebe sich verleiten zu lassen, theilten sie in friedlicher Eintracht den Nachlaß ihres Vaters, und lebten lange nachher, als jeder schon den ihm zugefallenen Antheil in Besitz genommen hatte, in dem bewundernswürdigsten Einverständniß zusammen. Jeder bestrebte sich, sein Eigenthum blühend und glücklich zu machen, jeder stand dem andern in diesem rühmlichen Bestreben treulich bey, und wenn sie je die Waffen ergriffen, so war es bloß um ihre gemeinschaftliche Feinde zurück zu drängen, und sich ihre Besitzungen wechselseitig zu beschützen. Durch Geoberts des ältesten Bruders Tod wäre indessen diese Eintracht fast gestört worden. Er starb ohne Kinder zu hinterlassen, und die Geschwister konnten sich dießmal in der Theilung nicht so gut verstehen, als bey dem Tode ihres Vaters. Schon rüstete sich jeder, um seine vermeintlichen Ansprüche mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen. Blut sollte fließen, und die traurige Aussicht öffnete sich, daß Tausende aufgeopfert, Städte und Dörfer zerstört, und ganze Strecken Landes verwüstet werden sollten, um den Zwist zu schlichten. Alle Nachbern sahen schon, wie das immer der Fall ist, mit gierigen

Augen dem Anfang der Feindseligkeiten entgegen, um die Verwirrung zu benutzen, und im Trüben fischen zu können, als der Engel des Friedens noch einmal zurückkehrte. Man verstand sich zu einem Vergleich, nach welchem Geoberts Nachlaß ungetheilt verbleiben, und gemeinschäftlich verwaltet werden sollte. Jeder der hinterlassenen Brüder sollte gleichen Antheil davon haben. Paris der Hauptstadt dieses Reiches dürfte sich keiner der Erbnehmer bis auf eine große Strecke, ohne die Einwilligung der übrigen nähern, und wer dieses thun würde, sollte dadurch seines Antheils an der Erbschaft verlustigt werden. Vermuthlich wollte man hiedurch verhindern, daß nicht etwa in der Folge ein gewinnsüchtiger Eroberer sich dieser schon damals bedeutenden Stadt bemächtigen und die Flamme der Zwietracht neuerdings anzünden solle. Nun lebten die Brüder wieder mehrere Jahre in dem friedlichsten Einverständniß, und wer weiß, wie lange dieser glückliche Friede noch gedauert hätte, wenn nicht Fredegunde den Saamen des fürchterlichsten Hasses unter sie ausgestreut hätte.

Kilperichen dem dritten von Lothars Söhnen war Soisson und die umliegenden Provinzen als Erbtheil zugefallen. Er war kein böser Mann dieser Kilperich, und that manches um seine Länder glücklich zu machen. Billigkeit, und eine angeborne natürliche Gutmüthigkeit waren die Grundlage seines Charakters. Er konnte es nicht über sich gewinnen, Jemanden Unrecht zu thun, und lieber litt er selbst, als daß er andere hätte leiden machen sollen. Seine Unterthanen waren unter ihm glücklich, und segneten den Augenblick, da sie ihm zugefallen waren. Nur eine schwache Seite hatte dieser sonst gute Fürst. Sein Herz war zu empfänglich der Eindrücke, welche

weibliche Reitze auf dasselbe machten, und bey diesem entschiedenen Hang zum schönen Geschlechte hatte er doch keinen Begriff von Treue und Beständigkeit in der Liebe. Er flatterte gerne, und änderte den Gegenstand seiner Wünsche nach Launen, und so oft es ihm beliebte. Bis jetzt hatte ihn dieser Hang zwar zu mancher Schwachheit verleitet, aber noch nie war er in böse Hände gerathen, die ihn mißbraucht, und zu andern Lastern verleitet hätten, nun aber schlug seine schwarze Stunde, und der sonst gute aber schwache Mann sollte durch die schönste aller Leidenschaften zum Tyrannen, und zum Bösewicht umgeschaffen werden. So wahr ist es, daß Leidenschaften, wenn sie die Oberhand gewinnen, und die Gränzen durchbrechen, alles aus uns zu machen im Stande sind.

In jenen ältern Zeiten war es noch nicht Sitte, daß bey den Heirathen der Großen das Herz keine Stimme haben durfte, nnd diese bloß nach fein berechneten Staatsabsichten geschlossen wurden. Damals wählte man noch nach Neigung, und man fand daher noch manchmal unter den Fürsten und Großen jener Zeit einen glücklichen Ehemann, welches jetzt so selten der Fall seyn soll. Was läßt sich auch erwarten von einer Verbindung, die in dem Staatsrath wie auf der Goldwaage abgewogen wird, wo die Verlobten sich weder kennen, noch schätzen lernen, und die in Neigung und Charakter entgegen gesetztesten Wesen für ihre ganze Lebenszeit an einander gekettet werden? Es ist traurig in dieser Rücksicht ein Großer dieser Erde zu seyn, weil er für jene feineren Gefühle, die den Menschen so glücklich machen, für Liebe, Freundschaft, und wie diese beseligenden Triebe alle heißen, keinen Raum in seinem Herzen haben darf. Damals war, wie ich schon sagte, diese drückende Sitte noch

nicht eingeführt. Die Großen wählten nach der Neigung ihres Herzens und befanden, sich glücklich dabey. Sie suchten sich zur Gefährtinn ihres Lebens ein gutes Mädchen unter den Töchtern ihres Landes, glaubten durch sie mit neuen und zärtlichern Banden an ihre Unterthanen gekettet zu werden, und sahen solche Verbindungen als das Mittel an, sich die Herzen ihrer Untergebenen eigner zu machen. Sie waren der Meynung, daß eine fremde, unter fremdem Himmelsstrich geborne, und nach fremden Grundsätzen gebildete Person, für die das Land, in welches sie eingeführt wird, keinen angebornen Werth hat, unmöglich eine so gute Landesmutter werden, oder die Liebe ihrer Unterthanen in so hohem Grade erwerben könne, als eine Tochter des Landes.

Kilperich hatte sich ebenfalls unter den Töchtern seines Landes eine Gattinn gewählt. Sie war von bürgerlichen aber rechtschaffnen Eltern geboren. Ihre Erziehung war gut, aber nicht glänzend gewesen, denn sie wurde für häusliche Tugend gebildet, und ihr sanfter, an alles Edle sich anschmiegender Geist paßte ganz zu diesen Absichten. Sie war schön, ohne es zu wissen, und glänzte unter ihren Gespielinnen, ohne ihrer Vorzüge bewußt zu seyn. Wollte man Bescheidenheit, und jungfräuliche Schüchternheit in ihrem ganzen Reitz erblicken, so mußte man Adelgunden sehen. Schon in ihrer frühesten Jugend zeigte sie die vortrefflichsten Anlagen. Sie schmiegte sich mit sanfter Liebenswürdigkeit an ihre Mutter an, und bildete sich ganz nach dem Muster dieses vortrefflichen Weibes. Als Jungfrau stand sie da in der Blüthe der Schönheit, und versprach, einst unter den Frauen eben so sehr zu glänzen, als sie jetzt die Zierde der Mädchen war. Als Kilperich sie kennen lernte, und Liebe für sie

empfand, wußte ihr Herz noch nichts von dieser beseligenden Leidenschaft, denn es war in jenen biedern Zeiten noch nicht Sitte, in den Kinderjahren schon mit Liebeleien zu tändeln. Ich will nicht sagen daß man damals nicht eben so gut liebte, als jetzt. Diese Leidenschaft war, so lange es Menschen gab, und geben wird, der Seele derselben eingeimpft, und das schönste Geschenk, das die Vorsicht uns geben konnte; nur zum Spielwerk machte man sie damals noch nicht, und betrachtete sie als ein heiliges Gefühl, das nicht entweiht werden darf, und dazu bestimmt ist, Rosen auf die Wege unseres Lebens zu streuen. Der Königssohn freite nach Art jener Zeit mit aller Wärme um die Gunst seines geliebten Mädchens. Er durchwanderte eben so gut, als jeder andere Erdensohn die verschiedenen Stuffen dieser schönen Leidenschaft, und segnete den Augenblick als den schönsten seines Lebens, in dem ihm Adelgunde zum erstenmale mit holder Schamröthe das Geständniß ihrer Gegenliebe that. Nicht deßwegen, weil er der Erbe eines großen und blühenden Reiches war, oder aus andern eigennützigen Absichten, schenkte sie ihm ihr Herz, sondern weil er ein blühender, wirklich edler Jüngling war, und ihre Gunst mit dem edelsten Anstande zu verdienen wußte. Sie würde ihn eben so gut geliebt haben, wäre er der Sohn eines Bettlers gewesen, als jetzt, da er der künftige Beherrscher eines großen Landes war. Gedrängt von edler, reiner Liebe reichte sie ihm ihre Hand, und bestieg bald nachher mit ihm den Thron seiner Väter.

Es geht in der Ehe, wie mit jedem andern Dinge auf diesem Erdenrunde. Nichts ist ganz und von allen Seiten vollkommen. Auch in der glücklichsten Ehe, das lehrt die tägliche Erfahrung, wechseln trübe Stunden

mit heitern ab. Es muß überall Licht mit Schatten verbunden seyn, damit eines durch das andere erhoben werde, und Trübseligkeiten sind wahrhaft die Würze, welche unsern heitern Tagen Reitz und Annehmlichkeit verleihen. Adelgunde fand diese Wahrheit in ihrer Verbindung mit Kilperichon bestättigt. Er war und blieb immer ein edler Mann, werth der ganzen Anhänglichkeit eines biedern Weibes, allein es fanden sich doch nachher manche Schwachheiten an ihm, welche Adelgunde, die ihn bisher blos als Liebhaber kannte, nicht wahrgenommen hatte. Sein entschiedner Hang zu verliebten Abentheuern, und seine Flatterhaftigkeit in der Liebe, kosteten ihr manche Thräne. Sie betrug sich aber bei solchen Gelegenheiten, wie zu wünschen wäre, daß jede Gattinn zum Besten ihrer eigenen Ruhe sich betragen möchte. Selbst dann, wenn sie von der Untreue ihres Mannes ganz überzeugt zu seyn glaubte, quälte sie ihn nicht durch Vorwürfe und Klagen. Sie wußte, daß man durch Bitterkeit das Uebel nur ärger macht, und durch beleidigendes Betragen ein ohne dem wandelbares Herz ganz verscheucht. Lieber weinte sie ihre Thränen im Stillen, verdoppelte ihre zärtliche Aufmerksamkeit, und erreichte durch dieses musterhafte Betragen immer ihren Zweck, den sie, hätte sie sich von den Wallungen ihrer gekränkten Weiblichkeit dahin reissen lassen, unfehlbar auf immer verfehlt hätte. Kilperich konnte gegen die duldende Sanftmuth seines guten Weibes nicht unempfindlich bleiben. Mit verjüngter Liebe kehrte er allemal zu seiner Gattinn zurück, wußte ihr Dank für ihre zarte Schonnng, und genoß dann die herrlichen Augenblicke der Versöhnung, welche so vielen Reitz gewähren. Ihre Liebe verwandelte sich endlich in Freund-

schaft, welche auf wechselseitiger Achtung gegründet war, und sie vollkommen glücklich und zufrieden machte. Schade, daß diese Freundschaft durch die Kabalen eines ehrsüchtigen Weibes untergraben, und zernichtet wurde!

Adelgundens Betragen könnte für manche meiner Leserinnen, welche vielleicht an der Eifersucht, dieser quälendsten aller Krankheiten leidet, eine wohlthätige Lehre seyn. Eifersucht, das behaupte ich, ist die gefährlichste aller Leidenschaften, vorzüglich deßwegen, weil es dem Eifersüchtigen unmöglich ist, in den Schranken der Billigkeit zu bleiben. Wir sehen, so bald dieser Plagegeist sich unsers Herzens bemächtigt hat, alles, auch die gleichgültigsten Dinge, von der gehässigsten Seite, und geben jeder noch so unbedeutenden Handlung eine schlimme und willkührliche Deutung. Ohne es zu ahnen werden wir von dieser Leidenschaft zu den größten Ungerechtigkeiten fortgerissen, und begehen Dinge, vor denen uns bei kälterm Blute schaudern würde. Selten bessert man durch die wüthenden Ausbrüche der Eifersucht, sehr oft aber, fast immer, untergräbt man durch sie die Ruhe seines Lebens, und tödtet die Liebe auf immer. Durch offenes Zutrauen im Gegentheil auf die Rechtschaffenheit dessen, den wir lieben, durch Nachsicht gegen seine Schwachheiten, durch stilles Dulden, wenn er uns wirklich wehe thun sollte, kommen wir immer eher zum Ziele. Der Verirrte kehrt früh oder spät von seiner Verirrung zurück, erkennt mit Dank unsere liebevolle Schonung, und wirft sich reuevoll in unsere Arme. Wahre Liebe ist nach meinem Urtheil immer frey von Eifersucht, denn sie ruht auf gegenseitiger Hochachtung und Zutrauen. Wir können uns bei einer solchen Liebe die Möglichkeit nicht denken,

von dem Gegenstande unserer Liebe hintergangen zu werden, und sollte der Fall eintreten, daß dieses doch geschähe, so wird uns die Wunde zwar schmerzen, allein sie wird auch bald heilen, denn mit unserer Hochachtung geht auch die Liebe zu Grabe.

III.

Adelgunde war in den zwanzig Jahren, die sie nun schon mit Kilperichen verlebt hatte, die Mutter vieler gesunder und munterer Kinder geworden. Wenn auch hie und da Trübsinn sich ihrer wegen ihres Gatten Wankelsinn bemeistern wollte, so durfte sie nur in den Kreis dieser hoffnungsvollen jungen Menschen treten, um mit ihrem Schicksale wieder ausgesöhnt zu seyn. Jede Falte des Unmuths schwand dann von ihrer Stirne, wenn sie mit liebevollem Auge ihre Lieblinge überblickte, und die Erziehung derselben gewährte ihr zu angenehme Beschäftigung, als daß sie dem geheimen Kummer ihres Herzens lange nachhängen sollte. Sie hatte zwar, wie es sich bei ihrem Stande erwarten läßt, und mußte sie haben, Leute genug, welche sich mit der Pflege ihrer Kinder beschäftigten, allein die Ausbildung ihrer Herzen und Seele übernahm sie selbst, und wollte sie nicht fremden Händen anvertrauen. Es war ein herrlicher Anblick, diese sorgsame Mutter in dem Kreise ihrer Kinder zu sehen, wie sie spielend ihnen die vortrefflichsten Lehren ans Herz zu legen suchte, oder, da sie den kindischen Spielen schon entwachsen waren, ihren Geist mit wahrer Menschenkenntniß ausbildete, ihre Seelen für das Schöne und Gute empfänglich machte, und den Saamen künftiger Tugenden in ihre vorbereitete Herzen ausstreute. Mit welcher Zärtlichkeit hiengen dagegen die Kinder an ihrer liebevollen Mutter? Mit

wie vielem und ungeheucheltem Eifer bestrebten sie sich, durch Befolgung der mütterlichen Lehren sich ihrer Liebe würdig zu machen? Möchten Aeltern dieses schöne Schauspiel gesehen haben, welche aus unnatürlichem Leichtsinn ihre Kinder Miethlingen anvertrauen, durch Affenliebe ihre Herzen verzärteln, oder im Gegentheil durch übel verstandne Strenge, alles Feuer, sogar die kindliche Liebe in ihrer Seele ersticken! Vielleicht hätte sie dieses Beispiel aus ihrer Schlafsucht aufgeschreckt, und zur Nachahmung ermuntert. Von jenen unnatürlichen Aeltern rede ich nicht, welche für zärtliche Kindesliebe kein Gefühl haben, und mit Gleichgültigkeit, ja wohl gar mit Haß auf das Blut von ihrem Blute herab blicken können. Diese würden auch bei dem rührenden Anblick einer großen Fürstin, welche es als ihre vorzüglichste Pflicht rechnete, eine sorgsame Mutter und Erzieherinn ihrer Kinder zu seyn, ungerührt geblieben seyn, denn ihre Herzen sind eingeschrumpft und vertrocknet.

Unter allen ihren Kindern war indessen Guntram ihr Erstgeborner, das Hoffnungsvollste. Die Natur schien alle ihre Schätze erschöpft zu haben, als sie ihn bildete. Man konnte sich nichts Schöneres, nichts Liebenswürdigeres denken, als diesen Jüngling. Aus seinem großen blauen Auge strömte ein sanftes, aber nichts desto weniger dahin reissendes Feuer, und sein ganzer nach dem richtigsten Ebenmaße gebildeter Körper strotzte von Kraft, Gesundheit und Fülle. Seine Seele übertraf den Körper noch an Schönheit und Liebenswürdigkeit. Er empfand mit einer Zartheit, und zugleich mit einer Stärke, welche jeden, der ihn beobachtete, in Erstaunen setzte. Sein Geist begriff leicht, und konnte durch keine auch noch so anhaltende Arbeit ermüdet

werden. Was er einmal begriffen hatte, das vergaß er nie wieder. Sein Herz war der sanftesten Eindrücke empfänglich, und dabey versprach doch sein Charakter eine Festigkeit, die sich nur immer erwarten läßt. Die Sorge, welche man auf seine Bildung verwendete, belohnte er auf das Vollkommenste. Unter allen seinen Gespielen, und Jünglingen von gleichem Alter war keiner, der es ihm in körperlichen Uebungen aller Art gleich gethan hätte. Alles, was er unternahm, kleidete ihn gut, und geschah mit einem unnachahmlichen Anstand. Selbst in den Waffen war er in dem Zeitpunkte, von dem wir hier reden, schon sehr geübt, und hatte mehrere Beweise seines Muths und seiner Tapferkeit gegeben. Er liebte Beschäftigung, aber nicht bloß körperliche, sondern auch Geistes-Beschäftigung war ihm zum Bedürfniß geworden. Ueber manche wissenschaftliche Gegenstände dachte er für jene Zeiten sehr aufgeklärt, und über seine künftige Bestimmung hatte er so gründliche Kenntnisse erhalten, daß man mit Zuversicht, wenn Erfahrung einst dieselben berichtigt haben würde, alles Gute von ihm erwarten konnte. Sein Blut floß zwar schnell und siedend durch die Adern, doch durfte man nicht fürchten, daß es ihn auf Abwege führen würde, denn sein Geist, Kopf und Herz waren zu gut gebildet, als daß nicht jede Leidenschaft der Vernunft hätte Unterthan bleiben sollen. Kurz, Prinz Guntram war das Muster eines vollkommnen Jünglings. Er war der Liebling seiner Eltern. Jeder sprach mit Begeisterung von ihm, und alle blickten mit Liebe, und freudiger Hoffnung auf ihn hin.

Wer hätte nicht denken sollen, daß dieser hoffnungsvolle junge Mann bey seinem vortrefflichen Herzen, und

so gut gebildeten Geiste einst glücklich werden sollte? Bis itzt hatte es die Vorsicht so gut mit ihm gemeint. Sie hatte ihn in seiner Geburt schon mit den herrlichsten Anlagen versehen, und ihn in Hände übergeben, welche es verstanden, diese angebornen Anlagen zu entwickeln, nnd auszubilden. Konnte man da nicht erwarten, daß sie ihren Liebling noch ferner in Schutz nehmen, und auf die erhabenste Stufe des Glückes bringen werde? Und doch geschah gerade das Gegentheil von diesem Allem. Kaum war die Blume entfaltet, und stand in ihrer ganzen Pracht da, als sie wieder dahin welkte. Verfolgung, Kummer, Schmerzen und ein qualvoller Tod waren das Erbtheil des Jünglings, der ein Liebling der Vorsicht zu seyn schien. O Schicksal, Schicksal, wie wunderbar spielst du mit dem Menschen! Den Einen erhebst du, und den Andern stößest du in namenloses Elend zurück. Diesen führst du in den vollen Sonnenschein des Glücks, und jenen hältst du in dem grausenvollsten Dunkel, oder löschest ihn ganz aus dem Verzeichnisse der Lebenden. Wohl uns, daß wir nicht hinter den Vorhang blicken können, der die Zukunft deckt! Wie sehr würde unsere Kraft erlahmen, und unser Geist darnieder gedrückt werden, wenn wir das Unangenehme alles schon wüßten, das unserer noch wartet? Selbst die Hoffnung, jene allmächtige Trösterinn, welche uns im gräßlichsten Unglücke nie ganz verläßt, und Balsam auf unsere Wunden legt, wäre dahin, wenn wir mit Bestimmtheit in der Zukunft lesen könnten. Du hast es wohl gemacht, gütige Vorsicht, daß du unsere Augen mit einem Schleier umgabst. So bleibt uns doch immer im Unglücke die Hoffnung auf bessere Tage, und der tröstende Gedanke, daß du bey Allem deine wohlthätigen

Absichten hast. Alles hängt in dir wie eine Kette zusammen, deren Ende Vervollkommnung des Ganzen, und folglich auch die Glückseligkeit jedes einzelnen Theiles ist.

IV.

So angelegen sich indessen Adelgunde die Erziehung ihrer Kinder seyn ließ, eben so sehr sorgte sie auch nach ihren Kräften und Verhältnissen für das Wohl und die Glückseligkeit ihrer Unterthanen. Um Regierungsgeschäfte zwar nahm sie sich niemals an, und mischte sich auf keine Weise in Dinge, die ihres Thuns nicht waren, denn sie glaubte überzeugt zu sein, daß eine Frau, wenn sie sich in die männlichen Ber ufsgeschäfte mische, immer mehr verderbe, als gut mache. Das Weib, dieses sind ihre eigenen Worte über diesen Gegenstand, hat überhaupt die Kenntnisse nicht, welche zu solchen Geschäften erfodert werden, und bringt daher, wenn der Mann ihr aus Gefälligkeit, oder aus anderen noch weniger lobenswerthen Gründen, einige Gewalt zugestehen wollte, mehr Verwirrung als Ordnung in dieselben. Sie hat Gelegenheit genug Gutes zu stiften, wenn sie sich bloß in die von der Natur und Erziehung ihr angewiesene Schranken hält, denn Sorge für das Hauswesen, Pflege und Bildung ihrer Kinder, Wohlthätigkeit und andere gesellige Tugenden liefern ihr ein großes und offenes Feld, in welchem sie der Menschheit nützlich werden kann. Diese Grundsätze hatte Adelgunde seit ihrer Verbindung mit Kilperichen immer strenge beobachtet, und sich gut dabey befunden. Weder durch Bitten noch durch Schmeicheleyen hatte sie von ihrem Manne, nach Art so vieler Frauen, die zum größten Nachtheile derselben Manches erschleichen oder ertrotzen, je etwas dieser Art zu erhalten gesucht, und alle ernsteren Geschäfte seinen ge-

übtern Händen überlassen. Wohlthätigkeit aber aller Art, Unglückliche aufzusuchen, Arme zu unterstützen, Nothleidenden empor zu helfen, Gewerbsamkeit zu befördern, dieses waren Dinge, welche sie sich vorbehielt, weil sie da nutzen konnte, ohne den Gang der Gerechtigkeit zu hemmen, oder den Gesetzen in den Weg zu treten. Da war in der Stadt sowohl, als auf dem Lande kein Unglücklicher, den sie nicht aufspürte und unterstützte. Sie besaß die große Kunst, Wohlthaten mit Klugheit zu erweisen, eine Kunst, welche Tausende nicht haben, denen ein menschenfreundliches Herz im Busen schlägt, und die von Eifer brennen, jede Thräne des Elendes zu trocknen. Eine Wohlthat am unrechten Orte erwiesen, oder ohne Beurtheilung angebracht, bringt oft mehr Schaden als Nutzen, da im Gegentheil oft mit wenigem, wenn es mit Vorsicht gegeben wird, der drückendste Jammer gehoben werden kann. Wer immer geben will, ohne den Gegenstand seines Mitleids zu kennen, oder wer mit offenen Händen wegwirft, ohne ein gewißes Maaß und Ziel zu beobachten, der läuft Gefahr, seine Wohlthaten an Unwürdige zu vergeuden, oder da, wo es wirklich Noth thut, nichts mehr geben zu können.

Dieses alles wußte Adelgunde, und gieng daher in der Ausspendung ihrer Wohlthaten mit vieler Vorsicht zu Werke. Nur wenige Fälle gab es, wo sie, weil die Noth dringend war, ihre hülfreiche Hand sogleich öffnete, denn in solchen Fällen wäre zu ängstliche Behutsamkeit und Zaudern grausam. Bey jeder andern Gelegenheit wußte sie mit wahrer Menschenkenntniß den Ort bald aufzufinden, wo das Uebel wirklich saß, und wählte immer die zweckmäßigsten Mittel ihm abzuhelfen. Wo Krankheit zum Grunde der Armuth lag, da sorgte sie

für Pflege und Arzneyen. Unverdienter Armuth half sie durch Geschenke empor, und auch verdientem Elende versagte sie ihre Hülfe nicht, allein sie gab immer nur so viel, als zur Rettung nöthig war. Sie sorgte dabey für die moralische Besserung des Dürftigen, half der rückkehrenden Kraft verhältnißmäßig nach, und brachte auf diese Weise manchen Unglücklichen durch mäßige Wohlthaten zugleich aus dem Elende, und auf den Weg der Tugend zurück, den sie durch Ueberfluß vollends zu Grunde gerichtet hätte. Sie hatte vertraute Freunde und Freundinnen, deren Grundsätze sie geprüft, und berichtigt hatte. Diese mußten die Nothleidenden aufspüren, die erforderlichen Erkundigungen einziehen, und ihr in Allem vorarbeiten und zur Hand gehen. Sehr oft besuchte sie in dem einfachsten Gewande, und für jeden unkenntlich, die elendesten Hütten der untern Volksklasse. Hier war sie bey einem Kranken, der zu arm war, die Hülfe der Aerzte zu suchen. Sie sprach ihm Trost ein, und sorgte liebevoll für seine Bedürfniße. Dort trat sie in die Hütte, in welcher eine verlassene Mutter ihren Kindern weder Brod noch Kleidung zu verschaffen im Stande war. Sie forschte selbst nach, an was es gebrach, und die Dürftige erhielt das Nothwendige, zugleich aber auch Mittel, sich selbst etwas zu verdienen, und ihren Kindern Erziehung zu geben. Dem verarmten Handwerker gab sie, was er zu seiner Arbeit gebrauchte, und verschaffte ihm Absatz; dem Kaufmanne half sie durch Vorschuß, dem Künstler durch Empfehlung u. s. w. Kurz, überall gab sie, was nothwendig, niemals aber, was überflüßig war.

Auf ihren Streifereien im Gebiete der Armuth fand sie seit einiger Zeit oft und wiederholt, daß eine un-

sichtbare Hand ihr vorgearbeitet hatte. Wo sie helfen wollte, da war schon geholfen, uud wohin sie Unterstützung brachte, da kam ihre Hülfe zu spät. Lange konnte sie nichts Bestimmtes von dieser unbekannten Wohlthäterinn erfahren, und es schien, als wenn sie absichtlich verborgen bleiben wollte, denn nirgends zeigte sie sich zum zweytenmale, und Niemand wußte ihren Namen zu nennen. So wenig sonst Neugierde Adelgundens schwache Seite war, so wurde sie doch itzt rege gemacht, und sie brennte vor Verlangen die edle Unbekannte kennen zu lernen. Sie schrieb nämlich das Bestreben verborgen zu bleiben, edlen Grundsätzen zu, da es doch, wie wir später hören werden, nichts als ein fein berechneter Kunstgriff war, die Aufmerksamkeit der Königinn zu erregen, und sich einen Weg zu ihrer Gunst zu bahnen. Lange noch war Adelgundens Bestreben fruchtlos, und sie tröstete sich schon mit dem schwärmerischen Gedanken, die edle Seele doch einst vor dem Throne des großen Richters zu finden, als ihr Wunsch plötzlich erfüllet wurde. In dem entlegensten Winkel der Vorstadt hauste eine Wittwe, die zugleich Mutter vieler unerzogner Kinder war. Kümmerlich hatte sie sich bis itzt fortgeholfen, aber durch ihrer Hände Arbeit doch so viel erworben, daß sie den Hunger ihrer Kinder stillen, und sie nothdürftig kleiden konnte. Nun erkrankte sie, und die Quelle des täglichen Unterhalts wurde mit einemmale verstopft. Schon zwey Tage hatten die Armen gehungert, und waren dem Vergehen nahe, als die wohlthätige Fürstinn Nachricht von ihrem hülflosen Zustande erhielt. Sogleich eilte sie hin, begleitet von einem Paar ihrer Vertrauten, welche das für den ersten Augenblick Nothwendige trugen. Sie

hoffte noch zu rechter Zeit zu kommen, und weidete sich an dem süßen Gedanken, die Ausgehungerten erquicken, und den Trostlosen Trost zusprechen zu können. Mit liebenswürdiger Eile wand sie sich durch die engen Straßen, und konnte kaum den Zeitpunkt erwarten, in die Hütte zu treten, deren Aeußeres schon das Elend der Einwohner verrieth. Unbemerkt kam sie bis vor die Thüre der Kammer, und öffnete sie, allein überrascht wich sie einige Schritte zurück bei dem Anblick, der sich ihren Augen darstellte. Um einen mit Speisen aller Art belegten Tisch standen die Kinder alle, und aßen mit einer Hast, die nur zu deutlich von ihrem Bedürfniß zeugte. In dem Hintergrunde lag auf einem elenden Lager die Mutter. Sie glich einem Gerippe, und hob mit unbeschreiblicher Rührung Hände und Augen zum Himmel empor. Eine weibliche Gestalt stand bei ihr, und schien sie beruhigen zu wollen. Das dämmernde Licht, welches eine kleine Lampe über alle Gegenstände verbreitete, trug sehr dazu bei, das Rührende dieses Auftrittes zu vermehren.

Lange weidete sich Adelgunde an diesem rührenden Schauspiel, als eines der Kinder sie gewahrte, und nun alle voll Ueberraschung sich um das Bett ihrer Mutter zusammen drängten. Mit dem ihr eignen Anstand trat nun die Königinn zu der Kranken, und machte sie mit der Absicht ihres Besuches bekannt. Sie bemühte sich den Schüchternen Muth einzusprechen, und war überhaupt durch den Umgang mit Unglücklichen so gewandt, daß sie überall in wenig Augenblicken sich das volle Zutrauen derselben zu erwerben wußte. Nun wandte sie sich mit schwärmerischer Eile zu der Unbekannten, welche ehrfurchtsvoll zurückgetreten war, und eben sich entfernen

zu wollen schien. So bin ich doch endlich so glücklich, sprach sie, die edle Seele zu finden, welche im Verborgnen meinen Unterthanen so vieles Gute erweist. Nehmen Sie meinen Dank im Namen der Unglücklichen, deren Trösterinn Sie sind, und gönnen Sie mir die Freude, Sie näher kennen zu lernen. Es war der Unbekannten nicht möglich dem liebenswürdigen Zudringen der Königinn zu widerstehen, auch war es ihre Absicht nicht. Sie hob den Schleier, der ihr Angesicht deckte, und konnte kaum ihr Entzücken unter der Maske der Bescheidenheit verbergen, als sie den Eindruck gewahrte, den ihre Reitze auf Adelgunden machten. Mit edlem Anstande beantwortete sie die verbindliche Anrede der Königinn, und gestand mit scheinbarer Verlegenheit, daß sie Fredegunde, die Tochter eines angesehenen Kaufmanns der Hauptstadt sey.

Ich denke nicht, daß es für den Leser einigen Werth haben kann, den ganzen Zusammenhang des Gespräches zu wissen, und übergehe es daher mit Stillschweigen. Bei Adelgunden war es die Ergießung eines edlen, gerührten und trugelosen Herzens, und bei Fredegunden eine lange vorbereitete Rolle, deren Ausführung ihr über alle Erwartung glückte. Lange suchte sie sich in den Schleier der Bescheidenheit einzuhüllen, errörhete bey jedem Worte, das die gerührte Königinn zu ihrem Lobe sagte mit holder Schüchternheit, und schien nur nach und nach sich in den vertrautern Ton umzustimmen, den die Lage, in welcher sich diese weiblichen Seelen gefunden hatten, so natürlich machte. Sie sorgten beede noch für die unglückliche Familie, und begaben sich dann froh über das Gelingen ihres Planes zu Hause. Adelgunde freute sich, daß sie endlich die Wohlthäterinn gefunden

hatte, welche so schön im Verborgenen handelte, und Fredegunde, daß es ihr so vollkommen geglückt war, die Königinn zur Schwärmerey zu stimmen, und sich auf eine so empfehlende Weise in ihr Herz einzuschleichen.

V.

Es läßt sich nicht vermuthen, daß Fredegunde, als sie zu den abentheuerlichen Mitteln, die Aufmerksamkeit der Königinn zu erregen, ihre Zuflucht nahm, mit ihrem Plan für die Zukunft schon ganz im Reinen war. Vor der Hand war es ihr blos darum zu thun, mit Adelgunden bekannt, uud von ihr an den Hof gezogen zu werden. Was sich dann in der Folge noch Vortheilhaftes für sie ereignen werde, das überließ sie dem Zufalle, fest entschlossen, keine Gelegenheit sich empor zu schwingen unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Diese ihre erste Absicht erreichte sie vollkommen, denn kaum war die Königinn zu Hause angekommen, als sie ihren Gatten und Kinder mit dem Glücke bekannt machte, daß sie heute eine der schönsten und edelsten Seelen finden ließ. Es war sonst ihre Gewohnheit nicht von ihren wohlthätigen Streifereyen, und dem, was sie da fand oder that, gegen Jemanden zu sprechen. Sie wußte, daß Bescheidenheit eine von ächter Wohlthätigkeit unzertrennliche Tugend sey, und war überzeugt, daß der, welcher sich seiner guten Handlungen rühmt, keinen edlen Beweggrund dazu haben könne, und blos aus Stolz, Selbstliebe oder einer andern eben so unreinen Absicht handle. Sie übte ihre Wohlthaten im Verborgenen, und freute sich, wenn nichts davon bekannt wurde. Allemal gelang dieses freilich nicht, denn die Dankbarkeit der Unglücklichen, deren Stütze sie war, erhob ihre Stimme, und verbreitete, was sie verbergen zu können

wünschte. Bei solchen Gelegenheiten konnte der Menschenkenner bemerken, daß es Adelgunden mit ihrer Bescheidenheit wahrer Ernst war, und daß sie aus bloßem Gefühl der Tugend handelte, denn man gewahrte dann nichts an ihr von jener erkünstelten Sittsamkeit, und kriechenden Demuth, welche ärger ist, als offenbarer Stolz. Sie nahm es als eine erwiesene Wahrheit an, daß der Mensch, der viel hat, auch viel zu geben verbunden sey, und konnte daher nicht begreifen, was die Menschen Ausserordentliches in ihrer Handlungsweise finden konnten. Auch Kilperich war der schönen Handlungen seiner Gattinn schon so gewohnt, und hatte überhaupt auf ihre Tugend, Klugheit und Menschenkenntniß ein so festes Zutrauen, daß er sie ungehindert machen ließ, und unter ihnen nie die Rede von solchen Gegenständen war.

Heute war indessen eine Ausnahme in der Regel. Adelgundens Herz war zu voll, als daß es nicht überströmen sollte. Mit vor Freude leuchtenden Augen erzählte sie alles, was sie von der wohlthätigen Zauberinn, so nennte sie Fredegunden, gutes wußte. Da wurde nichts vergessen, nicht, wie manche geheime Wohlthat sie ihren Unterthanen schon erwiesen habe; wie bescheiden sie sich, um allen Verdacht des Stolzes und eigennütziger Absichten von sich abzuwenden, in die Verborgenheit zurückzog; wie verlegen sie selbst schon oft dadurch wurde, wenn sie mit ihrer Hülfe bey den Unglücklichen zu spät kam, und aller Noth mit so vieler Güte abgeholfen fand, als sie es nur selbst hätte thun können; wie edel sie sich vorzüglich heute betragen habe, und wie sittsam verlegen sie bey ihrer unerwarteten Entdeckung geworden sey. Dieses alles brachte sie mit dem

liebenswürdigsten Feuer, und mit der Begeisterung vor, welche edlen Seelen immer eigen ist. Sie vergaß auch keineswegs die reitzende, oder wie sie meinte äusserst sittsame Außenseite des Mädchens zu schildern, und schloß mit dem Wunsche, dieses sanfte Geschöpf zu ihrer Freundinn und Gesellschafterinn zu machen. Der morgende Tag wurde schon dazu bestimmt, und die Stunden bis dahin schienen ihr, wie das immer der Fall ist, wenn wir etwas sehnlich erwarten, mit fast unerträglicher Langsamkeit zu schleichen.

Auch Fredegunde war in diesen Augenblicken, bloß aus unedlern Ursachen, eben so unruhig als die Königinn. Die Art und Weise, mit der Adelgunde sie heute behandelt hatte, versprach ihr zwar vieles Gute, und schmeichelte ihrer Eitelkeit, allein Ungewißheit über den Erfolg dieses Auftritts peinigte sie, und Ungewißheit ist für solche Feuerseelen, wie die ihrige war, eine unerträgliche Last. Die Vorstellung, daß sie nun vielleicht am Hofe glänzen, das Vertrauen der Königinn in hohem Grade erwerben, und sich ihr wohl gar unentbehrlich machen könne, öffneten ihrer ehrsüchtigen Seele die lachendsten Aussichten. Plane und Entwürfe, welche bisher im Hintergrunde lagen, rückten allmählich näher, und es ist möglich, daß sie in diesen Stunden schon eine leise Ahnung von dem hatte, was sie einst noch thun oder werden könnte. Mit geflügelten Schritten eilte sie in den Gemächern umher, und Unruhe peitschte sie von einem Orte zum andern. Hoch schlug ihr Busen und drohte zu springen, allein plötzlich schlug der Gedanke, daß Adelgunde vielleicht noch ihren angelegten Plan entdecken, und dann Verachtung an die Stelle ihrer heutigen Begeisterung treten könnte, oder daß die

Königinn, wie das oft der Fall bei den Großen sein soll, morgen vielleicht nicht mehr an das denken werde, was sie heute so lebhaft fühlte, schlug ihre aufsprudelnde Freude mit einemmal nieder. Die bloße Vorstellung der Möglichkeit dieser Dinge erregte ihr Schaudern, und verursachte ihr die bittersten Stunden, die sie je verlebt hatte. So gewiß ist es, daß unedle Handlungen immer ihre Strafe mit sich führen Die Stimme des Gewissens ist ein nie ruhender Peiniger im Busen des Lasterhaften. Während der Tugendhafte mit ruhiger Ergebenheit in die Zukunft blickt, sieht der Böse mit Zittern jedem kommenden Morgen entgegen.

Hätte Fredegunde indessen gewußt, was in Adelgundens Seele vorgieng, so wäre sie ruhiger gewesen. Diese truglose Seele, welche andere nach sich beurtheilte und keine Vorstellung davon hatte, daß der Lasterhafte sich sehr oft hinter den Schein der glänzendsten Tugend verberge, konnte den morgenden Tag kaum erwarten. Sie hatte beschlossen, Fredegunden einen auszeichnenden Beweis ihrer Hochachtung zu geben, und begab sich daher, so bald es der Wohlstand erlaubte, mit dem einer Königinn würdigen Prunk nach ihrer Behausung. Dieses geschah nicht etwa, um selbst zu glänzen, über diese kleinlichen Dinge war Adelgunde erhaben, sondern um ihre Freundinn vor den Augen aller Welt zu ehren. Unvermuthet trat sie in Fredegundens Gemach, und umarmte sie mit den Worten: es ist billig, daß die Mutter des Landes der Wohlthäterinn ihrer Kinder den wärmsten Dank abstatte. So sehr sonst Fredegunde Herr über jede ihrer Bewegungen war, so tief und unwillkührlich wurde sie durch die herablassende Güte der Königinn erschüttert. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, und es ist zweifel-

haft, ob sie durch das Gefühl ihrer Unwürdigkeit, oder durch die Reue hervorgebracht wurde, eine so edle Seele zu hintergehen. Gewiß ist es indessen, daß ihr Besseres selbst in diesem Augenblick nahe daran war, die Oberhand über ihren Stolz und Selbstsucht zu gewinnen. Sie war im Begriffe, sich zu den Füßen der Königinn niederzuwerfen, und alles zu gestehen, als das Gemählde künftiger Größe, welches sie sich in den vorgehenden Stunden so lieblich entworfen hatte, plötzlich vor ihre Seele trat, und alle edleren Entschlüße wieder vereitelte. Bald hatte sie sich wieder gefaßt, und war im Stande Adelgunden mit Anstand zu antworten. Sie verfolgte genau ihren einmal angefangenen Plan. Verstellte Sittsamkeit trat an die Stelle der unwillkührlichen Rührung des vorgehenden Augenblicks, durch welche sie die Königinn so sehr täuschte, daß sie ihr Leben für die Behauptung hingegeben hätte, Fredegunde sey das edelste unverdorbenste und trugloseste Geschöpf.

Fredegundens Eltern fanden sich, wie sich leicht denken läßt, durch der Königinn huldvolles Betragen gegen ihre Tochter sehr geschmeichelt. Sie willigten gern in den Antrag, den Adelgunde mit warmen Herzen ihnen that, ihre Tochter als Freundinn und Gesellschafterinn zu sich zu nehmen, allein diese war zu sehr Meisterinn in der Verstellung, als daß sie sogleich hätte einwilligen sollen. So sehr dieser Antrag ihre schönsten Hoffnungen übertraff, so machte sie doch verschiedene Einwendungen, schützte Liebe zu ihren Eltern, Abneigung gegen das Geräuschvolle des Hoflebens, Gefühl eigner Unwürdigkeit, und andere solche Dinge vor, und nahm ihn erst an, als sie überzeugt zu seyn glaubte, durch ihr Betragen sich noch tiefer in die Gunst der Königinn gedrängt zu haben.

Adelgunde freute sich über die Einwilligung ihrer neuen Freundinn als über die Erfüllung ihres herzlichsten Wunsches. Mit geschäftiger Eile bemächtigte sie sich ihrer, gleich als fürchtete sie einen Rückfall der Bedenklichkeiten, und führte die künftige Störerinn aller Freuden ihres Lebens, im Triumphe bei sich ein.

VI.

Fredegunde erhielt ihren Platz unter den Frauenzimmern der Königinn, doch mehr des Aeußerlichen wegen, als daß sie wie jene wirkliche Dienste thun sollte. Adelgunde behandelte sie von der ersten Stunde an als Freundinn, und nicht als Dienerinn. Sie glaubte nun einmal fest, daß in Fredegundens Busen das edelste Herz schlage, denn Umstände, und ein künstlich angelegter Plan hatten sie ganz für sie eingenommen. Sie würde es dem wenig Dank gewußt haben, der es hätte wagen wollen, sie zu warnen, und auf die Gefahren aufmerksam zu machen, deren sie sich dadurch aussetze, daß sie sich so innig an eine fremde, noch nicht bewährte Person anschloß. Sie handelte in allem offen, und ihr schönes Leben lag wie ein Gemählde vor den Augen aller Welt da, sie glaubte also nicht, und hatte keine Vorstellung davon, daß man ihre edelsten Absichten mißbrauchen könne. Zu dem, so hatte sie Niemand um sich, der Edelsinn und Kraft genug gehabt hätte, ihr die Augen zu öffnen. Es ist das traurige Loos der Fürsten und Großen dieser Erde, daß alles nur sich vor ihnen bückt, ohne sie zu lieben, ihren Willen sclavisch befolgt, und bey jeder verzognen Miene knechtisch zittert. Den Spiegel der Wahrheit ihnen aber vorzuhalten; von Herz zu Herzen mit ihnen zu sprechen, auf ihre Schwachheiten und deren gefährliche Folgen sie aufmerksam zu

machen, dazu haben wenige Muth und Willen, und wenn sie es haben, so liegt dem großen Troß der Speichellecker zu viel daran, daß die alles umhüllende Wolke der Eitelkeit, die sie so meisterhaft zu erregen verstehen, und hinter welcher sie ungehindert ihr Wesen treiben, durch die Stimme der Wahrheit und das Licht des Erkenntnißes niemals zertheilet werde. Sie entfernen sorgfältig jeden, von dem sie nur die leiseste Ahnung haben, daß er edel genug denken könnte, nicht nach eigenem Vortheile, sondern nach der Wahrheit mit den Fürsten zu reden. Freundschaft, geheiligte, geprüfte Freundschaft ist für jeden Sterblichen das vortrefflichste Geschenk aus der Hand der gütigen Vorsicht, für die Großen dieser Erde ist sie aber vollends unschätzbar. Nur Schade, daß diese Tochter des Himmels selbst dann, wenn ihre Herzen durch Erziehung für dieses selige Gefühl nicht abgestumpft worden sind, so selten bis zu ihrem erhabenen Sitze vordringen kann. Sie liebt die Einsamkeit und das heilige Dunkel, diese Stütze der Tugend, diese holde Trösterinn im Unglücke, und flieht vor allem Prunk, vor allem Flittertand, und eitlem Firlefanz. Sie zeigt sich ihren Verehrern gerne ungeschminkt, und in ihrer natürlichen Schönheit, daher kann sie an Höfen, wo alles in den magischen Schleier der Eitelkeiten, und des Scheins eingehüllt seyn muß, nicht gedeihen.

Man muß indessen gestehen, daß auch der freimüthigste Mann im Anfang, als Fredegunde am Hofe erschien, nichts Böses von ihr mit Grund hätte sagen können. Sie betrug sich meisterhaft, und gab nirgends eine Blösse, durch welche ihre Absichten hätten hervorblicken können. Die gränzenlose Zutraulichkeit, mit

welcher die Königinn sie behandelte, war nicht im Stande, ihr den leisesten Anstrich von Stolz oder Anmassung zu geben. Sie blieb sich immer gleich, immer in ehrerbietiger Entfernung, und zwar so sehr, daß die schwärmerische Adelgunde sich oft bitter darüber beklagte. Mit ungezwungener Höflichkeit, und einer aufrichtig scheinenden Herzlichkeit wußte sie sich sehr bald die Achtung aller am Hofe zu erwerben. Sie wurde in kurzer Zeit der Liebling der Höflinge, wie sie der erklärte Günstling der Fürstinn war. Selbst der blasseste Neid, der doch sonst an Höfen gehegt und groß gezogen wird, konnte keine schwache Seite an ihr auffinden. Wenn irgend Etwas den kalten Beobachter hätte aufmerksam machen können, so wäre es dieses gewesen, daß dieses unschuldige, und einfach scheinende Mädchen auf dem glatten Boden des Hofes so sichern Schrittes gieng, als wäre sie schon Jahre lang da gewesen; daß sie sich, ohne im mindesten anzustossen in die Schwachheit eines jeden zu finden wußte, und sich so behende wie ein Aal durch die verworrensten Irrgänge durchzuwinden wußte. Dieses mußte eine studirte, mühsam vorbereitete Rolle seyn, oder wenn es wirklich natürliche Anlage war, so war es ein Geschenk, wie es die Natur in Jahrhunderten kaum einmal hervorbringt.

Der Ton an Kilperichs Hof war frey und ungebunden, wie es der Sinn des Volkes, das er beherrschte, erfoderte, und wie es bey einem Herrn, der selbst ein ungebundenes Leben führte, durchaus die Folge seyn mußte. Es ist durch Erfahrung bestätigt, daß Alles an den Höfen sich nach dem Bild des Herrschers modelt. Ist er ein Wüstling, so durchbricht Alles die Schranken und selbst der Vernünftige, der keinen Geschmack an

Ausschweifungen findet, nimmt den Schein an, um keine Ausnahme zu machen, und dadurch lächerlich zu werden. Kömmt nun ein ernster und denkender Mann, so verschwinden wie durch einen Zauberschlag auf einmal alle Trinkgelage und Sinnesschwelgereien. An die Stelle der Häuser der Freude treten Hörsäle, und gelehrt scheinende Gesellschaften. Der Wüstling zieht sich ins Dunkel zurück wie die Schnecke in ihr Haus, und befriedigt den Hang seiner Lüste nur hinter Thor und Riegel. Ist der Erste im Volke vollends ein Schwärmer, gleichviel ob ein politischer oder religiöser, so schwärmt alles im Lande, was sich nur rühren und bewegen kann. So sauer es Manchem auch kommen mag, seine stumpfen Nerven in Bewegung zu bringen, so werden doch alle Mittel angewendet, ihnen eine possierliche Schwingung zu geben. So ist es überall, und so war es auch an Kilperichs Hofe. Man sprach von verliebten Abentheuern, von neu angeknüpften oder zerrissenen Herzensverbindungen, wie man an andern Orten von der Kunst Thiere zu hetzen, oder der veredelten Wissenschaft Menschen nach Regeln todt zu machen, spricht.

Aus dem Wenigen, was ich schon von Fredegunden und ihrer natürlichen Anlage sagte, wird jeder einsehen, daß sie an diesem Ort in ihrem Elemente war, allein was keiner vielleicht vermuthen wird, ist, daß sie Monate schon unter diesen Menschen lebte, ohne den mindesten Antheil an der Beschäftigung zu nehmen, welche an der Tagesordnung war. Es stand nicht in ihrem Plane, so frühe schon eine schwache Seite an sich blicken zu lassen, und sie war die Person nicht, welche von ihrem Plane sich auch nur einen Augenblick entfernte. Sie stand in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit unter den mannigfaltigen

Blumen, welche in diesem Treibhause der Liebe gezogen wurden, als die schönste und lieblichste da, allein sie wußte sich in ein so ehrwürdiges Dunkel einzuhüllen, daß Keiner es wagen dürfte, ihrem Heiligthume sich zu nahen. Es konnte nicht fehlen, daß an einem Orte, wo man Reitze so gut zu schätzen wußte, viele für sie seufzten, allein keiner konnte sich rühmen, auch nur durch das geringste vor den Uebrigen ausgezeichnet zu seyn. Ohne spröde zu thun, verstand sie die Kunst, jeden in ehrerbiethiger Entfernung zu halten, und in dem Wahn zu bestärken, daß ihr Herz für die Eindrücke der Liebe ganz unempfänglich sey. Adelgunden wurde sie durch ihr Betragen nur desto lieber, denn sie fand keinen Geschmack an den Ausschweifungen ihrer Zeit. Liebe hatte sie zwar kennen gelernt, und tief gefühlt, allein der süße Kelch wurde ihr so oft mit Wermuth gefüllt dargereicht, daß sie Jeden vor dieser trügerischen Leidenschaft warnen zu müssen glaubte, und in ihrem Herzen frohlockte, ihre theure Freundinn durch ihre natürliche Kälte gegen dieses schleichende Gift geschützt zu sehen. Fredegundens Gleichgültigkeit war indessen nur Schein. Sie liebte das ganze männliche Geschlecht, und es that ihr herzlich weh, ihre Gefühle so gewaltsam niederdrücken zu müssen, doch war sie im Stande ihren Absichten die größten Opfer zu bringen. Seit einiger Zeit schränkte sich ihre Neigung, welche bis jetzt im Allgemeinen schwärmte, auf einen einzigen Gegenstand ein, und was noch niemals in ihrem Leben der Fall war, sie liebte ernst und heftig. Wer weiß, wäre ihre Liebe beglückt worden, sie hätte noch für die Tugend gerettet werden können, denn diese allmächtige Leidenschaft hat schon öfters solche Wunder hervorgebracht. Nachdem sie auf einen Gegen-

stand fällt, ist sie im Stande, uns entweder auf Abwege oder auch von diesen zurück auf die Bahn der Tugend zu führen, und Fredegundens Neigung fiel diesesmal auf den edelsten Gegenstand, der sich nur denken läßt. Guntrams geistige und körperliche Vorzüge konnten von einer so geübten Kennerinn nicht übersehen werden. Was Andere bloß zu seyn schienen, das war er wirklich, liebenswürdig, vortrefflich, heer und stark. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Jüngling, den sie in dem traulichen Zirkel der Seinigen so oft, und so ungezwungen sah, tiefen Eindruck auf ihr Herz machen mußte. Die Liebe rächte sich bitter für die Verachtung, mit der sie sie bis jetzt behandelt hatte, und führte sie durch alle die Stuffen der Sehnsucht, Furcht, Ungewißheit, u. dgl., welche der Schatten in dem glänzenden Bilde der Liebe sind. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihre Liebe vielleicht fruchtlos seyn, und Guntrams Herz für sie gefühllos bleiben könnte. Bis jetzt liebte sie den Prinzen bloß von dem Drange ihres Herzens geleitet, und ohne Nebenabsichten. Erst später drang sich ihr der Gedanke auf, daß Guntram der Erbe eines großen Reiches sey, und sie auf diesem Wege ihre ehrsüchtigen Absichten besser als auf jede andere Weise erfüllen könne. Sie sprang hoch auf vor Freude bey dieser Entdeckung, allein von diesem Augenblicke an war das Glück ihrer Liebe verscherzt, denn da sie nun nach Plan handelte, und Ehrsucht die Folie ihrer Liebe wurde, verlor ihr Gefühl das Edle und Reine, sie wurde frecher und zudringlicher, und konnte unmöglich nach dem Geschmacke des fein fühlenden Prinzen seyn. Das schüchterne, unbefangene und von der Allgewalt ihrer Gefühle dahin gerissene Mädchen hätte Guntram vielleicht lieben können, die Pläne machende,

nach Grundsätzen handelnde Kokette aber mußte er verachten.

VII.

Unter den vielen, welche für Fredegunden seufzten, war Kilperich keiner der letzten. Er war ein zu guter Kenner weiblicher Vollkommenheiten, als daß dieses wirklich schöne Mädchen nicht tiefen Eindruck auf ihn hätte machen sollen. Getrost stellte er sich in Reihe und Glied mit ihren übrigen Anbettern, und zweifelte keinesweges, daß er den Vorzug erhalten werde, denn er kannte das weibliche Herz zu gut um nicht zu wissen, daß Eitelkeit und äußerer Glanz alles über dasselbe vermögen. Seine Berechnung würde auch hier, und vorzüglich hier, weil Ehrgeitz die Grundlage in Fredegundens Charakter war, eingetroffen haben, wenn ihr Herz nicht schon geliebt, und für den Prinzen geschlagen hätte. Im Anfang war ihre Neigung rein, und über ein wahrhaft liebendes Herz vermag auch ein König mit all seinem Prunke nichts. Späterhin, als Stolz ihre Neigung vergiftet, und zur Intrigue herab gewürdigt hatte, würde sie vielleicht Kilperichen Gehör gegeben haben, wenn Guntram nicht ebenfalls ein künftiger König, und was nicht zu vergessen ist, in der Fülle jugendlicher Kraft und Schönheit gewesen wäre. Der verliebte König wurde also abgewiesen, und mit so vieler Würde in den Schranken gehalten, daß er weder zürnen, noch zu heftigen Mitteln seine Zuflucht nehmen durfte. Es ist ungewiß, ob Adelgunde von der Neigung ihres Gatten unterrichtet war, allein wenn auch, so war ihr Zutrauen auf Fredegunden zu unbeschränkt, als daß sie etwas von ihr hätte fürchten sollen, und sie war es schon gewohnt, ihn von einem Gegenstande zum andern flattern zu sehen. Ihre Liebe

für ihre Freundinn stieg noch mit jedem Tage, und wirklich betrug sich auch Fredegunde damals mit so vieler Klugheit und Anstand, daß sie Achtung und Liebe verdiente.

Guntram behandelte Fredegunden mit dem Anstande eines gebildeten Mannes. Er war gerne in ihrer Gesellschaft, weil sie munter und geistesvoll war, und er zeichnete sie vor allen übrigen Frauenzimmern am Hofe aus, weil sie durch ihr tadelloses Benehmen an einem Orte, wo alles sich herum tummelte, wirklich Auszeichnung verdiente. Liebe fühlte er indessen nicht gegen sie, obwohl das liebende Mädchen sich schmeichelte, ihm nicht ganz gleichgültig zu seyn. Wer glaubt nicht gerne, was er wünscht? Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß sich die Liebe am Ende einen Weg in sein unbewachtes Herz gebahnt hätte, wenn Fredegunde sich in ihrem Benehmen gleich geblieben wäre, und nicht gegen das Natürliche, und Sittsame einer bescheidenen Liebe, das Lockende einer Koquette umgetauscht hätte. Sobald sie gefallen wollte, gefiel sie nicht mehr. Das Gezwungene und Absichtliche blickte überall hervor, und warnte den aufmerksamen Prinzen vor den Gefahren verborgner Fallstricke. Er zog sich zurück, und blieb bloß in den Gränzen allgemeiner Höflichkeit. Sein Umgang mit Fredegunden verlor das Zutrauliche. Er beobachtete, und bey kalter Beobachtung konnte sie unmöglich gewinnen, denn er sah bald Gefallsucht im Hintergrunde lauschen, entdeckte einen Theil ihrer ehrgeizigen Absichten, und fieng an, sie zu verachten. So sehr er bisher ihren Umgang gesucht hatte, eben so sehr floh er ihn nun, und bald war es hinreichend, daß er sie an einem Ort erblickte, um ihn daraus zu vertreiben.

Ein natürliches, ungekünsteltes Mädchen würde sich in einer ähnlichen Lage ganz anders benommen haben, als Fredegunde sich benahm. Sie würde sorgfältig darüber gewacht haben, daß die Gefühle ihres Herzens nicht sichtbar würden. Sie würde noch mehr, als bisher geschah, sich zurück gezogen haben, um allen Verdacht der Zudringlichkeit von sich zu entfernen. Sie würde sich gegrämt, ihre Thränen im Stillen geweint haben, um durch das bittere Gefühl verschmähter Liebe von ihrer Leidenschaft vielleicht geheilet zu werden. Fredegunde that von diesem Allem das Gegentheil. Sie drang mit der ganzen Macht ihrer weiblichen Reitze auf den Prinzen ein. Sie sorgte dafür, daß ihre zärtlichen Gefühle für ihn ihm kein Geheimniß bleiben konnten. Sie überschritt, wenn sie mit ihm allein war, und sich nicht beobachtet glaubte, nicht selten die Gränzen weiblicher Sittsamkeit. Sie nahm zu allen den Mitteln, welche die Gefallsucht als Lockspeise auszuwerfen pflegt, ihre Zuflucht, und tröstete sich bey jedem mißlungnen Versuche mit der neuen Hoffnung, ihren Endzweck doch noch zu erreichen. Das Stillschweigen des Prinzen hielt sie für Blödigkeit, sein Entfernen für Simptomen der keimenden Liebe, und sein kaltes Betragen, für Maske, unter der er seine wahren Gefühle gerne sich und Andern verbergen möchte. Von Stunde zu Stunde harrte sie dem Augenblicke entgegen, daß er durch ein Geständniß seinem gedrängten Herzen Luft machen werde. Selbst dann, als Guntrams Zurückziehen zu auffallend wurde, um bloß Schein zu seyn, und als er seine Verachtung gegen sie nicht mehr verbergen konnte, verlor sie den Muth noch nicht, und entschloß sich den Hauptsturm auf sein Herz zu wagen.

An einem schwülen Sommerabende, nachdem sie vorsetzlich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit einige Tage unsichtbar geblieben war, suchte sie den Prinzen in dem entlegensten Theile des Gartens auf, wo sie wußte, daß er allemal um diese Stunde zu finden war. Ihr Ansehen war schmachtend, und sie hatte alle ihre Züge so sehr in der Gewalt, daß sie unwiderstehlich war; nur für den, der in ihr Innerstes geblickt hatte, war sie es nicht. Guntram wurde indessen durch ihr unvermuthetes Erscheinen wirklich überrascht, und befand sich in der größten Verlegenheit. Er hatte einen zu hohen Begriff von der Höflichkeit, welche der gebildete Mann dem schönen Geschlechte schuldig ist, als daß er sie durch offenbare Vernachlässigung hätte kränken sollen, und blieb also, obwohl ungern, in ihrer Gesellschaft. Das verschlagene Mädchen wußte bald die Unterredung auf die Liebe zu lenken, und ihm das, was sie so sehnlich zu hören wünschte, so nahe zu legen, daß es unmöglich schien, für diesesmal den Netzen weiblicher Verführung, und der Schlinge der Eroberungskunst zu entgehen. Sie betrog sich indessen in ihrer Rechnung, denn je zudringlicher sie wurde, desto kälter und zurückhaltender wurde Guntram. Alle Versuche, schmachtendes, hingebendes Wesen, Seufzer, Thränen, — kurz Alles prallte an seinem Herzen ab, und bald blieb ihr nichts mehr übrig, als das letzte, verzweiflungsvolle Mittel zu ergreifen. Mit verliebter Schwärmerey, fast möchte ich sagen, Raserey, that sie nun selbst jene Geständnisse, welche sie so gerne aus seinem Munde gehört hätte, und brachte ihn dadurch auf den höchsten Grad der Verlegenheit. Davon hatte er bis jetzt keine Vorstellung, daß ein gebildetes Frauenzimmer sich so weit vergessen könnte, sich dem Manne selbst in

den Arm zu werfen. Einige Minuten brauchte er, ehe er sich erholte, dann war aber sein Entschluß gefaßt. Lächelnd sagte er ihr, daß er ihr zu Liebe alles das als eine komische Posse ansehen wolle, die sie erfunden habe, um sie und ihn zu belustigen, und ihrer muntern Laune Spielraum zu geben." Sollte es Ihnen indessen, sezte er am Ende mit einem Ausdrucke hinzu, aus dem Verachtung und Spott hervorblickte, wahrer Ernst seyn, sich verlieben zu wollen, so will ich dazu behülflich seyn, und ihnen gerne den schönsten unter den Dienern überlassen.

Jede Beleidigung vergiebt das Weib eher, als Verschmähung ihrer Liebe, und Kränkung ihrer Eitelkeit, und wer sie von dieser Seite angreift, zieht sich ihren ganzen Haß zu. Unmöglich ist es, sich die Wuth zu denken, in der des Prinzen letzte Worte Fredegunden versetzten. Er, den sie so heiß liebte, dem zu Liebe sie weibliche Sittsamkeit und Bescheidenheit überschritten hatte, verschmähte ihr Herz, das kränkte sie tief. Er würdigte sie aber so sehr herab, und beleidigte ihre Eitelkeit so sehr, daß er sie, die sie schon so große Plane auf seine Liebe gebauet hatte, an einen seiner Bedienten verkuppeln wollte, dieses empörte ihr Innerstes, und foderte Rache — blutige Rache. Sie zitterte am ganzen Leibe, Blässe deckte ihr Gesicht, und ihr Blut kochte fürchterlich, doch nur einige Augenblicke dauerte diese Aufwallung, dann trat Besinnung und Verstellung an die Stelle. Mit einem Lächeln, das der feine Beobachter Grinsen genannt hätte, dankte sie dem Prinzen, und versprach scherzend, wenn es Noth thun würde, von seinem Antrage Gebrauch zu machen. Von dem Scherze gieng sie endlich zur ausschweifendsten Lustigkeit über,

um die Bewegungen ihres Herzens zu verbergen. Guntram konnte vor Erstaunen nicht zu Worte kommen, als er sah, wie sehr dieses Mädchen sich in der Gewalt habe, und mit allen ihren Leidenschaften, auch mit den heftigsten ihr Spiel trieb. Nun wurde sie ihm erst nicht nur verächtlich, sondern auch furchtbar. Er war daher froh, als sie sich dem Pallaste näherten, und er sich mit Anstand entfernen konnte.

VIII.

Von nun an war Fredegundens Plan ganz umgeändert, und ihr Betragen demselben angemessen. Daß der Prinz für sie verloren sey, dessen war sie nun ganz überzeugt, allein deßwegen gab sie die Hoffnung doch noch nicht auf, den Thron einst noch zu besteigen. Der Gedanke, dann ihren Haß an dem Elenden, der ihre Eitelkeit so tief gekränkt hatte, ganz befriedigen zu können, gab ihr Muth und Kraft, alles zu unternehmen. Gegen Adelgunden war sie noch immer die nämliche, ehrfurchtsvoll, hingebend und zärtlich, denn es lag ihr daran, das gränzenlose Zutrauen, welches diese unglückliche Frau in sie gesetzt hatte, nicht vor der Zeit zu schwächen. Den Prinzen behandelte sie, wenn Zeugen zugegen waren, mit der seinem Stande schuldigen Ehrfurcht, und wenn sie mit ihm allein war, mit schneidender Kälte und beißendem Spotte. Kilperichen wußte sie sich allmählig zu nähern. Nur von ferne ließ sie ihn ahnen, daß ihr Herz vielleicht noch zärtlicher Zuneigung für ihn empfänglich sey, und das war diesem ausgelernten Wüstling genug, um seine Bewerbungen zu erneuern, und zu verdoppeln. Er glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben, allein darin betrog er sich sehr, denn obwohl Fredegunde ihn jetzt weniger spröde behandelte, als sonst; obwohl sie seine Betheurun-

gen der heißesten Liebe jetzt ruhig anhörte, welches sonst nicht der Fall war, so konnte er sie doch weder durch Schmeicheleyen noch Versprechungenzu irgend einem entscheidenden Schritte bewegen, der ihn dem Ziele näher gebracht hätte. Sie zeigte ihm die Möglichkeit des Glückes bloß von ferne, um ihn lüsterner zu machen, und wenn er sich nähern wollte, so warf sie den Schlagbaum erkünstelter Schüchternheit, Sittsamkeit, Unschuld, und andrer Künste weiblicher Ziererey dazwischen. Er wurde ganz irre an dem schönen Mädchen, und wußte nicht, wie er sich benehmen sollte.

Es ist eine leider durch Erfahrung bestättigte Wahrheit, daß die Großen dieser Erde zu schlechten Handlungen leicht Gehülfen finden, welche in der Hoffnung bei dieser Gelegenheit ihr Schäfchen scheeren zu können, sich willig zu Allem verstehen, da es ihnen im Gegentheil oft sehr schwer fällt, zu ihren edlen Unternehmungen Menschen zu finden, welche ferne von allem Eigennutz und Nebenabsichten sich bloß der guten Sache widmen wollen. Das kommt daher, weil Handlungen, über welche die Moralität erröthet, von deßwegen, weil sie schlecht sind, besser bezahlt werden müssen, und der Eigennützige daher seine Rechnung besser dabey findet, als bey guten, welche von jedem rechtlichen Manne ohne weitere Belohnung gefodert werden. Zu dem, so sind diese Gehülfen des Lasters zu gut in der Schule der Welt gebildet, als daß sie nicht wissen sollten, daß, wenn sie den Großen in ihren schwachen Stunden behülflich sind, diese auch zu den ihrigen ein Aug zudrücken, und manches dulden müssen, was sie sonst mit Strenge ahnden würden. Von jeher hatte Kilperich bey seinen verliebten Abentheuren solche Menschen, welche da, wo er nicht

selbst konnte, den Weg bahnen, und die Unterhändler in der Sache machen mußten. Zu einem derselben, dem verschmitztesten, den er kannte, nahm er auch jetzt seine Zuflucht, entdeckte ihm die ganze Lage der Sache, und gab ihm seine Aufträge.

Bald erschien dieser Bothe der Liebe bey Fredegunden, und eröffnete die Unterhandlungen. Sie hatte es erwartet, und war also darauf gefaßt und vorbereitet. Ruhig hörte sie seine Anträge an, mit holdem Erröthen, das nur das geübteste Kenneraug von erkünstelter Schminke unterscheiden konnte, gestand sie, daß sie nicht unempfindlich gegen Kilperichs warme Liebe sey: mit schwärmerischer Begeisterung aber, deren sonst nur Tugendhafte fähig sind, betheuerte sie, daß sie sich nie zum Laster verstehe, nie zur Buhlerinn herabsinken werde. Nach langem Dringen erst verstand sie sich zu einer geheimen Unterredung mit dem König, und wurde dann unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses bey ihm eingeführt. Hier war es, wo sie ihre ganze Kunst zeigte. Zärtlichkeit verrieth ihr Aug, innige Liebe und warmes Gefühl ihr klopfender Busen, holde Tugend und ein unverdorbenes Herz ihre Worte, und ihr ganzes übriges Benehmen. Eine Thräne glänzte in ihrem schönen Auge, als Kilperich ihr mit aller Beredsamkeit seine Liebe schilderte. Unwillkührlich und wie vom Drange hingerissen ergriff sie seine Hand, und drückte sie an ihr Herz, aber plötzlich schauderte sie zurück, und ängstlich, indem alle ihre Muskeln krampfhaft zitterten, rief sie aus: Nein, unmöglich, ich habe nichts auf dieser Erde, als meine Tugend, und diese ist mir theuer — theurer als mein Leben. Schonen Sie meiner, hier warf sie sich vor Kilperichen auf die Knie nieder, schonen Sie eines Mäd-

chens, das schon unglücklich genug ist, ein gefühlvolles Herz im Busen zu haben, das liebevoll zu ihnen hingezogen wird. Ueberlassen Sie mich meinem Grame, und gönnen Sie mir den Trost, wenn gleich unglücklich, doch tugendhaft geblieben zu seyn. Entfernung ist das einzige Mittel, das unsere beeden Herzen heilen kann. Bey diesen Worten sprang sie auf, und ehe man daran denken konnte, sie aufzuhalten, war sie entflohen.

War Kilperich vorhin verliebt, so verlor er nun vollends seine Besinnung, denn nichts ist für den Verliebten dahinreißender, als die Thränen, welche ein sanftes Geschöpf im Gefühl seiner Schwachheit vergießt. Er schwur, nicht eher zu ruhen, bis er dieses Mädchen sein nennen konnte, und gab seinem Vertrauten die angemessensten Aufträge deßwegen. Er überschickte ihr sein in Edelsteine gefaßtes Bild, das er ehemals seiner Gattinn gegeben, aber bey Gelegenheit wieder zurück genommen hatte. Dieses Geschenk begleitete er mit einem Briefe, in dem jedes Wort die heißeste Liebe verrieth. Es war aber keine so leichte Sache, dem verschmitzten Mädchen den Brief beyzubringen. Sie hatte alles berechnet, und war überzeugt, daß Entfernung das zuverlässigste Mittel sey, die Neigung ihres Liebhabers auf den höchsten Grad zu bringen. Sie verschloß sich in ihre Zimmer, und Niemand, selbst Adelgunde nicht, welche Thränen des Kummers und banger Sorge um ihren Liebling weinte, wurde vorgelassen. Erst nach einigen Tagen trat sie schmachtend, und mit einem Anstriche von Kränklichkeit hervor, welcher ihr so viel neue Reitze verlieh, daß sich Kilperich bey ihrem Anblicke kaum zu fassen wußte. Es gelang zwar seinem Vertrauten das Geschenk Fredegunden einzu-

händigen, allein nach langer Weigerung erst entschloß sie sich, den Brief des Königs zu öffnen.

So standen die Sachen, als es Fredegunden endlich Zeit dünkte, einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun. Durch ihr Zurückziehen hatte des Königs Liebe den höchsten Grad erreicht. Schon sehr oft seitdem hatte er sie um eine Unterredung gebeten, wurde aber jedesmal abgewiesen. Endlich schlug seine glückliche Stunde, und sie erschien bey ihm, wie das erstemal von dem Vertrauten eingeführt. Auch heute war ihre Miene ganz Unschuld, liebevoll und zärtlich, aber schüchtern und zitternd. Sie ließ erst Kilperichs Feuer ganz austoben, und erst, als er ihr unzähligemale geschworen hatte, daß er nicht ohne sie leben könne, gab sie schmachtend die Antwort, daß auch sie dem Drang warmer und inniger Liebe unterliege. „Ewig werde ich dich lieben, rief sie in hoher Schwärmerey aus. Theuer bist du mir, unendlich theuer, aber theurer noch als du — ist mir meine Tugend. Ich schwöre, hier zog sie aus dem Busen einen Dolch, den sie verborgen hatte, und mit dem, wie absichtlos, das Bild des Königs hervor fiel, — ich schwöre, daß ich eher sterben, als zu deiner Buhlerinn herabsinken werde.“ Nur halb ihrer bewußt drückte sie Kilperichs Bild an ihr Herz, küßte den Dolch, und steckte beedes wieder zu sich. „Glücklich, unbeschreiblich glücklich, fuhr sie fort, wäre ich in deinen Armen, und ich fühle, daß ich ohne dich nicht mehr leben kann, allein niemals wirst du Fredegunden umarmen, ehe sie deine Gemahlinn ist.“

Blaß und wie versteinert stand Kilperich bey diesen Worten. Schon unzähligemale hatte er, seit dem Adelgunde seine Gattin war, in verbotner Liebe geschwelgt, aber noch nie war ihm ein solcher Antrag gemacht worden.

Gerade das Mädchen, das alles, was er bis jetzt von weiblicher Vollkommenheit gekannt hatte, so unendlich übertraf, mußte einen solchen Preis auf ihre Umarmung setzen. Mehrere Minuten brauchte er, ehe er sich von seiner Bestürzung erholte, dann aber versuchte er alles, was in seiner Gewalt stand, Bitten, Versprechungen, Aussichten für die Zukunft, um das geliebte Mädchen von ihrem Entschlusse abzubringen. Ruhig und still-schweigend hörte ihm Fredegunde zu. Stuffenweise hüllte sie sich in Kälte ein, und nachdem Kilperich alles erschöpft zu haben glaubte, was sie erweichen konnte, brach sie in ein lautes, spöttisches Gelächter aus. „Unvergleich-lich, rief sie mit einem schneidenden Tone, zur Buh-lerinn also wünschtest du mich zu haben. Meine Tugend möchtest du morden, um mich dann einst wie eine aus-gedruckte Zitrone, die keinen Saft mehr hat, dahin zu werfen. Schwelgen möchtest du, aber opfern willst du nichts. Doch ich weiß, was dich abhält, — Furcht ist es. Blicke her um dich, und siehe, was andere Große dieser Erde thaten, und noch täglich thun. Lästige Bande zerreißen sie, denn wofür hätten sie sonst die Gewalt in ihren Händen? Sie sind, und werden glücklich, aber da-für haben sie Muth, nur du — du hast keinen. Lebe wohl!“ Unaufhaltbar drang sie zur Thüre, und in einem Augenblicke war sie verschwunden.

IX.

Ob Fredegunde nicht zu viel wagte bey diesem Schrit-te? Ob sie sich nicht der Gefahr aussetzte, dadurch, daß sie zu viel foderte, alles zu verlieren? Ich glaube nicht, doch die Folge wird es lehren. Mir genügt, hier die Grundsätze aufzustellen, nachdem diese erfahrne Ken-nerinn des menschlichen Herzens handelte. Dadurch, daß

sie dem verliebten Kilperich so viele Hindernisse in den Weg legte, fachte sie den Funken seiner Liebe zur allgewaltigen Flamme an, die alles um sich her zu verzehren drohte. Deßwegen floh sie ihn, vermied jede Gelegenheit mit ihm allein zu seyn, und ließ ihn so lange harren, ehe sie wieder in eine geheime Unterredung willigte. Schon der große Lehrer der Liebe, Ovid, gab uns die wichtige Lehre, daß Hindernisse die Würze, und das Hebemittel der Liebe seyen, und was dieser systematische Wüstling nach Grundsätzen lehrte, das hat tägliche Erfahrung als richtig bestätigt. Daß sie dem König Feigherzigkeit und Mangel an Muth vorwarf, dieses dünkt mich, war ebenfalls ein Meisterstück ihrer Menschenkunde. Niemand, besonders Männer nicht, und Große am allerwenigsten, wollen feig und schwachherzig scheinen. Sie rechnen ihn sich zur Schande diesen Vorwurf, und um ihn von sich abzuwälzen, thun sie mehr, als sie vermögen, mehr als sie thun sollten. Die Leidenschaft des Stolzes und der Eigenliebe schnellt, wenn sie gekränkt wird, mit unglaublicher Anstrengung in die Höhe, überschreitet dann alle Gränzen des Schicklichen, und weiß sich nicht mehr zu mässigen. Daher suchte das verschmitzte Mädchen den Stolz ihres Liebhabers empfindlich zu kränken, damit er aus beleidigter und falsch verstandner Ehrliebe thun sollte, was er aus Liebe zu ihr vielleicht nicht gethan hätte. Sie setzte zwey mächtige Leidenschaften zugleich in Bewegung, wenn eine allein nicht hinreichen sollte. Die Vorfälle der damaligen Zeit gaben ihr übrigens Gelegenheit zu ihren Vorwürfen gegen Kilperichen, denn es war damals nichts Seltenes, daß die Großen unter dem erbärmlichsten Vorwande ihre Gemahlinnen verstießen, wenn sie derselben satt waren.

So wird der schwache Mensch ein Opfer seiner Leidenschaften, und die heiligsten Dinge werden zum Bösen mißbraucht.

Lassen wir indessen das Gift, das Fredegunde in ihres Liebhabes Seele warf, seine Wirkung thun, und sehen, wie sich dieses ehrsüchtige Mädchen gegen Andere betrug. Sie hatte nun einmal alle Schranken überschritten, hatte das Aeußerste gewagt, und Alles stand auf dem Spiele. Sie glaubte daher kein Maaß mehr beobachten zu dürfen, und legte die Maske der Liebe, Freundschaft, und Ehrfurcht, unter der sie sich bisher gegen Adelgunden verborgen hatte, plötzlich ab. Ihre aufrichtige Liebe vergalt sie mit Undank, begegnete ihr schnödde, auffahrend, ja wohl grob, und war mit einemmale so ganz umgeändert, daß die gute Königinn von ihrem Erstaunen nicht zu sich kommen konnte. Lange hatte sie unbeschreibliche Geduld mit ihr, sah ihre Launen als Folgen eines heimlichen Kummers an, und bemühte sich mit freundschaftlicher Gutherzigkeit in ihr Herz zu dringen, um die Wunde zu heilen. Manche heimliche Thräne weinte sie um ihre Freundinn, und bedauerte sie, als der Schleier des Geheimnisses plötzlich, und schmerzlich von ihren Augen gerissen wurde.

Fredegunde gab sich keine Mühe mehr, die Liebe des Königs zu verbergen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß das Geheimniß entdeckt wurde, und sie war die Erste, welche es errathen ließ. Auch Guntram erfuhr die Neuigkeit des Tages, und zitterte für seine Mutter, denn er kannte die Schlange, und fürchtete alles von ihr. Bis jetzt hatte er es nicht für gut gehalten, Jemanden zum Vertrauten dessen zu machen, was ihm einst selbst mit diesem gefährlichen Mädchen begegnet war. Nun aber

eilte er zu seiner Mutter, die zugleich auch seine Freundinn war, entdeckte ihr seine eigne Geschichte, und endlich auch, so wehe es ihm that, die Ruhe der vortrefflichen Frau zu stören, Fredegundens Liebschaft mit dem König, welche für Niemanden sonst ein Geheimniß mehr war. Da stand sie die arme, betrogene Frau, blaß wie eine Leiche, zitternd und händeringend. Also habe ich eine Schlange im Busen erzogen, rief sie im Gefühle des bittersten Schmerzens aus, die mich nun tödtlich verwundet? Ich habe sie so zärtlich geliebt, habe sie so nahe am Herzen getragen, und sie lohnt mir mit dem gräßlichsten Undanke. Doch, fuhr sie fort mit leuchtenden Augen, und mit der frohen Begeisterung edler Seelen, welche immer eher das Gute als das Böse von Andern glauben, vielleicht ist sie noch zu retten, die Unglückliche. Vielleicht ist sie noch nicht so tief in die Irrwege des Lasters verwickelt, daß sie nicht noch sich los wickeln könnte, oder vielleicht ist überhaupt die Sache nicht so schlimm, als der allgemeine Ruf sie verkündet, der immer das Böse sagt, von dem Guten aber schweiget. Laß uns einen Versuch machen, sagte sie dann zu ihrem Sohne, und zog ihn mit sich fort, ohne auf eine seiner Vorstellungen zu hören. Mit geflügelter Eile begab sie sich nach Fredegundens Zimmern, um die warnende Stimme der Wahrheit dem Mädchen, das ihr einst so theuer war, recht nahe ans Herz zu legen. Sie versprach sich alles Gute von diesem Versuche, Guntram aber hoffte nichts, weil er Fredegundens Tücke und Bosheit zu gut hatte kennen lernen.

Adelgunde hätte in keinem ungünstigern Augenblicke bey ihrer Nebenbuhlerinn eintreten können, als der war, in welchem sie selbe itzt überraschte. So eben war der Ver-

traute ihrer Liebe von ihr gegangen, und hatte durch seine Bothschaft ihrem ehrsüchtigen Plane neue Nahrung gebracht. Da stand sie in der Mitte ihres Zimmers, und betrachtete mit leuchtenden Augen das Bild des Königs, welches ehemal das Eigenthum seiner Gattinn war, als diese bey ihr eintrat. Mit offnen Armen eilte die Königinn ihrer bisherigen Freundinn entgegen, und war eben im Begriffe mit den zärtlichsten Ausdrücken sie anzureden, als sie das Bild ihres Gemahls in ihren Händen erblickte. Die Worte erstarben auf ihrer Zunge, und sie war dem Umsinken nahe, doch bald gab ihr das Gefühl ihrer Kränkung neue Kraft, und das sonst so sanftmüthige Weib wurde von gerechtem Unwillen dahin gerissen. „Also ist es wahr, rief sie aus, daß du Elende, der ich mein ganzes Herz schenkte, mich hintergiengst, die Ruhe meines Lebens zernichtest, und mir die Liebe meines Gatten stahlst? Doch freue dich nicht zu früh, und entferne dich sogleich von einem Orte, wo nur meine Güte dich hinzog."

Fredegunde hatte sich, während die Königinn sprach, von ihrer Ueberraschung und Schrecken erholt. Gefaßt, und mit bitterem Spotte, denn es schmeichelte ihr, ihre Nebenbuhlerinn so tief gekränkt vor sich zu sehen, antwortete sie: „Wahr ist es, daß ich nur durch Ihre Güte am Hofe erschien, gnädige Frau. Empfangen Sie dafür meinen ganzen Dank. Daß ich mich aber auch ferner, trotz Ihrem Verbothe hier halten werde, das verspreche ich mir von der Freundschaft des Königs, der es nicht dulden wird, daß man mich beleidige. Ihre Zeit ist vorüber, gnädige Frau, und es ist billig, daß Sie, nachdem Sie das Gute zwanzig Jahre lang genossen, nun einer Jungen Platz machen. Alles ist der

Veränderung unterworfen in der Welt. Ich werde indessen in meinen glücklichen Tagen der Freundschaft nie vergessen, welche Sie für mich zu hegen beliebten, so wie ich mir eine Freude daraus machen werde, hier machte sie dem Prinzen eine höhnende Verbeugung, andern Personen für Ihre guten Gesinnungen für mich zu danken, und Gleiches mit Gleichem zu vergelten."

Was der Freude machen wird, oder nicht, rief zähneknirschend der Prinz, der noch niemals in seinem Leben so in Wuth gerathen war, als jetzt, da er seine angebetete Mutter mit solcher Unverschämtheit mißhandelt sah, das ist mir gleichgültig, aber das versichere ich dich, hier sprang er mit glühenden Augen auf Fredegunden los, und packte sie mit nervigter Faust, daß du eher von meinen Händen sterben, als noch einmal eine Frau, welche deine Wohlthäterinn war, mißhandeln wirst. Wer weiß, wie weit ihn sein Zorn verleitet, und ob er nicht seine Drohung ins Werk gesetzet hätte, wenn nicht in eben dem Augenblicke seine Mutter unter ihrem Schmerz und Jammer erlegen, und an seiner Seite bewußtlos dahin gesunken wäre. Er ließ die erschrockene Unholdinn los, welche zitternd das Aeußerste von ihm erwartete, und sprang seiner Mutter zu Hülfe.

Während sich Guntram mit der unglücklichen Ohnmächtigen beschäftigte, nnd alles versuchte, um sie ins Leben zurück zu rufen, hatte Fredegunde den günstigen Augenblick benutzt, und war, als Adelgunde die Augen aufschlug, aus dem Zimmer verschwunden.

X.

Alles stand nun auf dem Spiele für Fredegunden. Es gab keinen Mittelweg mehr für sie, denn wenn sie itzt nicht siegte, und mit ihren Absichten durchdrang, so

war alles verloren, und sie wurde ein Opfer ihrer ehrsüchtigen Plane. Sie wagte daher das Aeußerste. So bald sie sich aus den Händen des Prinzen gerettet hatte, so eilte sie zu dem König. Unaufhaltsam wie ein Sturm warf sie Alles zurück, was ihr im Wege stand, und sank athemlos zu den Füßen des bestürzten Kilperichs nieder, der nicht wußte, was er von diesem Auftritte denken sollte. „Retten Sie mich, mein König, rief sie mit fürchterlicher Stimme, so bald sie wieder zu Athem gekommen war. Retten Sie mich aus den Verfolgungen, welche mir Ihre Liebe zugezogen hat!“ Nun folgte die Erzählung dessen, was zwischen Adelgunden und ihr vorgefallen war. Daß sie den Bericht nach ihren Absichten einkleidete, und mit Unwahrheiten reichlich ausschmückte, versteht sich von selbst. Nach ihrer Aussage hatte die Königinn sie auf das Gräßlichste mißhandelt. Unter Schimpfworten und Drohungen, sie ganz ihrer Rache aufzuopfern, hatte Adelgunde sie auf das Niederträchtigste behandelt. Der Prinz vorzüglich hatte sich thätig an ihr vergriffen, und würde vielleicht in ihrem Blute seine Wuth gelöscht haben, wenn sie nicht noch das Glück gehabt hätte, seinen Händen zu entrinnen. Beede, Mutter und Sohn, hatten in den entehrendsten Ausdrücken von dem König gesprochen, und aus ihren Drohungen lasse sich das Aeußerste von ihnen erwarten.

So lautete der Bericht, den Fredegunde erstattete. Thränen drangen aus ihren schönen Augen, und Seufzer drohten sie zu ersticken. Von der Unverschämtheit, mit der sie der Königinn begegnet war, von dem Uebermuthe, mit welchem sie den Prinzen angeredet hatte, und vorzüglich von der Ursache, warum der Prinz schon lange gegen sie erbittert war, sagte sie kein Wort. Sie

gab sich alle Mühe in diesem kritischen Augenblicke, Kilperichs Sinnlichkeit rege zu machen, sein Herz gegen die Königinn zu erbittern, alle Gefühle des Mitleids und der Freundschaft gegen sie zu ersticken, und vor allem, seinen ganzen Zorn auf den Prinzen zu leiten. Es lag ihr alles daran, den König zu einem raschen Schritte zu bewegen, durch welchen der Knoten auf einmal zerrissen, und von welchem ihm der Rückweg unmöglich, oder doch äußerst schwer gemacht würde. Um ihre Absicht desto sicherer zu erreichen, suchte sie als erfahrne Menschenkennerinn mehrere Leidenschaften zugleich in Kilperichs Herzen rege zu machen, welche seiner Vernunft sich bemeistern, und die Stimme der Tugend ersticken sollten.

Liebe und Stolz sind unter allen Leidenschaften, deren Saamen in dem Herzen des Menschen liegt, jene, welche am heftigsten toben, und die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen. Was thut der Verliebte nicht alles, um seiner Geliebten zu gefallen? Liebt sie die Tugend, so wird er mit Riesenkräften sich ebenfalls zur Tugend erheben, um ihrer würdig zu werden. Ist sie aber lasterhaft, so ist nichts so ehrwürdig, das er nicht ihr zu Lieb aufopferte, keine Tugend so heilig, die er nicht willig mit Füßen träte. Eben so verhält es sich mit dem Stolzen. Leget ihm Hindernisse in den Weg, und ihr werdet sehen, wie allgewaltig er alle Dämme durchbricht, wie grausam er alles vernichtet, was ihn in seinem Gange hindert. Kränket den Ehrsüchtigen, und ihr werdet erfahren, wie bitter er sich rächt, und wie gerne er verwüstet, um auf den Trümmern empor zu steigen. Andere Leidenschaften spielen ebenfalls gerne den Meister über unser Herz und Vernunft, allein, mich

dünkt, ihr Schwindel ist doch ehe vorübergehend, und sie herrschen nicht so despotisch über uns, als jene.

Es gelang Fredegunden, diese zwey mächtigen Leidenschaften auf einen fürchterlichen Grad in Kilperichs Herzen anzufachen. Die Thränen des angebethenen Mädchens rührten ihn, ihre Seufzer drangen in sein Innerstes, und seine ganze Sinnlichkeit erwachte. Sein Stolz war durch die Vorwürfe, welche die Geliebte ihm wegen Mangel an Muth gethan hatte, gekränkt. Die gerechten Klagen seines Weibes empörten ihn, und die zärtliche Liebe des Sohnes für seine mißhandelte Mutter erbitterte ihn. Er unterlag der Leidenschaft. Die Vernunft löschte die Fackel, mit der sie die Herzen der Menschen erleuchtet, trauend aus, und die Tugend floh weinend von ihm. Seiner nur halb bewußt, schloß er Fredegunden in die Arme, und versprach ihr die Erfüllung aller ihrer Wünsche, die Verstoßung seiner Gattinn, ihre eigne Erhebung auf den Thron, und die Bestrafung seines Sohnes als ihres bittersten Feindes. So hatte also die unglückliche Königinn ihren Fall durch gränzenloses Zutrauen zu einer Heuchlerinn selbst befördert. So hatte also Fredegunde durch kluge Benutzung der Umstände den höchsten Grad ihrer Absichten erreicht. Die Tugend wurde aufgeopfert, und das Laster siegte.

In dem entscheidenden Augenblicke erschien die Königinn, von ihrem Sohne begleitet, in dem Vorzimmer des Königs. Nachdem sie sich von der Ohnmacht erholt und volle Besinnung erhalten hatte, entschloß sie sich voll Vertrauen auf die angebohrne Gutherzigkeit ihres Gatten sich in seine Arme zu werfen. Sie konnte sich's nicht vorstellen, daß er, der ehemals sie zärtlich geliebt hatte, zwanzig Jahre wenigstens freundschaftlich mit ihr lebte,

und der Vater ihrer Kinder war, sein Herz ganz vor ihrer Stimme verschließen, und Tugend und Menschlichkeit ganz verläugnen werde. Hätte sie früher diesen Schritt gethan, noch ehe eine schlaue Verführerinn sich ganz seiner bemächtigt hatte, so würde sie ihre Absicht erreicht haben, aber nun war es zu spät. Kilperichs Herz war gegen sie erbittert, sein Stolz gekränkt, seine Sinnlichkeit rege gemacht, und sie war unwiederbringlich verloren.

Der die Wache habende Offizier, der über dieses ein Vertrauter des Königs war, widersetzte sich dem Eintritte der Königinn. Fredegunde, als sie die Stimme ihrer Nebenbuhlerinn hörte, sprang erschrocken aus den Armen des Königs auf, und suchte sich ein Plätzchen, um sich zu verbergen. Kilperich stand unentschlossen und im Gefühle seiner Unwürdigkeit da, aber bald erholte er sich von seiner Betäubung, denn seine Leidenschaften trieben ihn fürchterlich. Schnell hüllte er sich in den Schleier der Würde und des Ansehens, unter dem die Großen dieser Erde so manche Schwachheit glücklich verbergen, und nahte sich der Thüre, um seine Gottinn zurück zu drängen. So wie er sie öffnete, stürzte ihm Adelgunde entgegen, und sank bewußtlos zu seinen Füßen nieder. Dieser Anblick erschütterte ihn, und er würde vielleicht itzt noch der Stimme seiner edlern Gefühle Gehör gegeben haben, wenn nicht Fredegunde, die immer in der Gefahr den größten Muth zeigte, sich dazwischen gedrängt, und durch ihre Blicke die aufkeimende Tugend wieder erstickt hätte. Ruhig! — sagte er lächelnd zu ihr, indem er ihr liebreich die Hand reichte, und stille! — rief er gebietherisch dem Prinzen zu, der eben das Wort nehmen wollte. Unmenschlich schritt er über

seine unglückliche Gattinn hin, um dem Offizier der Wache seine Befehle zu ertheilen. Ich übergebe Ihnen, sagte er zu ihm, diese beede als ihre Gefangene, und sie bürgen mir mit Ehre und Leben für sie. Jeder wird abgesondert in seine Zimmer verschlossen, und Niemanden ohne meine Einwilligung der Zutritt gestattet.

Der Offizier that seine Pflicht, und der König verschloß sich mit der verführerischen Schlange in das entlegenste seiner Zimmer.

XI.

Das traurige Loos war also für Adelgunden geworfen. Sie verlor alles, während ihre lasterhafte Nebenbuhlerinn am Ziele, und nahe an der Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche stand. Dieses verschmitzte Weib blieb sich in jeder Lage, und unter jedem Verhältniß gleich. Nie that sie einen Schritt, der nicht berechnet war, und der gefährliche Folgen für sie hätte haben können. Itzt, da die unglückliche Königinn verdrängt war, und Kilperich ihr hoch und theuer geschworen hatte, sie auf den Thron zu heben, hätte Manche durch warmes Blut und Hoheitsschwindel gedrängt, zu unüberlegten Schritten sich hinreißen lassen. Fredegunde kannte ihren Vortheil besser, und hielt sich fest. Sie that und gewährte gerade nur so viel, als nöthig war, des Königs Leidenschaft im Gange zu erhalten, und seine Lüsternheit auf den höchsten Grad zu heben. Trotz dem Dringen ihres Liebhabers, und trotz den Wünschen ihres eignen Herzens, blieb sie ihrem Vorsatze getreu, nur als Gattinn in Kilperichs Arme zu sinken.

Adelgunde wurde am andern Tage schon unter einer zahlreichen Bedeckung nach einer an der Gränze gelegnen festen Stadt abgeführt, wo sie die Entscheidung ihres

Schicksals abwarten sollte. Sie weinte Thränen des bittersten Schmerzes, als man sie wie eine Verbrecherinn dahin führte. Nicht der Gedanke an den Verlust der Krone folterte ihr Herz. Gegen dieses Spiel des launenhaften Schicksals war sie gleichgültig, und wußte diese Dinge zu würdigen; allein die Erinnerung an die Ungerechtigkeit eines Mannes, den sie einst zärtlich geliebt hatte, der schwarze Undank eines Geschöpfes, das sie empor gehoben, und als Freundinn behandelt hatte, und vorzüglich die Sorge um ihre Kinder, welche sie zurücklassen mußte, beängstigten sie. Guntram ihr Liebling, der so warm sich seiner mißhandelten Mutter angenommen hatte, wurde mit in ihr unglückliches Verhängniß gezogen, er blieb in enger Verwahrung zurück, man mußte alles für ihn von dem schwachen Herzen des Vaters, und der Rache seiner Buhlerinn fürchten, und es war der unglücklichen Mutter nicht vergönnt, ihn vor ihrer Abreise noch an das Herz zu drücken. Diese Gedanken nagten fürchterlich an dem Herzen der Trostlosen. Wenn Etwas sie in ihrem Unglück zu trösten im Stande gewesen wäre, so war es die Art, mit der sie an dem Orte ihrer Verweisung empfangen wurde. Nicht wie eine Verbrecherinn, wie eine geächtete Königinn stand sie da, sondern wie die geliebte Mutter unter ihren Kindern. Alle Einwohner der volkreichen Stadt eilten ihr entgegen, um sie wie im Triumph einzuführen. In jedem Auge sah sie eine Thräne des Mitleids glänzen, und froh jubelte alles, sie in den Mauren zu besitzen. Selbst Kilperich hatte, vermuthlich ohne Vorwissen der Unholdinn Fredegunde, sehr schonende Verhaltungsbefehle in Rücksicht seiner verstossenen Gattinn gegeben. Man behandelte sie mit vielem Anstand, und sie genoß alle Gemächlichkeit, nur der

Freiheit nicht, sich von dem Orte ihrer Verbannung entfernen zu dürfen.

Die Scheidung des Königs von seiner Gattinn wurde mit aller Thätigkeit und Eifer betrieben. Kilperich berief zu dieser Absicht die Bischöfe und Großen seines Reiches zusammen, denn so willkührlich die Mächtigen dieser Erde oft durch die Handlungen die Gränzen des Schicklichen überschreiten, so pflegen sie doch gerne ihren Unternehmungen den Schein einer gewissen Förmlichkeit zu geben. Die Gründe der Scheidung wurden zu Papier gebracht, und einer der verschlagensten Köpfe hatte sichs gegen gute Bezahlung sauer werden lassen, dieser ungerechtesten aller Handlungen ein rechtliches Ansehen zu geben. Viele, man darf behaupten die Mehrsten fühlten Abscheu gegen das Verlangen des Königs, aber nur Wenige hatten Muth und Rechtschaffenheit genug, ihre Meynung offen zu sagen. Eigennutz und Furcht fesselten die Zungen. Viele wurden durch Geld, Andere durch Verheissungen erkauft, und die kleine Zahl derer, welche auf keine Weise gewonnen werden konnten, wurde entfernt, oder mit Gewalt zum Stillschweigen gebracht. Kurz — die ungerechte Sache wurde als gerecht erkannt, und die Trennung des Königs von seiner Gattinn feierlich beschlossen. Um den höchsten Grad der Förmlichkeit zu geben, denn Fredegunde drang darauf, wurde eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, um die Scheidung durch den obersten Bischof bestättigen zu lassen.

So gut Fredegunde hier mit ihren Absichten durchdrang, so wenig gelang es ihr in Rücksicht auf den Prinzen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es ihr Wille war, Guntram, den sie haßte und fürchtete, auf immer zu entfernen, oder vielleicht gar in die Arme des Todes zu

führen. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß der schwache Vater in alle Foderungen seiner Verführerinn gewilligt hätte, und Guntram wäre verloren gewesen, wenn er nicht die Liebe des Volks in so hohem Grade besessen hätte. So furchtsam sonst Kilperichs Unterthanen sich unter seine Machtsprüche schmiegten, so muthig stellten sie nun sich hin, um ihren Liebling zu retten. Tausende versammelten sich. Alle drangen mit Bitten, und als diese nicht wirken wollten, mit nachdrücklichen Warnungen auf den König ein, und wollte er nicht das Aeußerste wagen, so mußte er in die Freylassung des Prinzen willigen. Er berief ihn zu sich, verbot ihm, sich auf irgend eine Weise in die Angelegenheiten seiner Mutter zu mischen, drohte, bey dem mindesten Versuch sich fürchterlich dafür an Adelgunden zu rächen, und ließ ihn dann frey. Der Augenblick, als dieser angebetete Königssohn zum erstenmal wieder erschien, war ein Augenblick der allgemeinen Freude und des Jubels. Alles drängte sich zu ihm hin, alles bestürmte ihn mit Liebkosungen, und es kostete ihn nicht wenig Mühe, die Zudringlichen von Unbesonnenheiten abzuhalten. Er liebte seine künftigen Unterthanen, und die ungekünstelten Beweise ihrer Zuneigung zu ihm thaten seinem Herzen wohl, allein er war ein zu guter Sohn, und ein zu hell sehender Mann, als daß er Dinge hätte dulden sollen, die seinem Vater mißfallen mußten.

So standen die Sachen. Die Ehescheidung war beschlossen, und man harrte nur noch der kirchlichen Bestättigung. Die zukünftige Königinn war schon allgemein bekannt, und Tausende strömten hin, um Fredegunden zu huldigen, und sich ihr anzuschmeicheln. Das stolze Mädchen frohlockte in ihrem Herzen, ohne doch

ihre Freude laut werden zu lassen. Sie war verschlagen genug, sich in den Schleier der Bescheidenheit und erkünstelten Demuth einzuhüllen. Schon glaubte sie am Ziele zu seyn, als sie durch einen übel berechneten Schritt sich wieder weit davon entfernte, und der Gefahr aussetzte, es nie wieder zu erreichen. Die Ruhe schien ihr für Kilperichen gefährlich. Sie fürchtete, daß die Stimme der Tugend noch einmal in seinem Herzen erwachen, oder daß es irgend einem Rechtschaffenen im Lande gelingen könnte, sich mit seinen Warnungen Eingang zu verschaffen, und endlich — war ihr die Zudränglichkeit ihres Liebhabers, die sie doch erst dann, wenn sie den Thron bestieg, befriedigen wollte, lästig und unerträglich. Sie entschloß sich daher dem König, bis der Augenblick ihrer Verbindung mit ihm gekommen seyn würde, Beschäftigung zu verschaffen. Neben diesem Grund hatte sie noch einige andere, die ich dem Leser erst näher erklären muß.

Wir haben oben gehört, daß die Brüder, welche ihres Vater Lothars unermeßliches Reich unter sich getheilt hatten, in Ruhe und beispielloser Eintracht zusammen lebten. Diese Ruhe schien Fredegunden gefährlich, und sie suchte ein Mittel, sie zu zertrümmern. Adelgunde war von ihren Schwägern geschätzt und geliebt. Es war voraus zu sehen, daß Kilperichs Brüder die Mißhandlung der guten Königinn ahnden, ihre Verstoßung mißbilligen, und sich der neuen Verbindung widersetzen würden. Offenbare Gewalt zwar fürchtete sie nicht, denn Kilperich war unabhängig, und Herr seiner Handlungen, allein die warnende Stimme der Brüder, und vorzüglich die des jüngsten derselben, des biedern Guntrams, fürchtete sie. Um diese Gefahr von sich abzuwenden, beschloß sie den Saamen der Zwietracht unter die Brüder

auszustreuen. Bey dem schwachen und verliebten Kilperich gelang es ihr vollkommen, denn er sah und handelte nur durch sie. Zu dem so hatte er einmal die Bahn der Tugend verlassen, und der zweyte Schritt auf der Straße des Lasters kostet nicht mehr viel, wenn der erste gethan ist. Vergrößerungssucht endlich, Ehrsucht und die Begierde, als künftige Königinn ihr Gebiet und Reich zu erweitern, waren noch andere wichtige Gründe, welche sie zu dem Schritte bewegten, den sie späterhin bitter bereute.

XII.

Siegebert, Kilperichs älterer Bruder war schon lang in einen blutigen Krieg mit den Hunnen verwickelt. Sie machten sehr oft verheerende Einfälle in sein Land, und es kostete ihm viele Anstrengung, sie zurückzudrängen. So eben war er an den Gränzen seines Reichs mit diesem kriegerischen Volke im Handgemenge, und führte einen Krieg, der sehr abwechselnd, bald für den einen, bald für den andern Theil günstig ausfiel. Diesen Zeitpunkt wählte Fredegunde, um die Fackel der Zwietracht zwischen die Brüder zu werfen, und sie auf immer zu entzweyen. Sie beredete Kilperichen in die Besitzungen seines Bruders Siegebert einzufallen, und sich, während er sich mit den Hunnen herumschlug, seines Eigenthums zu bemächtigen. Daß Guntram, der alle Ungerechtigkeit haßte, dem Bedrängten beystehen werde, wußte sie zum voraus, und konnte also genau berechnen, daß die Eintracht unter den Brüdern auf immer entfliehen werde. Dem leichtgläubigen Kilperich wußte sie diese Unternehmung als so leicht zu schildern, die Ungerechtigkeit derselben mit einem so glänzenden Anstriche zu verkleistern, und überhaupt seine Leidenschaften so

meisterhaft zu gängeln, daß er in alles einwilligte. In aller Eile wurden Truppen versammelt, mit denen Kilperich in die aller Vertheidigung entblößten Staaten seines Bruders einfiel. Ungehindert drang er vorwärts. Alles mußte sich ihm unterwerfen, und in wenig Tagen stand er vor der Hauptstadt, welche sich ihm ebenfalls nach einigen fruchtlosen Versuchen der Vertheidigung ergeben mußte.

Der gute Erfolg der Unternehmung schmeichelte die Ehrsucht des schwachen Königs, der in seinem Leben noch nichts Großes geleistet hatte, so sehr, daß er mit der größten Hitze vordrang, und in kurzer Zeit den größten Theil von seines Bruders Eigenthum in Besitz hatte. Diese glänzenden Siege waren indessen keine Folge seiner großen Tapferkeit, wie er sich schmeichelte, und Speichellecker ihn glauben machten. Sie kamen daher, weil Siegebert abwesend war, alle streitbare Mannschaft mit sich genommen hatte, und die wenigen kampffähigen Männer im Lande durch eine fruchtlose Gegenwehr die Sache nicht vor der Zeit verderben wollten. Sie unterwarfen sich ruhig, und erwarteten gelassen den Zeitpunkt, sich einst nach der Rückkehr ihres geliebten Königs fürchterlich zu rächen. Guntram begleitete seinen Vater, weil er mußte, und focht, wenn er es nicht vermeiden konnte, als Mann und als Held, aber in der edlen Absicht den Frieden zu erkämpfen, nicht aber um seinem Oheim, den er liebte und schätzte, sein Eigenthum zu entreissen. Er sah vor, daß nach Siegeberts Rückkehr Alles eine andere Gestalt gewinnen werde, und hatte schon seine Plane für die Zukunft gemacht. Fredegunde kam öfters zum Heere, half treulich Kilperichs schwachen Geist in dem Traume ehrsüchtiger Schwindeley einwiegen

blies, wenn es ihr gut dünkte, das Feuer seiner Liebe von neuem an, und begab sich dann wieder zu Hause, um Anstalten zu ihrer nahen Verbindung zu machen.

Kaum erhielt Sigebert die unerwartete Nachricht von dem feindseligen Betragen seines Bruders, als er seine Maßregeln darnach traf. Sein Herz blutete bey dem Gedanken, daß ein Bruder so schändlich handeln konnte, und er soll Thränen der Wehmuth, nicht der Rache, über seine Verblendung geweint haben. Mit den Hunnen schloß er einen Waffenstillstand, und es verdient in der Geschichte bemerkt zu werden, daß dieses sonst rohe und wilde Volk so viel Gefühl für Menschlichkeit hatte, die bedrängten Umstände ihres Feindes nicht zu benutzen, und sehr annehmliche Bedingnisse einzugehen. Sie errötheten in des Bruders Seele, der so niedrig handlen konnte, seinen Bruder heimtückisch zu überfallen. Sie würden vielleicht edel genug gedacht haben, ihrem bisherigen Feinde, wenn er es gefodert hätte, mit ihrer ganzen Kraft beyzustehen. So viel vermag das natürliche Gefühl des Rechts und der Billigkeit auch über ungebildete Menschen. Sigebert war indessen zufrieden mit dem geschlossenen Waffenstillstand, und foderte seinen andern Bruder Guntram, und Athalarich den König der Gothen, dem er einst ähnliche Dienste gegen seine Feinde, die Visigothen geleistet hatte, auf, ihm zu Hülfe zu eilen. Dann trat er mit seinen Getreuen den Rückweg nach seinen Staaten an.

Er hatte indessen nicht nöthig, die Ankunft seiner Bundesgenossen abzuwarten, der Sieg begleitete ihn auf jedem seiner Schritte. So geschwind Kilperich seines Bruders Staaten erobert hatte, eben so geschwind verlor er auch Alles wieder. Kaum zeigte sich Sigebert an

den Gränzen seines Reichs, als alle Getreuen im Lande, welche sich bis jetzt ruhig verhalten hatten, sich an ihn anschlossen, und sein Heer beträchtlich vergrößerten. Wo sich nur ein feindlicher Haufen zeigte, da wurde er auch geschlagen, und in die Flucht getrieben. Das kam vorzüglich daher, weil der größte Theil von Kilperichs Soldaten in ihrem Herzen ihres Herrn Betragen mißbilligten, und nur gezwungen, und wider ihre Ueberzeugung sich schlugen, da im Gegentheile Sigeberts Krieger für einen geliebten König, und für ihren eignen Heerd und Freiheit fochten. Jedes Heer, dessen Krieger Antheil, sollte er auch nur eingebildet seyn, an der Fehde nehmen, ist unüberwindlich, da im Gegentheile die zahlreichsten Heere, welche aus Soldaten bestehen, für die das Land, das sie bezahlt, keinen Werth, und die Sache, die sie verfechten, kein Interesse hat, nicht dagegen aushalten können. Diese Wahrheit hat die Geschichte aller Jahrhunderte, und die Ereignisse der neuesten Zeiten bestätigt.

Bald stand Sigebert mit seinem sieghaften Heere vor der Hauptstadt seines Landes, welche sich, obwohl eine Besatzung darinn lag, gegen ihren rechtmäßigen Herrn nicht halten konnte oder wollte. Kilperich zog sich immer rückwärts, verließ eine eroberte Provinz nach der andern, und sah sich bald in seinem eignen Lande bedroht. Die Hülfsvölker kamen endlich an. Guntram führte die seinigen selbst, und Athalarich hatte sie einem geprüften Feldherrn anvertraut, war aber schon mit seinem Hofstaate und Weibern, nach den Sitten jener Völker, unterweges, um seinem Freunde selbst beyzustehen: Man beschloß, Kilperichen in seinem eignen Lande anzugreifen, ihn für sein niederträchtiges Betragen zu züchtigen, und

Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Schon war das Heer voller Bewegung, und die Vortruppen standen schon auf feindlichem Gebiete, als unvermuthet Kilperichs Sohn, der edle Guntram, mit Vorschlägen des Friedens bey dem Heere der Verbündeten ankam.

So übermüthig und stolz Kilperich sich im Glücke bezeugte, eben so verzagt und niedergeschlagen war er im Unglücke. Dieses ist das untrüglichste Unterscheidungszeichen schwacher Menschen. Für unglückliche Tage haben sie weder Kraft noch Muth im Herzen, glückliches Schicksal aber betäubt sie, und reißt sie in Schwindel dahin. Es ist gewiß ein sehr richtiger Satz, den mehrere Weisen aus dem Alterthume schon festsetzten, daß eben so schwer sey, im Glücke das Gleichgewicht zu halten, als vom Unglücke sich nicht niederdrücken zu lassen. Guntram, der, wie wir schon hörten, und wie sichs von seinem edlen Herzen erwarten ließ, seines Vaters Betragen mit Abscheu betrachtete, und nur gezwungen an der Fehde Theil genommen hatte, benutzte Kilperichs Verzagtheit, und Mangel an Muth. Er machte ihm den Vorschlag, mit seinen Oheimen zu unterhandeln, und Kilperich nahm es mit beeden Händen an.

So sehr Sigebert und Guntram gegen ihren Bruder aufgebracht waren, so sehr schätzten sie seinen Sohn, den jüngern Guntram. Sie kannten seine edlern Grundsätze, wußten, daß er seines Vaters Unternehmungen niemals gebilligt hatte, und nahmen ihn daher mit der größten Freundschaft auf.

XIII.

Gute Menschen, wenn sie ein Geschäft abzumachen haben, verstehen sich bald, und finden, voll von edlem Bestreben das Gute zu befördern, bald Mittel und Wege

alle Hindernisse zu beseitigen. Natürlich ist es, daß bey wichtigen Verhandlungen Eile unmöglich ist, wenn man aber sieht, daß bey solchen Gelegenheiten das Wesen kein Ende nehmen will, so kann man versichert seyn, daß Alle, oder doch Einige eigennützige Absichten zum Grunde legen, daß keiner dem andern traut, daß sie sich wechselweise Gruben zu machen suchen, und daß nur Noth oder Eigennutz sie leitet. Dieses war bey den Männern, welche in Sigeberts Lager unterhandelten, nicht der Fall, und deßwegen waren auch ihre Geschäfte bald im Reinen. Guntram gestand mit blutendem Herzen das Unrecht seines Vaters, und seine Oheime dachten nicht an Rache, und gaben der Stimme der Versöhnung gerne Gehör. Zurückzugeben brauchte Kilperich nichts mehr, denn Sigebert hatte ihn dieser Mühe überhoben, und sich all das Seinige selbst wieder erkämpft, aber den zugefügten Schaden und die Unkosten mußte er ersetzen. Vielleicht würden sich seine Brüder auch dazu verstanden haben, ihm diese Bedingnisse nachzulassen, allein Guntram dachte zu billig, um dieses zu fodern, oder auch nur anzunehmen, wenn man es ihm angetragen hätte. Er war überzeugt, daß einige Züchtigung seinem Vater heilsam seye, und ihn für die Folge behutsam machen könne. Willig unterzeichnete er daher den Vertrag, und eilte dann, um seinem Vater Nachricht von der Unterhandlung zu überbringen.

Sigebert hatte gefodert, daß die Unterzeichnung des Friedens, und die Aussöhnung zwischen den Brüdern, in seinem Lager, und im Angesicht beider Heere geschehen solle. Guntram fürchtete, daß sein Vater diese Bedingniß nicht eingehen werde, denn er beurtheilte ihn nach sich selbst. Ihm wäre es unmöglich gewesen, an

seiner Stelle in dem Bewußtseyn der Schuld und der Demüthigung sich dem feindlichen Heere als einen Gegenstand des Spottes, und der Verachtung darzustellen. Kilperich dachte nicht so fein. Schwach am Kopfe und Herzen fühlte er das Beschämende dieses Auftrittes nicht. Er war froh, daß die Gefahr vorüber war, und eilte mit frohem Herzen dahin. Die Brüder empfingen ihn schonend, und nicht als beleidigte Feinde. Sigebert würde vielleicht des Vergangnen gar nicht erwähnt haben, denn er fand es unter seiner Würde den Ueberwundnen durch Vorwürfe zu kränken, allein Guntram, der ein geschworner Feind aller Ungerechtigkeit war, konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Bruder so ungestraft hingehen zu lassen. Mit dem Gefühle gekränkter Redlichkeit legte er Kilperichen die Wahrheit recht nahe ans Herz, wie unwürdig er gehandelt, wie sehr er sich in den Augen aller Welt herab gesetzt habe. Dieses war aber auch seine ganze Rache, denn als er seinen Bruder beschämt vor sich sah, war er der Erste, der ihm die Hand zur Versöhnung darreichte, und liebevoll in seine Arme sank. Auch Sigebert folgte diesem Beyspiele, und sicherte seinem Bruder die alte Freundschaft, und Vergessenheit des Vergangnen zu.

Athalerich hatte seine Reise nach Möglichkeit beschleunigt, und langte an dem Tage der feyerlichen Aussöhnung in Sigeberts Lager an. So sehr er sich gefreut hatte, seinem Freunde, dem biedern Sigebert, einen Dienst durch seine Hülfe zu leisten, eben so froh war er nun, daß seine Hülfe nicht mehr nothwendig war. Er war ein guter Mann, dieser Athalerich, der kein Vergnügen an den Verheerungen des Krieges fand. Nur zu seiner Vertheidigung, und zum Schutze seiner

Freunde ergriff er das Schwert, und wußte es dann meisterhaft zu führen. Um Ruhm zu erwerben, oder wohl gar ungerechte Eroberungen zu machen, führte er niemals Krieg. Menschenblut war ihm zu theuer, um es zu vergeuden, und der Tag, an dem ein Friede geschlossen wurde, war für ihn immer der festlichste Augenblick. Gerne stimmte er auch jetzt in die allgemeine Freude mit ein, und dachte nicht daran, daß er eine beschwerliche Reise, und große Zurüstungen umsonst gemacht hatte.

Es ist nicht anders, und vorzüglich unter den Großen dieser Erde, daß sie jede Gelegenheit begierig ergreifen, sich lustig zu machen. Der Augenblick, da ein Frieden unterzeichnet wird, ist, dünkt mich, nicht der schicklichste Zeitpunkt zu allgemeiner Lustbarkeit. Wie manche Thräne floß, und ist noch nicht getrocknet, wie manches Blut wurde vergossen, wie manches Land und Menschen unglücklich gemacht, und wie viele seufzen noch, und trauren über die schrecklichen Folgen des Krieges ? ? ? Nichts desto weniger stimmt sich bey solchen Gelegenheiten alles zur Freude und Lustbarkeit. Lasset ihnen die Freude, sie ist doch menschlicher und billiger noch, als der Jubel mitten im Kriege, wenn Tausende erschlagen wurden, eine zum Aschenhaufen niedergebrannte Stadt sich ergab, oder eine verwüstete Provinz besetzt wurde. Bey solchen Gelegenheiten angeordnete Belustigungen dünken mich, wie der betäubende Lärm, mit dem man in manchen Ländern das Weheklagen und die Seufzer der Sterbenden übertönt. Auch in Siegeberts Lager wurde der geschlossene Friede mit lauter Freude gefeiert, und Lustbarkeit folgte auf Lustbarkeit.

Unter allen deutungsvollen Bildern, unter welcher Künstler und Mahler älterer Zeiten die Liebe darstellten,

dünkt mich keines passender, als jenes, in dem sie mit einer Binde um die Augen, und unter der Gestalt eines boshaften, neckenden und schadenfrohen Jungens erscheint. Blind ist die Liebe, daran ist kein Zweifel, denn wie könnte sie sonst an so sonderbare Gegenstände sich anhängen, so manches Wesentliche, so manche Fehler und Gebrechen übersehen, und so blindlings in den Tag hinein rennen, ohne auf Umstände und Zukunft Rücksich zu nehmen? Auch boshaft und neckend ist sie, denn mit wie manchem Menschenkinde treibt sie ihr schadenfrohes Spiel? Hier führt sie den Einen auf die Zinne des Tempels, um ihn in das Land der Wonne und der Freude blicken zu lassen, und läßt dann den Getäuschten, der sich ihrer Leitung überließ, in der grausenvollsten Wüste verlassen da stehen. Dort lockt sie einen Andern mit dem vorgehaltenen Bilde einer Göttinn, und wirft ihm dann plötzlich eine Unholdinn in den Arm. Manchem baut sie Brücken und Stufen, um über Abgründe und Hindernisse wegklettern zu können. Unvermuthet weicht aber das Gerüste, und der Truglose sinkt in den Abgrund zurück. Nur wenige, die sich ihr blindlings anvertrauen, und ihr nicht zur rechten Stunde den Kappzaum überzuwerfen verstehen, kommen ganz ungeneckt von ihr. Seine vorzügliche Freude hat der böse Junge daran, jene, die lange sich ihm widersetzten, und die Kniee, nicht vor ihm beugen wollten, am Ende noch seine Macht fühlen zu lassen.

Einen neuen Beweis dieser Wahrheit legte der Gott der Liebe in Sigeberts Lager bey den Friedens-Feyerlichkeiten ab. Wie ein Blinder schlich er sich mitten durch das Geräusch der Waffen, und den Jubel der lärmenden Krieger umher. Mit der größten Schadenfreude trieb

er sein Spiel mit dem Herzen eines Mannes, der jeder Leidenschaft dieser Art schon lange Thüre und Zugang verschlossen zu haben glaubte. In Sigeberts Herz schoß er seine Bolzen, und das Gift wirkte bald in der Wunde. Athalerich hatte zwey Töchter bey sich. Ich glaube schon bemerkt zu haben, daß es Sitte bey den Gothen war, ihren ganzen Hausstand mit in den Krieg zu nehmen. Kein männliches Auge konnte diese Mädchen ohne Wohlgefallen betrachten, doch war man zweifelhaft, ob man mehr die Reize ihres Körpers, oder die vortreffliche Bildung ihres Geistes bewundern sollte. Von dem Vater hatten sie Biedersinn, Edelmuth, Rechtschaffenheit, und von der Mutter Sanftmuth, und alle andere weiblichen Tugenden geerbt. Brunehilde und Irmengarde waren die Namen dieser lieblichen Geschöpfe. *) Sigebert sah sie, und fühlte für die ältere Brunehilde Liebe mit aller Schwärmerey eines feurigen Jünglings. So bald er versichert zu seyn glaubte, keine Abneigung bey dem Mädchen zu finden, und das geschah bald, sprach er

*) Diese Brunehilde ist die nämliche, welche in der Geschichte als ein Scheusal aller Laster erschien. In dem Zeitpunkte, von dem ich hier rede, war sie indessen noch unverdorben, und wurde erst später durch Umstände in das Laster eingeweiht. In dieser ganzen Erzählung spielte sie die Rolle eines guten, rechtlichen Weibes, denn was späterhin geschah, gehört nicht hieher, und ich schließe die Geschichte mit Guntrams Tode, da Brunehilde noch keineswegs den Namen einer Lasterhaften verdiente. Ich fand es indessen nothwendig, dieses zu bemerken, damit nicht irgend ein Kritiker mir die Unrichtigkeit vorwerfe, ein Weib, welches in der Geschichte als eine vollendete Sünderinn erscheint, als einen Tugendspiegel dargestellt zu haben.

mit offenem Zutrauen mit dem König der Gothen. Dieser für das Wohl seiner Kinder so zärtlich sorgende Vater war erfreut über Sigeberts Antrag, denn er kannte ihn als einen biedern Mann, und gab mit vollem Herzen seine Einwilligung.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß Männer, wenn sie lieben, noch zudringlicher werden, als brausende Jünglinge. Dieses fand auch bey Sigeberten statt. Er konnte kaum den Zeitpunkt erwarten, Brunehilden sein nennen zu können, und drang mit so vielem Feuer in die Beschleunigung seiner Verbindung mit ihr, daß man ihm nicht widerstehen konnte. Es wurde beschlossen, sie, während noch alle Freunde im Lager versammelt waren, zu feyern.

XIV.

Fredegunde war indessen eifrigst beschäftigt, Alles zu ihrer nahen Verbindung zuzubereiten. Sie wußte sich kaum vor Stolz bey dem Gedanken zu fassen, daß sie bald als Königinn auf alle, die sie bis itzt mit Gleichgültigkeit, oder wohl gar mit Verachtung betrachtet hatten, herabblicken könne, und machte daher alle Anstalt, ihre erste Erscheinung auf dem Throne so blendend als möglich zu machen. Es ist gewöhnlich der Fall, daß Leute, welche aus dem Nichts durch Zufall empor gehoben wurden, im Glücke anmassend und unverschämt werden. Sie glauben dadurch ihren geringen Ursprung vergessen zu machen, und sind für jeden unbefangenen Zuschauer ein Gegenstand des Spottes, und des Eckels. Der unglückliche Ausgang des Krieges, dessen Urheberinn sie war, machte ihr manche Sorge. Hätte sie nicht Kilperichs eingeschränkten Geist so genau gekannt, so würde sie gezittert haben. Sie war es, die ihn zu diesem

Schritte verleitete, und billig hätte sein Zorn in seinem ganzen Gewichte auf sie fallen sollen. Doch sie wußte zu gut, wie unbeschränkt sie über den Schwächling herrsche, und daß es ihr nur eine freundliche Miene kosten werde, um ihn zu besänftigen, und fürchtete daher nichts von dieser Seite. Weniger ruhig war sie über seine Zusammenkunft mit seinen Brüdern. Sie war es überzeugt, daß diese ihm über Adelgundens Verstoßung, und über seine Verbindung mit ihr die bittersten Vorwürfe machen würden. Nur der Gedanke tröstete sie, daß die Sachen zu weit vorgerückt seyen, um wieder rückgängig gemacht zu werden.

Noch hatten die Brüder Kilperichen über seine häuslichen Angelegenheiten nichts gesagt. Die allgemeinen Angelegenheiten hatten sie bis itzt zu sehr beschäftigt, und dann wollten sie ihn nicht zu sehr auf einmal in Verlegenheit setzen. Erst nachdem alle übrigen Geschäfte abgethan waren, ergriff Guntram, dem der Prinz die Bedrängniße seiner Mutter, und vorzüglich die ganze Häßlichkeit von Fredegundens Charakter geschildert hatte, bey einem frohen Mahle die Gelegenheit, seinem Bruder über diese Gegenstände Vorstellungen zu machen. Er drang in ihn mit aller Macht der Beredsamkeit, und der Würde, welche das Gefühl einer gerechten Sache verleiht, und bemühte sich, dem Verblendeten über die Niederträchtigkeit, mit der böse Menschen ihn leiteten und mißbrauchten, die Augen zu öffnen. In Rücksicht auf Adelgunden glückte ihm der Versuch nicht, denn Kilperich war zu sehr gegen sie eingenommen, und wenn dieses auch nicht gewesen wäre, so konnte man vorsehen, daß das Loos der unglücklichen Frau, auch bey einer möglichen Aussöhnung, immer sehr traurig seyn würde.

Guntram beharrte also nicht auf seinem Antrage. Adelgunde hatte über dieses selbst erklärt, daß sie es gern zufrieden sey, von ihrem Gatten getrennt zu bleiben, wenn nur ihre Kinder anständig behandelt, und der Platz auf dem Thron, den sie einst inne hatte, nicht von einer Niederträchtigen geschändet werde.

Auf diese Erklärung Adelgundens baute der kluge Guntram seine Plane. Er drang nicht weiter in seinen Bruder wegen einer Wiedervereinigung mit ihr, aber über Fredegunden sprach er mit aller Stärke der Ueberzeugung, und des gerechtesten Unwillens. Er war fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um Kilperichen von dieser entehrenden Verbindung zurück zu ziehen. Der an Geist und Herzen schwache Kilperich schwankte in dieser Unterredung wie ein der Masten und des Ruders beraubtes Schiff im Sturme. Von dem Drange seiner Leidenschaften, und den Gründen seines Bruders umhergetrieben, wußte er nicht, zu was er sich entschließen solle. So abgehärtet gegen das Laster war seine Stirne doch noch nicht, daß er gegen die bessere Ueberzeugung, welche ihm in diesem Augenblicke so nahe ans Herz geleget wurde, auf seinem Sinne hätte beharren sollen, und wo hätte er, — den Schwachheit von jeher zum Spielwerke anderer Menschen machte, die Festigkeit hernehmen sollen, zu erklären, daß Niemand sich in seine häuslichen Angelegenheiten zu mischen habe? Er schwankte daher, und erleichterte dadurch seinen aus den edelsten Absichten auf ihn eindringenden Verwandten um vieles den Sieg. Sie verfolgten diese Vortheile. Sein eigner Sohn warf sich im edelsten Eifer vor ihm nieder, und beschwor ihn unter Thränen, sich, seine Kinder und sein ganzes Land durch die Verbindung

mit Fredegunden nicht unglücklich zu machen. Meine unglückliche Mutter, sprach er, überzeugt, daß Du ihr die Liebe auf immer entzogen hast, wird ihr trauriges Schicksal mit mehr Fassung ertragen, und getröstet seyn, wenn sie nur weiß, daß Du aus den Händen dieser ränkevollen Person gerettet bist. Sie wünscht es selbst, dich in einer andern für dich passenden Verbindung glücklich zu sehen. — Kilperich konnte den Vorstellungen so vieler guter Menschen, und dem Drange seines eignen erwachenden Gewissens nicht länger widerstehen. Er erklärte, daß er in die Trennung von Fredegunden, und in eine andere schickliche Verbindung willige, wenn man beedes mit Anstand, und ohne nachtheilige Folgen zu bewerkstelligen im Stande sey.

Nur dieses hatte Guntram erwartet, denn seine Plane waren schon entworfen. Freudig rief er aus: ich segne den Augenblick, Bruder, in dem dein edleres Herz über deine Leidenschaften siegte. Sey ruhig, Kilperich, du sollst keine Unannehmlichkeiten wegen deiner Untreue an Fredegunden zu erdulden haben, denn ich habe ein sicheres Mittel, dich auf immer gegen die Verfolgungen und Fallstricke dieser schlauen Verführerinn sicher zu stellen. Die Verbindung mit einem Weibe, die in Rücksicht ihrer Reitze dein Herz befriedigen, und in Ansehung ihrer Geburt deinem Throne neuen Glanz verschaffen kann, ist dieses Mittel. Was hast du gegen Irmengarden, die Tochter des Königs der Gothen einzuwenden? Sie ist eine holde und reitzende Jungfrau, schön an Geist und Körper, und von einer Verbindung mit ihr lassen sich die ansehnlichsten Vortheile erwarten. Du erhältst an Athalarich einen mächtigen Freund und Bundesgenossen, und wirst mit Sigeberten durch doppelte Bande,

jene der Natur und der Liebe verbunden. Sieh Kilperich, fuhr Guntram in freudiger Begeisterung fort, dieses ist die Gattinn, welche ich dir zugedacht habe. Was sagst du zu meinem Antrage?

Schwankend, wie alle schwachen Menschen, welche von jedem heftigen Eindrucke dahin gerissen werden, stand Kilperich da, und wußte nicht, was er seinem Bruder antworten sollte. Irmengarde hatte ihm zwar gefallen, und als Weib seine Sinnlichkeit rege gemacht, aber Liebe fühlte er nicht zu ihr. Doch, da er einmal Fredegunden entsagen sollte, so war es ihm lieber, dieses reitzende Geschöpf zur Gattinn zu erhalten, als eine andere, die vielleicht nicht so viele Vorzüge besäße. Er gab seine Einwilligung, und Guntram eilte, dem König der Gothen diesen unerwarteten Vorschlag zu thun. Lange weigerte sich dieser, seine Tochter einem Manne zu geben, von dessen Wandelbarkeit das Gerücht so viel zu erzählen wußte. Adelgundens Verstossung warf ein nachtheiliges Licht auf ihn, und es ließ sich nicht erwarten, daß er in einer zweyten Verbindung sittlicher werden würde. Sigeberts und Guntrams Dringen gab er indessen nach. Sie machten ihm die ehrenvolle Versorgung seiner Tochter bemerken, und suchten ihn durch die Zusicherung für die Zukunft zu beruhigen, daß sie sich wechselweise verbinden wollten, Kilperichen in den Schranken zu halten. Irmengarde war an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Ihr Herz blutete zwar, denn sie fühlte nichts für Kilperichen, allein der Gedanke unabhängig, und eine mächtige Königinn zu werden, beruhigte sie, und sie gab ihre Einwilligung. Die Sache war also abgethan, die Brautleute einander in die Arme geführt, und schon der folgende Tag, — denn Guntram trante

seines Bruders schwachem Herzen, und Fredegundens Künsten nicht, — zur Verbindungsfeyer bestimmt. Athalerich hatte es zur Bedingniß gemacht, daß Kilperich vor seiner Trauung auf die Gebeine der Heiligen feyerlich schwöre, seine Gattinn gut behandlen, und nie verstossen zu wollen. Thörichte Menschen, die ihr glaubt, daß ein Mensch, der durch Vernunft und Tugend sich nicht in den Schranken halten läßt, durch Schwüre sich darinn halten lasse. Wer gegen die Stimme seines Herzens, und die Ueberzeugung seiner Vernunft zu sündigen den Muth hat, der wird sich auch kein Bedenken nehmen, die unter den feyerlichsten Formeln abgelegten Schwüre zu brechen. Kilperich schwur auf die Gebeine der Heiligen. Der Priester segnete die Verlobten ein, und alle Anwesenden drängten sich mit ihren Wünschen um sie her.

XV.

Wer beschreibt Fredegundens Seelenzustand, als sie die unerwartete Nachricht von diesem Vorfalle erhielt, der alle ihre Plane zertrümmerte, und sie weiter zurück schleuderte, als sie je gewesen war? Da stand sie, blaß und zitternd, als der Vertraute, den sie im Lager unterhielt, um ihr alles, was da vorgieng, sogleich zu berichten, mit dieser Bothschaft erschien. Jede andere wahrhaft Empfindende oder Empfindelnde würde in einer ähnlichen Lage durch Thränen ihr Herz erleichtert haben. In Fredegundens Augen war keine zu erblicken. Der Schmerz fraß in ihrem Innern, Wuth kochte in allen ihren Adern, und sie stand einige Augenblicke an, ob sie durch gewaltsamen Tod sich selbst von ihrem Leiden befreyen, oder aber ihre Rache in dem Blute des Ungetreuen abkühlen wollte. Der Gedanke, daß sie, die schon mit so vielem

Stolze auf andere herabgeblickt hatte, nun zum Spotte und zum Gelächter aller Menschen geworden sey, und — denn sie beurtheilte andere nach sich selbst, — an Kilperichs Gattinn eine unversöhnliche Feindinn finden werde, erfüllte ihre Seele mit Wuth und Zittern. Schon hatte sie die Hand aufgehoben, um sich den Todesstoß zu geben, als sie sich noch entschloß, den Einzug der Königinn abzuwarten. Sie wollte sehen, wie sich Kilperich bey dieser Gelegenheit betragen würde, und erwarten, ob sich keine für sie günstigen Umstände auffinden ließen. Schnell richtete sie ihr ganzes Betragen nach diesem gefaßten Entschluße ein, denn sie hatte den höchsten Grad der Verstellungskunst erreicht. Plötzlich wurde sie krank. Ihr Uebelbefinden nahm mit jeder Stunde zu, und als Kilperich sich den Mauren der Stadt näherte, tönte ihm die Nachricht entgegen, daß man an Fredegundens Aufkommen verzweifle.

Wie dem König bey seinem Einzuge in die Stadt zu Muthe seyn mochte, das läßt sich nicht genau bestimmen. Sicher war sein Herz eine Beute der fürchterlichsten Unruhe. Seine Gattinn hatte keinen Werth für ihn. Sie war ihm aufgedrungen worden; dieses war schon hinreichend, die Liebe, wenn er welche für sie empfunden hätte, zu ersticken, denn Liebe duldet keinen Zwang. Sein Herz hieng noch an Fredegunden. Er sah sie noch im Geiste mit allen ihren verführerischen Reitzen, und er zitterte schon vor dem Augenblicke, da er dieses bezaubernde Mädchen, das so viele Gewalt über ihn zu erhalten gewußt hatte, zum erstenmale wieder sehen sollte. Auch Irmengarde war nichts weniger, als ruhig. Das weibliche Aug sieht zu hell, als daß sie nicht die Gesinnungen ihres Gatten bald hätte durch-

blicken sollen. Sie war es überzeugt, daß er sie nicht liebe, niemals lieben werde, und sah einer traurigen Zukunft entgegen. Nur der Gedanke, daß ihr Vater und Sigebert sie vor Mißhandlungen schützen würden, war im Stande, sie einiger massen zu trösten. Gewiß ist, daß Kilperich niemals den Muth gehabt haben würde, sie offenbar zu beleidigen, denn dazu war er zu furchtsam, und scheute die Folgen. Im Verborgnen jede Schranken zu übertreten, davor erröthete seine Seele nicht, im Angesicht aller aber den Menschen Trotz zu bieten, dazu fehlte ihm die Festigkeit. Er war ein erbärmlicher Sünder.

Mit Frohlocken und lautem Jubel wurde die neue Königinn von ihren Unterthanen empfangen. Sie hatten schon gezittert, Fredegunden, die Jeder verabscheute, auf dem Throne zu sehen, und würden daher jede Andere, als sie, mit Vergnügen an Kilperichs Seite gesehen haben. Irmengards Schönheit aber, und ihr ungezwungenes, natürliches Betragen gewann ihr noch überdieß in einem Augenblicke aller Herzen. Tausende drängten sich herbey, um ihr die Freude über ihr Erscheinen zu zeigen. Lächelnd und hold blickte sie zwischen den Thränen durch, welche in ihrem Auge glänzten, wie die Sonne durch den Nebel, und grüßte mit freundlichem Anstande die jubelnde Menge. Auch Kilperichen that die ungeheuchelte Freude des Volkes im Herzen wohl. Schon lange hatte er nur finstere, und traurige, oder schmeichlerisch kriechende Gesichter um sich gesehen, und freute sich daher nicht wenig, wieder einmal Zufriedenheit und Ruhe auf den Gesichtern seiner Unterthanen zu erblicken.

Bald schwand indessen dieser freundliche Eindruck wieder aus Kilperichs Herzen, als er im einsamen Ge-

mache angelangt war. Nur für den Tugendhaften sind solche Eindrücke wahrer Genuß, bey den Lasterhaften bloß vorübergehender Sinnesrausch. Einige Zeit hielt er sich, dann aber kehrten die alten Erinnerungen wieder, und er berief einen seiner Vertrauten, um von Fredegunden Erkundigungen einzuziehen. Er zitterte vor dem, was er zu hören fürchtete, und wußte sich kaum zu fassen, als er erfuhr, daß die Nachricht seiner Untreue einen so heftigen Eindruck auf das liebende Mädchen gemacht habe, daß sie nun am Rande des Grabes schwebe. Am tiefsten rührte ihn die Versicherung — sein Vertrauter stand auch in Fredegundens Solde, und wußte also wohl, was er zu sagen hatte, — daß das edle Geschöpf sich niemals einen Laut des Unwillens gegen ihn erlaubt habe, und mit dem Segen auf der Zunge, und dem aufrichtigsten Wunsche für sein Glück im Herzen, von dieser Erde scheiden wolle. Länger konnte er sich nun nicht mehr halten. Er hüllte sich in seinen Mantel, und schlich auf Umwegen nach Fredegundens Krankenlager zu.

Nichts ist eher im Stande, das Herz eines Ungetreuen wieder an sich zu ziehen, und auf immer mit sich zu vereinigen, als wenn man ihn dann, wenn er Vorwürfe im Gefühle seiner Schuld erwartet, mit Güte und Nachsicht behandelt. Er wird beschämt, und kehr auf immer von seiner Verirrung zurück. Wenn ihr es wüßtet, meine schönen Leserinnen, wie untrüglich dieses Mittel ist, sich die Liebe eines Mannes auf immer eigen zu machen, ihr würdet aller üblen Laune, aller Zank- und Streitsucht, aller Rechthaberey, und wie die Dinge alle heißen, durch welche die Männer so oft gequält werden, entsagen, und zur Sanftmuth, duldsamer Ergebenheit, und Thränen eure Zuflucht nehmen. Dieses

widersteht der Mann niemals, durch jene aber wird er vollends ganz abwendig von euch, und ihr verschließt euch selbst alle Wege zur Aussöhnung. Es schmeichelt dem Manne, der sich durch das Gefühl seiner Stärke, oder durch die Vorurtheile seiner Erziehung, als den Herrn der Schöpfung betrachtet, euch duldsam zu sehen; eher aufgelegt, die größten Beleidigungen liebevoll zu vergeben, als sie mit Beleidigungen zu vergelten. Fredegunde kannte diese Vortheile, und benutzte sie meisterhaft in dieser kritischen Stunde, von der ihr ganzes künftiges Schicksal abhieng.

Als beleidigte Geliebte hätte sie wohl Ursache gehabt, dem König die bittersten Vorwürfe zu machen. Er hatte in ihrem Arme gelegen, hatte ihr ewige Liebe geschworen, hatte sie auf den Thron zu erheben versprochen, und brach nun plötzlich alle Schwüre, zernichtete alle ihre Hoffnungen, und gab sie dem Spotte und dem Gelächter der ganzen Welt preis. Sicher war diese Beleidigung die kränkendste, die einem Weibe wiederfahren konnte, und Fredegunde konnte mit Recht ihre ganze Laune über den ungetreuen Liebhaber ergießen. Kilperich mochte auch wohl dessen etwas vermuthet haben, denn er trat kleinmüthig und mit allen Zeichen der Angst an Fredegundens Lager hin. Schon glaubte er, daß Vorwürfe losbrechen würden, als die auf den Tod kranke, — der Leser vergißt doch keineswegs, daß ihre Krankheit nur Schein, und ihre Rolle mühsam vorbereitet war, — ihre Arme öffnete, und den ehemaligen Geliebten an ihr pochendes Herz drückte. Nun sterbe ich gerne, rief sie mit schwacher und kaum hörbarer Stimme, da ich dich noch einmal gesehen habe, mein Kilperich. Wohl wußte ich es, daß du nicht so grausam seyn konntest,

deine aus Liebe zu dir sterbende Fredegunde nicht noch einmal zu besuchen. Ich verzeihe, was du an mir thatest, denn — du mußtest. Meine Absicht ist erreicht. Ich wollte dich glücklich machen, und das geschieht — durch meinen Tod. Weine nicht, mein Geliebter, mir ist wohl, und — bald — wird mir noch besser werden. Hier sank sie in eine tiefe Ohnmacht, und wenig fehlte, so wäre Kilperich neben ihr hingesunken.

Es bedurfte lange Zeit, ehe Fredegunde sich wieder erholte, und sie war lang zu schwach, um reden, oder auch nur um das verstehen zu können, was man ihr sagte. Endlich schienen ihre Kräfte noch einmal wieder kehren zu wollen. Kilperich lag neben ihrem Bette auf den Knieen, und hütete mit furchtsamem Auge jede ihrer Bewegungen, in der schrecklichsten Erwartung jeden Augenblick Todeszuckungen darinn zu sehen. In Thränen badete er ihre Hände, und mit gepreßter Stimme sagte er: „Lebe, meine Fredegunde, lebe für mich! O wenn du dahin gehst, so folgt dir dein Kilperich auf dem Fuße nach, denn die Verbindung mit dir war, und ist noch sein sehnlichster Wunsch. Lebe, und erhalte dich für ihn. Zwar hat ein feindliches Schicksal für Augenblicke unserer Vereinigung Hindernisse in den Weg gelegt, allein bedenke, daß diese Bande nicht unzerreißbar sind. Ich schwöre dir, daß ich noch so hoch dich erheben will, als ich stehe, und erst dann werde ich glücklich seyn.“ So sprach der verzweiflende Kilperich, und überhäufte Fredegunden mit tausend Liebkosungen, die sie, zu schwach sich ihrer zu erwehren, leidend hinnahm.

Versicherungen der Liebe, und Schwüre ewiger Treue müßen eine Zauberkraft auf das weibliche Herz haben, denn sie waren im Stande, die scheidende Fre-

degunde ins Leben zurück zu rufen. Ihre Farbe kehrte wieder, ihr Busen hob sich stärker, ihr Auge erhielt noch einmal sein altes Feuer, und bald war sie im Stande, mit vernehmlicher Stimme ihrem reuevollen Geliebten die tröstende Versicherung zu geben, daß sie ihm ganz vergebe, und noch länger für ihn, für ihn ganz allein leben wolle. „Deine Liebe, sprach sie unter der herzlichsten Umarmung, ist das einzige Mittel, das mich vom Rande des Grabes zurück ziehen kann. Ich fühle es, neue Kraft und Leben hat sich bey mir wieder eingefunden, und ich hoffe bald ganz hergestellt zu seyn. Dann sollst du glücklich seyn, Kilperich, so glücklich, als Fredegunde dich machen kann. Ich traue deinen Versprechungen, und übergebe mein Schicksal in deine Hände. Doch nun ist es genug, über genug, rief sie endlich, indem sie den hocherfreuten Schwächling von sich abwehrte. Allzuviele Freude würde mich tödten, wie gränzenloser Jammer mich dem Grabe nahe brachte. Gönne mir Zeit zur Erholung, und entferne dich. Bald sehen wir uns wieder."

Nur ungern willigte Kilperich in Fredegundens Bitte, doch endlich sprang er auf, hüllte sich wieder in seinen Mantel, und taumelte verliebter, als er je war, in seine einsame Stube zurück.

XVI.

So bald Fredegunde sich sicher wußte, und überzeugt war, daß kein ungebetner Gast sie belauschen könne, so sprang sie munter von ihrem erkünstelten Sterbelager auf. Gelungen war ihr also die Hauptsache, nämlich des Königs Herz mit verjüngter Liebe zu erwärmen, und das Uebrige, dessen war sie ganz überzeugt, konnte nun nicht mehr fehlen. Meisterhaft, das muß man gestehen,

hatte sie ihre Rolle gespielt, wie sie nur eine so erfahrne Künstlerinn, und eine Person spielen konnte, der der Gedanke Kraft zu ungewöhnlicher Anstrengung gab, daß von dem Gelingen oder Mißlingen dieses Schrittes ihr ganzes künftiges Schicksal abhange. Ihren Plan für die übrige Entwicklung der Sache behielt sie tief im Herzen verschlossen. Niemand, vorzüglich Kilperich nicht, dessen Schwäche sie kannte, durfte in das Geheimniß eindringen. So bald die Nacht ihren dunklen Schleier über die Erde ausgebreitet hatte, berief sie einen Vertrauten, der in dem, was noch kommen sollte, die erste Rolle zu spielen hatte, zu sich. Lange verschloß sie sich mit ihm in das geheimste ihrer Zimmer. Alle ihre Verführungskünste wendete sie an, um dem Wagehals, dem doch bey einiger Ueberlegung die Haut schaudern wollte, Muth einzusprechen, und man sagt, daß sie nichts, — nichts von allem, was sie besaß, gespart habe, um diesen Menschen sich ganz eigen zu machen. Nachdem Alles verabredet, und auch das Kleinste genau bestimmt war, trennten sie sich. Fredegundens Gehülfe schlich sich unter dem Schutze der Nacht davon, und sie legte sich zur Ruhe, und schlief, wie nur der Engel der Finsterniß, wenn er den Saamen des Verderbens und Elends unter den Menschen ausgesäet hat, auf seinen Lorbeeren schlafen mag.

Kaum war Irmengarde in der Stadt angelangt, und aus dem Gewühle des ersten Gedränges zur Besinnung gekommen, als sie sich nach Fredegunden erkundigte. Jede vernünftige, von Schwachheiten und Leidenschaften freye Person würde sich in ihrer Lage nicht weiter um diese Elende bekümmert, und nur darauf angetragen haben, sie auf immer, und so weit als möglich

von sich zu entfernen. Die junge Königinn dachte in diesem Stücke weder vernünftig, noch war sie, obwohl sonst ein gutes Weib, von den vorzüglichsten Schwachheiten ihres Geschlechts, der Eitelkeit, Neugierde, und Schadenfreude ganz befreyt. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, eine so gefährliche Gegnerinn, als Fredegunde ihr geschildert wurde, besiegt zu haben. Die Neugierde trieb sie an, die Ueberwundene zu sehen, und ihrer Eigenliebe that der Gedanke wohl, die gedemüthigte Feindinn im Gefühle ihres Verlurstes vor sich zu erblicken. Sie erwartete Fredegunden unter den Frauenzimmern zu sehen, allein sie erfuhr, daß das tief gekränkte Mädchen dem Tode nahe liege, und schwerlich von ihrem Krankenlager wieder aufstehen werde. Täglich erkundigte sie sich nach ihr, und freute sich, als sie erfuhr, daß sie sich bessere, ob aus edlem Grunde, — das mag der entscheiden, der die Nieren und Herzen der Menschen zu prüfen im Stande ist.

Die ganz abgemessene und berechnete Weise, wie sich Fredegunde von ihrer Krankheit stufenweise erholte, war ein eben so unleugbarer Beweis ihrer Klugheit, als die Art, wie sie sich bey dem ersten Wiedersehen mit Kilperichen betrug. Ihre Besserung geschah so allmählig, daß das geübteste Auge die Kunst darinn nicht unterscheiden konnte. Mit dem verliebten König hatte sie während dieser Zeit harte Kämpfe, denn er bestürmte sie täglich mit Bitten um eine wiederholte geheime Zusammenkunft, und sie durfte nach ihrem Plane, ihm diese Bitte nicht gewähren. Es lag ihr daran, durch eingestreute Hindernisse und Entbehren seine Leidenschaft zu erhöhen, und vor allem — durch keinen unbedachtsamen Schritt den Lauschern eine Blöße aufzudecken. Sie

widerstand daher mit Festigkeit, und verwies seine Ungeduld auf eine bessere Zukunft. Schon war ihre Besserung so weit gediehen, daß sie keinen Vorwand mehr hatte, länger Bett und Zimmer zu hüten, und sie rüstete sich zu dem Augenblicke, der Königinn ihre erste Aufwartung zu machen.

Mit wahrer Kunst war ihr Anzug an jenem Tage gewählt, und geordnet. Nichts, was Freyheit oder Stolz, aber eben so wenig, was Kleinmuth oder Erniedrigung verrathen konnte, war in ihrem Gesichte zu lesen. In dem innersten Gemache wollte die Königinn sie empfangen, um sich und Fredegunden diese Zusammenkunft weniger lästig zu machen. Zwey Wachen standen wie gewöhnlich am Eingange, und sonst war Niemand zu sehen. Mit edlem Anstande nahte sich Fredegunde der Königinn, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, und stattete in ungezwungenen, natürlichen Ausdrücken ihre Glückwünsche ab. Wie Nebel schwanden bey dem Anblicke des anspruchslosen Mädchen die Regungen der Schadenfreude, und der Eitelkeit vor Irmengards Seele. Sie schämte sich derselben, und behandelte ihre ehemalige Nebenbuhlerinn mit einer Offenheit, und Güte, die jedes Herz, nur Fredegundens ihres nicht, erschüttert, und zu bessern Entschlüßen gebracht hätte. Diese verhärtete Sünderinn beharrte fest auf ihren Planen, und harrte mit klopfendem Herzen der Entwicklung derselben entgegen.

So eben hatte sie sich auf Verlangen der Königinn niedergelassen, und die Unterredung begann, als ein junger Mann — es war der nämliche, der einen Theil der vorigen Nacht bey Fredegunden zugebracht hatte, — wie ein Sturmwind zur Thüre hereindrang, auf Irmen-

garde hin eilte, und, ehe man sichs versah, sie mit einigen Dolchstichen todt vor sich hinstreckte. Schon blickte er voll triumphirender Freude auf Fredegunden hin, und hoffte die Zusicherung künftiger Belohnung in ihren Augen zu lesen, als auf ein von ihr gegebenes Zeichen die Wachen, welche ebenfalls ihre Vertrauten waren, und so wie er den Lohn ihrer Sünde schon erhalten hatten, hereindrangen, und den Mörder nach mehrern beygebrachten Wunden auf der Stelle tödteten. So war es von Fredegunden beschlossen, denn es schien ihr gefährlich, einen Menschen, der ihr wichtigstes Geheimniß im Busen trug, länger leben zu lassen. Er wurde ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit, und so geht es Tausenden, welche andern zu Bubenstücken ihren Arm leihen, die sie selbst zu verüben nicht den Muth haben. Man benutzt sie, so lange man ihrer bedarf, und dann wohl ihnen, wenn sie nicht obendrein noch die Schuld mit eigner Haut bezahlen müßen.

Kaum sah Fredegunde den Vertrauten ihres Geheimnisses fallen, als sie darauf bedacht war, sich auf eine Art zu betragen, die allen Verdacht der Theilnahme von ihr entfernen sollte. Sie schrie mit heller Stimme, eilte selbst nach Hülfe, und sank unter der geöfneten Thüre in Ohnmacht. Hunderte drangen herbey, und blieben bey dem gräßlichen Anblicke wie eingewurzelt stehen. Hier lag die Königinn entseelt und ohne Leben. Blut floß stromsweise aus ihren Wunden. Dort war die ohnmächtige Fredegunde mit allen Zeichen des Todes in den Armen der herbey geeilten Frauen. In dieser Ecke des Zimmers zuckte der Mörder, den Dolch noch in der Faust, die letzten Lebensreste aus, und in jener standen die Wachen mit den blutigen Waffen in der

Hand, und erzählten den Neugierigen den Vorgang der Sache. Ich finde mich außer Stande den Eindruck zu schildern, den dieser grausenvolle Anblick auf alle Umstehende machte, und überlasse es dem gefühlvollen Leser, sich selbst in diese Lage zu denken.

XVII.

Auch Kilperich erschien auf die Nachricht von der Ermordung der Königinn, und sah mit eignen Augen diesen erschütternden Auftritt. Sein Schrecken und Bedauren über das traurige Ende dieses unglücklichen Weibes war um so größer, als er ungekünstelt und unvorbereitet war. Alle Umstehende blickte er nach der Reihe an, gleich als wollte er Erklärung über diesen Vorfall von ihnen fodern, oder in ihren Zügen lesen, ob keiner von ihnen der Schuldige sey. Auch Fredegunden näherte er sich, die so eben aus ihrer Ohnmacht erwachte. Das trugvolle Mädchen spielte die Rolle des Schreckens, des Mitleidens und der herzlichsten Theilnahme so natürlich, daß Kilperich, wenn er auch wirklich auf den Gedanken verfallen wäre, in ihr die Urheberinn dieser That zu suchen, in seiner Meinung wieder irre werden mußte. Sie fand es nicht für gut, ihn jemals ahnden zu lassen, daß dieser Streich aus ihrer Hand komme. Es genügte ihr, daß er gelungen war. Selbst nach mehrern Jahren, als alle Gefahr für sie vorüber war, soll sie niemals ihm etwas davon entdeckt haben. Es lag ihr daran, daß er niemals die ganze Schwärze ihres Charakters kennen lerne; nicht wisse, was sie alles zu thun im Stande sey, um ihre Plane durchzusetzen. Oder sie fürchtete bey dem schwachen, aber nicht durchaus lasterhaften König Vorwürfe des Gewissens, die ihr späterhin selbst hätten gefährlich werden können. Kurz —

sie spielte die Rolle der Verstellung vortrefflich, und täuschte Alle, nur einen nicht, und dieser eine war — Prinz Guntram. Dieser junge Mann hatte zu tief in ihr Herz geblickt. Er war überzeugt, daß die Hand, welche Irmengarden erschlug, nur von ihr geleitet werden konnte. Winke gab er ihr manchmal von seiner Vermuthung, um ihr Herz zu erschüttern, aber offen erklärte er sich niemals darüber, weil Beweise ihm fehlten, und überhaupt die Sache nicht mehr abzuändern war.

Es vergiengen mehrere Augenblicke, ehe man so weit zur Besinnung kam, die nöthigsten Vorkehrungen in dieser Sache zu treffen. Alle Versuche, die Königinn wieder ins Leben zu rufen, blieben fruchtlos. Der Todesstoß hatte nur zu gut getroffen, und ihre Seele war dahin. Man reinigte ihre Leiche von dem Blute, zeigte sie auf einem prächtigen Prunkgerüste allen herbey eilenden, und machte sogleich Anstalt, ihr nach dem Tode wenigst die Ehre und Liebe zu erweisen, welche sie im Leben verdient hatte. Der Leichnam des geopferten Mörders wurde den Händen des wüthenden Pöbels Preis gegeben, der ihn zerstückelte, und mißhandelte.

Auch hier gab Kilperich einen Beweis, wie widersprechender Eindrücke das menschliche Herz in einem und demselben Augenblicke fähig sey, und wie sehr es von verschiednen Leidenschaften umher getrieben werde, um der heftigsten derselben, wenn es nicht durch Vernunft und Tugend Festigkeit erhält, zu unterliegen. Noch waren in seinem Herzen die Eindrücke, welche der Anblick der gemordeten Königinn auf dasselbe gemacht hatte, nicht verwischt; noch sah man deutlich auf seinem Angesichte die Züge des Mitleidens, und der herzlichsten Theilnahme an ihrem Schicksale, und doch eilte er, als kaum

die Leiche bey Seite geschaft war, auf den Flügeln der Liebe zu seiner Geliebten. Sie empfieng ihn ernst und stille, doch liebevoll, wie es ihren Absichten angemessen war. Auch er war nachdenkend und feyerlich, doch bald thaute sein Herz auf an der Flamme der Liebe, und er vergaß sich bald so sehr, daß er im Taumel seiner Leidenschaft Freude über den Vorfall äußern konnte, durch den er das wichtigste Hinderniß, welches seiner Verbindung mit Fredegunden im Wege stand, gehoben sah. O schwaches und gebrechliches Ding, menschliches Herz, wie sehr hast du nöthig von der Vernunft geleitet zu werden, und wie unwiderbringlich bist du verloren, wenn diese treue Führerinn dich verläßt ? ? ?

Es kostete Fredegunden nicht wenig Mühe, Kilperichs Hitze und brausende Leidenschaft zu mässigen, doch that sie es, weil es ihr eigner Vortheil erfoderte, ihn in dieser Lage nicht zu rasch zu Werke gehen zu lassen. Unter den zärtlichsten Liebkosungen versicherte sie ihn, daß es ihr sehnlichster Wunsch sey, mit ihm verbunden zu werden, daß es aber itzt, wenn man nicht alles auf immer verderben wolle, durchaus nothwendig sey, nicht das Mindeste von Liebe und künftiger Verbindung durchblicken zu lassen. „Unfehlbar würde es die Herzen aller deiner Unterthanen empören, sprach sie, wenn sie dich mit so vielem Leichtsinne, da deine Gattin kaum kalt geworden ist, schon wieder von einer neuen Verbindung sprechen hörten. Athalarich, der durch den Tod seiner Tochter ohnedem schon tief gebeugt ist, würde im höchsten Grade erbittert werden, wenn er wahrnähme, wie so wenig Antheil du an dem Schicksale der unglücklichen Irmengarde nimmst, und auch Sigebert würde das Nämliche fühlen. Du mußt dich mit der größten Vorsicht be-

tragen, um den Haß dieser Menschen nicht auf dich zu ziehen. Alle meine Feinde, und daß ich deren viele habe, bin ich überzeugt, könnten mit Recht gegen mich aufstehen, wenn ich leichtsinnig genug dächte, itzt schon deine Bewerbung um meine Hand zu dulden. Gedulde dich nur noch einige Zeit lieber, Kilperich, und tröste dich mit dem Gedanken, daß die Verzögerung mir eben so lästig ist, als sie dir nur immer seyn kann." Auf solche Weise gelang es Fredegunden den ungeduldigen Liebhaber in den Schranken zu halten, der in der Hitze seiner Leidenschaft sich kein Bedenken daraus gemacht hätte, seine neue Verbindung, und die Beerdigung seiner gemordeten Gattinn, an einem und demselben Tage zu feiern. Er nippte, um sich zu betäuben, hie und da an dem Kelche der Wollust, aber leeren durfte er ihn nicht, denn Fredegunde war ihrem Schwure getreu.

Irmengards Leiche ward mit der möglichsten Pracht zur Erde bestattet. Dem Schein nach betrübt folgte Kilperich dem Zuge, Fredegunde heuchelte Thränen, mit von Wehmuth zerrissenem Herzen stand Guntram an dem Grabe, und Tausende der Unterthanen beweinten das unglückliche Weib. Ein prächtiges Denkmal wurde ihr errichtet, zu welchem der König selbst den ersten Stein legte, und das Fredegunde mit einer glänzenden Aufschrift verschönerte. Sehr oft wallfahrteten gefühlvolle Menschen hin zu der Grabstätte der Märtirinn, und weinten Thränen des Mitleids. Guntram verschloß den Schmerz in seinem Innern. Thränenvoll erhob sich sein Auge zum Himmel, indem er ein Tuch, das er in dem Blute der ermordeten Königinn benezt hatte, krampfhaft an sein Herz drückte, und rief: — ich will dein Rächer seyn.

XVIII.

Er würde es auch sogleich geworden seyn, wenn er bloß den Regungen seines empörten Herzens, und nicht auch der Stimme der Vernunft Gehör gegeben hätte. Er sah es ein, daß jeder gewaltsame Schritt in der izigen Lage nur schlimme Folgen, aber keinen wesentlichen Nutzen bringen würde. Fredegundens Antheil an der Ermordung der Königinn war für ihn zwar keinem Zweifel unterworfen, allein in den Augen der Welt noch nicht erwiesen. Er durfte sie nicht öffentlich beschuldigen, oder, wenn er es auch hätte wagen wollen, was nüzte es ihn? Vor wessen Richterstuhle sollte er seine Klage vertheidigen? Vor dem Richterstuhle seines Vaters, der für die Beschuldigte nur zu sehr eingenommen war? Seine Hände konnte er zwar mit Fredegundens Blute besudlen, um seine Rache zu befriedigen, allein, zu diesem Schritte konnte sich der edeldenkende Prinz nicht entschliessen. Die Nachwelt würde ihn troz allem, was ihn entschuldigen konnte, einen Mörder genannt haben, und seine Ehre wäre gebrandmarkt worden. Alle diese Gründe überlegte Guntram, und entschloß sich dann, die Zeit abzuwarten, bis er mit offner Stirne gegen Fredegundens sich täglich anhäufende Lasterthaten auftreten könnte. Dann wollte er für Irmengards Ermordung Genugthuung fodern, und glänzende Rache nehmen. Unmöglich war es ihm indessen, in der Nähe dieses abscheulichen Weibes, die nun den Namen seiner Mutter trug, zu leben, ohne die Gesinnungen seines Herzens zu verrathen. Er wünschte fern vom Hofe zu leben, und Fredegunde sowohl als Kilperich willigten gerne in seine Bitte, da sie in ihm einen lästigen Zeugen fürchteten. In einer der entferntesten Provinzen des Reichs erhielt er daher die Statthalterschaft,

und segnete den Augenblick, in dem er sich von einem Orte, dessen Luft ihm verpestet schien, entfernen durfte.

Wäre Kilperich im Stande gewesen, seine Leidenschaft für Fredegunde nur einige Monate noch im Zaume zu halten; hätte diese Festigkeit genug besessen, seinem verliebten Dringen längern Widerstand zu leisten; hätte sie sich nicht durch die Begierde den Thron zu besteigen am Ende zu unbesonenen Schritten verleiten lassen, so würde die Nachwelt auf immer über den Antheil, den sie an Irmengards Ermordung hatte, im Ungewissen geblieben seyn. Nun aber, da sie nicht erröthete, kaum acht Tage nach der Ermordung der Königinn dem König die Hand zu reichen, und den noch vom Blute rauchenden Thron zu besteigen, wurde jedem helle, was er vorhin nur dunkel ahnte. Aller Herzen füllten sich mit Abscheu gegen die Buhlerinn, welche durch so abscheuliche Mittel sich den Weg zum Emporkommen bahnte, und mit Verachtung gegen einen König, der sich von einer Nichtswürdigen so ganz beherrschen ließ, daß er ihr zu Liebe allen Anschein des Wohlstandes bey Seite sezte. Kilperichs Verbindung wurde mit aller Herrlichkeit gefeiert. Der verliebte König kannte sich kaum vor Wonne; Fredegunde jubelte, aber nur im Verborgenen und unter der Maske der Bescheidenheit; Schmeichler krochen wie Würmer zu den Füssen des Brautpaars, und erhoben es bis zu den Sternen, und die Gutgesinnten zogen sich nach Möglichkeit zurück, und vertrauerten diesen Tag, als einen Schandflecken der Menschheit.

Für den König der Gothen hatte die Nachricht, welche er von dem traurigen Ende seiner Tochter erhielt, die nachtheiligsten Folgen. Schon lange traurte er über Irmengardens trauriges Loos, denn täglich erhielt er neue

Beweise von ihres Gatten schwachem Charakter, seinem entschiedenen Hange zur Flatterhaftigkeit, und hundert andern Dingen, die nichts Gutes für sie erwarten liessen. Wäre der Schritt noch einmal zu thun gewesen, er würde ihn nicht wieder gethan, und seine Tochter nie wieder Kilperichs Händen überlassen haben. Nun war es aber einmal geschehen, und nicht mehr zu ändern. Noch immer hoffte er, daß Irmengarde durch ihren sanften und liebenswürdigen Charakter ihren Gatten in den Schranken halten werde. Eben beschäftigte er sich mit weit umsehenden Planen für ihr Glück, als die Bothschaft von ihrer Ermordung ihn überraschte. Wer beschreibt den Eindruck, den diese fürchterliche Nachricht auf ihn machte. Jugendliche Hitze kehrte noch einmal in die Adern des Greises zurück. Kochend von Ingrimm schwur er, das Blut seiner Tochter fürchterlich zu rächen, und machte mit ungewöhnlichen Anstrengungen sogleich Anstalten dazu, allein seine Kräfte standen nicht mehr im Verhältniß mit seinem Willen. Sein durch Alter erschöpfter Körper erlag, und ein Schlagfluß endete seinen Kummer und sein Leben.

Erst spät erhielt Sigebert die Nachricht von dem Tode seiner Schwägerinn. Er stand schon wieder an den Gränzen seines Reichs. Die Fehde mit den Hunnen, diesen edelmüthigen aber gefährlichen Feinden stand wieder in voller Flamme, und er focht gegen sie mit immer abwechselndem Glücke. Der Gedanke, daß er es war, der Irmengarden in die Hände seines Bruders überlieferte, erschütterte sein Innerstes, und er schwur an dem Urheber dieses abscheulichen Mordes fürchterliche Rache zu nehmen. Daß sein Bruder auch nur den erferntesten Antheil an dieser schwarzen That genommen habe, das

glaubte er nicht. Er kannte ihn als einen schwachen, aber nicht als einen durchaus lasterhaften Mann. Von seiner widersinnigen Verbindung mit Fredegunden wußte er noch nichts. Wäre ihm diese bekannt gewesen, so würde er, zwar nicht seinen Bruder, aber doch seine Buhlerinn im Verdacht des Mordes gehabt haben. Ungewiß über den Urheber der That, schwur er, nicht eher zu ruhen, bis er ihn entdeckt, und fürchterlich bestraft habe. Brunehilde sah heller, als ihr Gatte. Ihr Verdacht fiel sogleich auf Fredegunden, und als sie die Nachricht ihrer Verbindung mit Kilperichen erhielt, so schwand jeder Zweifel vollends vor ihren Augen. Sie verlor keine Zeit mit unnöthigem Jammern, sondern ergriff mit Entschlossenheit das sicherste Mittel ihre so schändlich geopferte Schwester zu rächen. Troz der Unsicherheit und der Unbequemlichkeit der Reise machte sie sich sogleich auf den Weg zu ihrem Gemahle. Sie war fest entschlossen, sich im Gefühle ihres Schmerzens in seine Arme, zu seinen Füssen zu werfen, und nicht eher von der Stelle zu weichen, bis er ihr auf das heiligste zugesichert hätte, durch eine ausgezeichnete Rache den Geist ihrer Schwester zu versöhnen. Daß Sigebert seinen Schwur männlich halten werde, dessen war sie vollkommen überzeugt.

Fredegunde war zu klug, um die Eindrücke nicht berechnen zu können, welche Irmengards Ermordung, und ihre rasche Thronbesteigung auf alle diese Menschen machen mußte. Sie war es überzeugt, daß sie nicht eher ruhen würden, bis sie sie vom Throne gestürzt, und vollständige Rache an ihr genommen hätten. Sicherer dünkte sie es indessen, — denn die Würfel waren nun einmal geworfen, und sie hatte Muth in den größten Gefahren, — dem drohenden Ungewitter zuvor zu kommen, und

die, welche nicht zögern würden, als Feinde aufzutreten, selbst als Feindinn anzugreifen. Es fiel ihr nicht schwer, den König, den sie ganz beherrschte, zu allem zu bereden. Wenn er auch einiger Ueberlegung fähig gewesen wäre, so verstand sie es zu gut, seine schwache Seite zu ergreifen, und alle seine Bedenklichkeiten zu überwinden. Die Räthe wurden also zusammen berufen, nicht um ihre Meinung zu hören, denn dieser bedurfte man nicht, und es waren über dieses meist Leute, die nicht reden durften oder wollten, sondern blos der Förmlichkeit wegen. Die Gründe für und wider wurden vorgetragen, und dann, — der Krieg gegen Sigeberten feierlich beschlossen.

XIX.

Die Eröffnung des Feldzuges gegen Sigeberten war nicht so glänzend und glücklich, als das Erstemal, obwohl auch itzt sein Land von aller Vertheidigung entblößt, und jedem feindlichen Angriffe preis gegeben war. Das kam daher, weil die Herzen der Krieger durch die neuesten Ereignisse so sehr gegen Kilperichen erbitttert, und mit Verachtung erfüllet waren, daß sie weder mit Muth, noch gutem Willen fochten. Er drang zwar ein in die Besitzungen seines Bruders, nahm einige nicht unbedeutende Plätze weg, und bereicherte sich auf Kosten des unglücklichen Landes, allein das war auch alles. Entscheidendes wollte nichts gelingen, und er fand überall Hindernisse in dem Wege. Mit banger Furcht sah er dem Augenblicke entgegen, da Sigebert zur Vertheidigung seines Landes herbey eilen würde Fredegunde sprach ihm Muth ein, und war überall, wo es etwas zu thun gab, die erste. Sie hatte es nicht wagen wollen, ihn diesesmal wieder allein ziehen zu lassen, und war seine stete Begleiterinn.

Sie sah es nur zu gut ein, daß alles auf dem Spiele stand, und war fest entschlossen, das Aeusserste zu wagen, und sich im schlimmsten Falle mit ihrem Gatten unter den Trümmern zu begraben.

Guntram konnte sich, troz der Aufforderung seines Vaters, nicht entschliessen, an der ungerechten Fehde Theil zu nehmen. Auch Fredegunge drang nicht darauf, denn sie traute ihm nicht, und fürchtete ihn. Gerne hätte sie ihn auf immer aus dem Lande entfernt, allein das konnte sie troz ihrer Allgewalt nicht durchsetzen. Sie konnte es nicht verhindern, daß ihm in der Abwesenheit des Königs die Statthalterschaft über die Hauptstadt und das ganze Land anvertraut wurde, und zitterte vor ihm. Diese Gelegenheit benutzte der junge edle Mann, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen, und alles, was in seiner Macht war, zum Glücke seiner künftigen Unterthanen beyzutragen. Sein Herz blutete bey dem Gedanken an alle die Ungerechtigkeiten, welche sein schwacher Vater unter fremder Leitung begieng, allein was konnte er machen? Offne Widersetzlichkeit war unmöglich, und stimmte überhaupt nicht mit Guntrams friedfertigen Gesinnungen. Er weinte daher manche Thräne im Stillen über das Elend seines Volkes, und schwur, es einst durch väterliche Behandlung doppelt für seine izigen Jammertage zu entschädigen.

Sigebert wußte noch nichts davon, daß sein Bruder feindselig in seine Staaten eingefallen war. Als Brunehilde zu ihm abreiste, war dieses noch nicht geschehen, und seitdem hatte er keine Nachricht erhalten. Wohl ihm, daß ihm Kilperichs niederträchtiges Betragen nicht eher bekannt wurde! Er würde unter der Bürde des Kummers erlegen seyn, denn er befand sich gerade izt in der

verzweifeltsten Lage, die sich nur denken läßt. Vor wenigen Tagen erst hatte er eine blutige, entscheidende Schlacht verloren, und war nun von dem Feinde mit den Seinigen so ganz eingeschlossen, daß nichts übrig blieb, als Tod durch den Hunger, oder die siegenden Waffen der Feinde. Das Schrecklichste für ihn war, daß seine Gattinn kurz vor der verlornen Schlacht im Lager angelangt war, und nun mit ihm dem fürchterlichsten Schicksale entgegen sehen mußte. Schon waren mehrere Versuche zur Rettung gänzlich mißlungen, und es mußte das Aeusserste gewagt werden. Der morgende Tag wurde dazu bestimmt, sich durchzuschlagen, oder aber unter den Trümmern sich begraben zu lassen. Alle Anstalten wurden dazu getroffen. Jeder suchte den Andern zu ermuntern, und Verzweiflung war deutlich auf allen Gesichtern zu lesen. Wie überraschend mußte in dieser Lage der Anblick seyn, als auf einmal alle feindliche Vorposten sich zurückzogen, alle vom Feinde gesperrten Zugänge geöffnet wurden, und man im feindlichen Heere Bewegungen zum Aufbruche bemerkte ? ? ?

Schon wollte Sigebert, der von allem dem nichts begriff, aber als kluger Feldherr jeden günstigen Umstand zu benutzen wußte, auf die sich zurückziehenden Feinde eindringen, als ein Eilbothe von dem Feldherrn der Hunnen in seinem Zelte erschien, und ihm folgenden Brief überbrachte. „Du warst in unsrer Gewalt, Sigebert, und sicher wäre keiner der Deinigen dem Tode, oder der Gefangenschaft entgangen, allein die Hunnen sind nicht gewohnt, Menschen, auf denen die Hand des Schicksals schon schwer liegt, vollends zu erdrücken. Vor einer Stunde fiel der Bote, der dir die Nachricht von der Treulosigkeit deines Bruders überbringen sollte, in unsre Hände. Lies

und erstaune über die Schandthaten eines Mannes, der mit dir unter einem Herzen gelegen hat. Wir ziehen uns zurück, um dir freie Hand zu lassen, den Meineidigen zu züchtigen. Lerne deine Feinde kennen, und — lieben."

Ja, rief Sigebert mit einer Thräne im Auge, die seinem Herzen Ehre machte, ihr seyd fürchterliche Feinde, aber edle Menschen. Sogleich ließ er den schnellsten seiner Renner sattlen, und begab sich unbewaffnet, und ohne alle Begleitung ins feindliche Lager. Voll Rührung sank er dem edelmüthigen Feldherrn in die Arme, und unterzeichnete einen Waffenstillstand, der, hätte er das Leben behalten, zum daurenden Frieden geworden wäre, und allen Feindseligkeiten zwischen diesen Völkern auf immer ein Ende gemacht hätte. Izt erst, nachdem er dem Drange seines dankbaren Herzens Genüge geleistet hatte, fühlte er die Wunde, die sein treuloser Bruder ihm geschlagen hatte, und die bisher weder geschmerzt noch geblutet hatte. Gerechter Unwillen ergriff sein Herz bey der Erinnerung an alle die Beleidigungen, welche er von Kilperichen schon erdulden mußte. Er schwur, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, bis er volle Genugthuung erhalten haben würde. Noch einmal umarmte er den edlen Hunnen, der bis izt sein gefährlichster Feind gewesen war, und sprengte dann zu den Seinigen zurück.

XX.

Die wenigen Vortheile, welche Kilperich während Sigeberts Abwesenheit erhalten hatte, verlor er sogleich wieder, als dieser in seine Staaten zurück gekommen war. Sigeberts Krieger brannten von Eifer, die Schmach ihres Königs zu rächen, und es kostete ihn nicht wenig Mühe, sie in Schranken zu halten, daß ihre Erbitte-

rung nicht in Grausamkeit ausartete. Es war seine Absicht, durch eine entscheidende Schlacht dem Blutvergießen auf einmal ein Ende zu machen, und Kilperichen zum Frieden, so wie er ihn haben wollte, zu zwingen. Daß das Mißvergnügen unter Kilperichs Heere allgemein sey, und alle und jede ihres Königs Betragen mißbilligten, das wußte er, und hoffte, seine Absichten um desto leichter zu erreichen. In dieser Erwartung indessen betrog er sich, denn die Krieger seines Bruders, obwohl im Herzen mit ihm unzufrieden, thaten doch bey jeder Gelegenheit den tapfersten Widerstand. Nahe bey Rheims trafen die beeden feindlichen Heere zusammen, und es wurde ein Treffen geliefert, das unter die blutigsten jener Zeiten gehört. Lange blieb der Sieg unentschieden, endlich aber neigte sich das Glück, welches nicht immer der Fall ist, für die gerechte Sache. Sigebert siegte, und Kilperich wurde gänzlich geschlagen. Wenig fehlte, daß er nicht selbst nebst Fredegunden in die Hände des Siegers gerieth. Es gelang ihm noch, sich mit einem Haufen seiner Getreuesten durchzuschlagen, und in eine nah gelegene, sehr befestigte Stadt zu werfen. Hier hoffte er sich so lange halten zu können, bis sein zerstreutes Heer sich wieder versammlen, und zum Entsatz heran rücken würde.

Sigebert war unschlüssig, ob er die Belagerung beendigen, oder vorher noch einige andere wichtige Unternehmungen versuchen sollte. Er entschloß sich zum Letztern. Einer seiner geprüftesten Feldherrn schloß die Stadt, in welche sich Kilperich geworfen hatte, enge ein, und er führte sein siegreiches Heer zu neuen Lorbeern. Jener Theil des fränkischen Reichs, welcher ehedem Geoberten, dem ältesten von Lothars Söhnen zugefallen war,

wurde, wie sich der Leser noch aus dem Vorhergehenden erinnern wird, nach seinem Tode unzertheilt und gemeinschaftlich verwaltet. Schon einmal war es nahe daran, daß sich die Brüder wegen dieser Erbschaft entzweyten, und es war vorzusehen, daß, so wie die Sachen izt standen, der Friede auf immer unter ihnen zertrümmert sey. Dieser Augenblick dünkte Sigeberten der schicklichste, wegen dieser gemeinschaftlichen Besitzung eine Aenderung zu treffen. Mit Guntramen, das wußte er, war ein Vergleich sehr leicht zu treffen. Er liebte den Frieden zu sehr, und war überhaupt zu uneigennützig, als daß er nicht gerne zu allem, was billig war, die Hände bieten sollte. Daß Kilperich seinen Antheil an dieser Erbschaft verlieren sollte, dünkte ihm nicht mehr als billig, und eine noch zu gelinde Strafe seiner wiederholten Treulosigkeit, und schändlichen Handlungen. Er beschloß daher Neustrien, so hieß Geoberts ehemaliges Reich, in Besitz zu nehmen, und mit dem Seinigen zu vereinigen.

Sehr gerne, und ohne den mindesten Widerstand unterwarfen sich alle in diesem Lande Sigeberts siegreichen Waffen. Sie waren schon lang der gemeinschaftlichen Regierung müde. Unordnung aller Art sind die unzertrennliche Folge solcher Gemeinregierungen, in denen das Gute schwer erzielet, das Böse aber um so ungehinderter verbreitet wird, weil jeder der Theilnehmer ein verschiedenes, und dem andern entgegengesetztes Interesse hat. Jeder frohlockte darüber, einen so edlen Mann, als Sigebert sich bey jeder Gelegenheit bezeigte, zum Herrn zu erhalten. Wo er sich nur zeigte, wurde er mit lauter Freude empfangen, und sein Einzug in Paris, der Hauptstadt dieses Reiches, glich einem freundlichen Tri-

umphe. Auch Brunehilde folgte ihrem Gemahle dahin, und wurde an dem nämlichen Tage mit ihm gekrönt. Guntram war Zeuge dieser Feierlichkeit, und bewies, daß sein Bruder Sigebert nicht zu viel von seinem edlen Sinne erwartet hatte. Es ist billig, sagte er zu Sigebert=ten am Tage seiner feierlichen Krönung, daß du, der du durch unsern ausgearteten Bruder so oft und tief gekränkt wurdest, auch eine glänzende Entschädigung erhalteſt. Geoberts Nachlaß soll diese Entschädigung seyn. Nie darf Kilperich nach seinem treulosen Betragen mehr den geringsten Anspruch an dieser Sache machen, und was meinen Antheil daran betrifft, darüber sey du ruhig, lieber Sigebert. Wir wollen uns vergleichen, wenn du einst ruhig, und Sieger über alle deine Feinde seyn wirst. So viel versichere ich dich indessen, daß es weder zu Mißhelligkeiten, noch zu offenbarer Fehde zwischen uns wegen diesem Gegenstande kommen solle. So sprach Guntram. Wie wenige Menschen würden in einem ähnlichen Falle, wo es auf Mein und Dein ankam, eben so edel gesprochen und gehandelt haben?

Guntram machte einige Versuche und Vorschläge zum Frieden, welche aber diesesmal ohne Erfolg blieben. Sigebert hatte geschworen, sich vollkommene Genugthuung für seine eigene Beleidigung sowohl, als vorzüglich wegen seiner Schwägerinn Ermordung zu verschaffen, und er war ein Mann, der seinen Schwur zu halten gewohnt war. Ich verlange nicht meines Bruders gänzlichen Untergang, sagte er, obwohl er es verdient hätte, wegen seines niederträchtigen Betragens ganz aus der Reihe selbstständiger Fürsten ausgestrichen zu werden. Züchtigen aber will ich ihn, und vor allem die Urheberinn alles Uebels, die schändliche Fredegunde, die ganze Last

meiner Rache fühlen lassen. Sie soll vom Throne herab, auf den sie sich durch Gräuel, und über Leichen erhoben hat, und soll die verdiente Strafe ihrer Lasterthaten erdulden. Dieses war Sigeberts fester Entschluß, von dem er nicht abgieng. Sobald die nöthigsten Vorkehrungen getroffen waren, so eilte er, seine großen Plane auszuführen. Brunehilde blieb zurück, weil sie sich unter dem Schutze ihrer neuen Unterthanen, die sie mit so ungeheuchelter Freude aufgenommen hatten, sicher dünkte. Die letzte Umarmung, als ihr Gemahl dahin zog, wo Gefahren und Tod ihm drohten, begleitete sie mit der Bitte, ja Fredegunden nicht zu schonen, wenn sie in seine Hände fallen sollte.

Was war wohl der Beweggrund, der Brunehilden ihrem sanften Charakter zum Trotze eine so grausame Bitte thun ließ? Es ist schwer zu entscheiden. War es bloß der Wunsch, sich an Fredegunden, die sie für die Mörderinn ihrer Schwester hielt, zu rächen, so dünkt mich, ist er noch verzeihlich. Entstand er aber aus Eifersucht, weil Fredegunde sich auf den Thron geschwungen hatte; aus Neid, weil sie schön, schöner noch als Sigeberts Gemahlinn war, oder aus irgend einer andern gekränkten Leidenschaft, so läßt sich ihr Durst nach Fredegundens Blute nicht entschuldigen. Dem seye wie ihm wolle, so wurde Brunehilde für diesen ihren Wunsch in der Folge derb gezüchtigt. Fredegunde erfuhr ihn, und wurde dadurch ihre unversöhnlichste Feindinn. Auch sie lechzte nach ihrem Blute, und obwohl sie ihren Wunsch niemals ganz befriedigen konnte, so häufte sie doch so vieles Unglück auf Brunehildens Haupt, daß die Unglückliche davon fast zu Boden gedrückt wurde.

XXI.

Sigebert traf, als er zum Heere zurück kam, alles in dem erwünschtesten Zustande an. Sein Feldherr hatte indessen die Festung, in der sich Kilperich mit Fredegunden befand, so enge eingeschlossen, daß sie durchaus keine Verbindung mehr von aussen hatte, und sich ganz überlassen war. Jeder Ausfall, den die Bedrängten, um sich Luft zu machen, gewagt hatten, wurde zurückgeschlagen. Mangel an Lebensmitteln und ansteckende Krankheiten trieben die Verzweiflung, und die Noth auf den höchsten Grad. Schon einigemale hatte Kilperich dem Feldherrn die Uebergabe der Stadt unter der Bedingniß eines freien Abzuges angeboten, allein dieser hatte sich immer damit entschuldigt, daß er keine Vollmacht dazu habe, und nur Uebergabe auf Gnade und Ungnade annehmen dürfe.

Fredegundens Lage in diesen Tagen war die fürchterlichste, die sich denken läßt. Von allen Drangsalen einer Belagerung geängstigt; von ihrem kleinmüthigen und verzweifelnden Gatten durch Vorwürfe gequält; von ihrem eignen Herzen gemartert, duldete sie den Vorgeschmack der Hölle. Die Aussichten für sie, wenn die Stadt übergeben werden, und in Sigeberts Hände gerathen sollte, waren traurig und fürchterlich. Sie wußte nur zu gut, daß keine Gnade, keine Schonung für sie zu hoffen war, und daß sie als die Urheberinn alles Unheils, als die Mörderinn Irmengards, und als Kilperichs Verführerinn die blutigste Strafe zu gewarten habe. Diese Vorstellungen wirkten fürchterlich auf ihr Inneres, allein das unbegreifliche Weib ließ nichts, nicht das Mindeste von allem, was in ihrem Herzen vorging, in ihrem äusserlichen Betragen blicken. Wenn alles verzweifel-

te, schien sie noch voll Hoffnung; wußte den König und alle Uebrige mit neuem Muthe zu beleben; ertrug jede Unbequemlichkeit geduldig und mit froher Laune, und versicherte, immer mit prophetischem Geiste, daß Rettung nahe sey. Der Entschluß stand fest in ihrer Seele, sie ließ ihn aber nicht laut werden, das Aeusserste abzuwarten, und, wenn alle Rettung unmöglich wäre, sich und ihren Gatten zu opfern, um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu gerathen.

Sigeberts Ankunft im Lager konnte den Belagerten kein Geheimniß bleiben. Sie hörten den Jubel, und das Freudengeschrey seiner Krieger, das ihnen wie Grabgeläute tönte. Sie sahen die Zurüstungen, welche nun gemacht wurden, durch Sturm der Stadt sich zu bemächtigen. Der Spott und die Drohungen der erbitterten Feinde drang bis zu ihren Ohren. Noch immer blieb Fredegunde ruhig, und sprach von unerwarteter, aber zuverlässiger Hälfe. Erst dann, als das Letzte von den Lebensmitteln aufgezehrt, die Hälfte der Krieger tod, oder dem Tode nahe, und das Sturmgeräthe schon an die Mauren gebracht war, machte sie den Antrag, die Stadt zu übergeben, und mit den wenigen Getreuen, die noch übrig waren, sich in das feste Schloß zurückzuziehen, um von da aus mit den Siegern zu unterhandeln.

Fredegundens Antrag wurde von den aufs Aeusserste getriebnen Einwohnern begierig ergriffen. Kilperich zog sich in das Kastell zurück, und Sigebert mit den Seinigen durch die geöffneten Thore in die Stadt. Er war ein gefühlvoller Mann, dieser Sigebert, und kein Tyrann, der Freude an Blutvergiessen hatte. Er machte daher sogleich Anstalt, daß alle Unordnung verhütet wurde, und der Einzug geschah mit der größten Ruhe.

Das Herz blutete dem edlen Manne, als er den Jammer unter den Einwohnern sah; die leichenartigen Gestalten erblickte, die in den Strassen herum wankten, und die Gerippe, welche vor Hunger und Entkräftung kaum sich zu bewegen im Stande waren. Er ließ sogleich Lebensmittel und andere Bedürfnisse aus dem Lager herbey bringen, um die Erschöpften zu erquicken, und begab sich dann unter dem lauten Segen der dankbaren Bürger nach dem Rathhause, um von da aus seine weitern Verfügungen zu treffen.

Hier war es, wo das geschehen sollte, auf was Fredegunde noch ihre ganze Hoffnung gründete, und dessen Gelingen oder Mißlingen sie abwarten wollte, um im letztern Falle sich und Kilperichen den Dolch in den Busen zu drücken. Durch die ihr eigenen Ueberredungskünste und Schmeicheleien hatte sie unter den Angesehnsten im Volke einen gewonnen, der ihr seinen Arm zur Ausführung des größten Bubenstücks lieh. Alles war verabredet, und bereit. Sigebert hatte sich in dem offnen Saale, von der Arbeit des Tages ermüdet, und von dem Anblicke des Jammes erschüttert, auf einen für ihn bereiteten Thron niedergelassen. Einige seiner Getreuen, und die Vornehmsten der Stadt waren um ihn versammelt. Eben war er damit beschäftigt, einige die Ruhe und das Wohl der Bürger betreffenden Befehle zu geben, als aus einer angränzenden Halle ein Pfeil mit starkem Arme nach ihm abgeschossen wurde. Schwirrend durchflog er die Luft, streifte an den Umstehenden vorüber, und blieb in des unglücklichen Königs Busen stecken. Leblos sank er vom Stuhle, ohne ein Zeichen des Lebens mehr von sich zu geben.

Wer beschreibt den panischen Schrecken, der sich aller Umstehenden bey diesem Anblicke bemeisterte? Gespenstern ähnlich starrten sie hin auf die Leiche des Königs, und waren nicht fähig, irgend einen Entschluß zu fassen. Wie ein Lauffeuer durchflog die Nachricht von diesem traurigen Ereigniß die Strassen, und überall erfolgte die nämliche Erlahmung des Geistes, der nämliche betäubende Schrecken. Es wäre Sigeberts Kriegern ein Leichtes gewesen, sich fürchterlich an den Einwohnern der Stadt wegen der Ermordung ihres Königs zu rächen. Kein Lebendiger würde übrig geblieben seyn, und auch das Kastell hätte der Wuth der Krieger nicht widerstehen können, wenn nicht alle Besinnung sie verlassen, der Schrecken alle ihre Kräfte gelähmet hätte. Es ist sonderbar, wie ein unerwarteter Zufall sonst muthvolle Menschen aus aller Fassung bringen kann. Sigeberts Helden zogen sich nach seinem Tode fliehend zurück; thaten der aus ihrem Hinterhalte wie ein Sturmwind hervorbrechenden Fredegunde nicht den mindesten Widerstand; liessen sich, da sie das kleine Häufchen hätten aufreiben können, wehrlos niedermetzlen, und verliessen in der grösten Unordnung nicht nur die Stadt, sondern mit Hinterlassung ihres Gepäckes, die ganze Gegend.

XXII.

Neustriens Edle mit ihren untergebnen Völkern, die Sigeberten auf diesem Zuge begleitet hatten, waren die Einzigen, welche Plan und Ordnung in ihrem Betragen beobachteten. Sie schwuren feyerlich, niemal sich Kilperichen zu unterwerfen, ihr Land gegen Gewaltthätigkeit zu schützen, und Sigeberts hinterlassene Wittwe als ihre rechtmässige Königinn zu betrachten. Nach diesem feyerlichen Bunde zogen sie sich in der besten Ord-

nung nach ihrem Lande zurück. O daß sie mehr geeilet hätten, vielleicht wäre eine Schandthat verhindert worden, aus der nachher namenloses Unglück entstand.

Kilperich zog nun, da seine Feinde sich überall zurückzogen, und ihm freie Hände liessen, seine zerstreuten Völker wieder an sich, und sammelte ein Heer, mit dem er es wagen zu dürfen glaubte, Sigeberts Besitzungen sowohl, als Neustrien zu unterjochen. Von allen Seiten flogen ihm Menschen zu, welche seiner Fahne folgen, und sich unter seiner Leitung bereichern wollten. Es ist ein sonderbares Ding um den Menschen. Den Unglücklichen, der mit dem Schicksale ringt, verläßt alles. Niemand will Theil an seinen Unternehmungen nehmen, um nicht, wenn er fällt, mit ihm ins Verderben gezogen zu werden. Wendet sich aber das Glück, so wenden sich auch die Menschen. Der heute Tausend um sich hatte, steht morgen einzeln und verlassen da, und der, den gestern Niemand kennen wollte, braucht heute nur zu winken, um tausend Hände für sich in Bewegung zu setzen. Diese durch Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß der Mensch so gerne mit dem Winde geht, und seine Anhänglichkeit an seines Gleichen nach Eigennutz und zeitlichem Vortheile abmisset, macht der Menschheit nicht viele Ehre. Was den Menschenfreund indessen noch trösten kann, ist, daß es so viele Ausnahmen von der Regel gibt. Man findet noch viele edle Menschen, welche durch kein Unglück von ihren Freunden abwendig gemacht werden können; welche ihre Zuneigung nicht nach dem Gewichte des Goldes, sondern aus edlern Gründen dahin geben, und die in Freuden und Leiden bey ihren Freunden ausharren.

Bald sah sich Kilperich im Stande als angreifender Theil zu Werke zu gehen. Er war noch ungewiß, wohin er sich zum Anfange wenden sollte, als ein für ihn günstiger aber unerwarteter Zufall seinen Entschluß auf einmal bestimmte. Kaum war Sigeberts Ermordung in Paris bekannt geworden, als einige Nichtswürdige, durch die Hoffnung ihr Glück zu machen geleitet, sich Brunehildens bemächtigten, und die unglückliche Königinn auf Abwegen, um nicht den vom Heere zurückkehrenden Edlen in die Hände zu gerathen, nach Kilperichs Lager schleppten. Wer schildert Fredegundens Entzücken, als sie ihre Feindinn so unerwartet als Gefangene, und in ihrer Gewalt erblickte? Sie hatte es erfahren, das rachesüchtige Weib, was Brunehilde ihrem scheidenden Gatten für einen Auftrag in ihrer Rücksicht gegeben hatte, und freute sich, ihr nun Gleiches mit Gleichem vergelten zu können. Königlich belohnte sie die Verräther, welche ihre Feindinn ihr in die Hände geliefert hatten, und machte sogleich Anstalt, ihren Durst nach Rache zu befriedigen.

Brunehilde betrug sich in ihrer traurigen Lage mit vielem Anstande, und Würde. Man sah auf ihrem Gesichte weder Kleinmuth noch Angst. Sie zitterte nicht vor Fredegunden, und blieb ruhig bey ihren beissenden Spottreden. Gefaßt sah sie der Entwicklung ihres Schicksales entgegen. Mit nachdrucksvollen Worten, aber ohne Bitterkeit sprach sie zu Kilperichen. Sie beweinte den Tod ihres Gatten, und rief den Himmel zum Rächer gegen seinen Mörder an. Sie machte ihn aufmerksam darauf, daß sie ein hülfloses Weib, zugleich aber auch eine Königinn sey; daß er also keine Ehre davon habe, als Mann seine Hände mit ihrem Blute zu bespritzen.

als Fürst aber dafür sorgen müsse, daß ihr mit Anstand begegnet werde. Kilperich befand sich in der größten Verlegenheit. Es schmeichelte zwar seiner Eitelkeit, Brunehilden gedemüthigt und als Gefangene vor sich zu sehen, er fühlte aber Mitleid mit ihrem Unglücke, und hielt es unter seiner Würde, sie grausam zu behandeln. Auf der andern Seite stand Fredegunde mit all dem Ansehen, das sie sich von jeher über den schwachen Mann zu erwerben gewußt hatte, und drang darauf, ihre Feindinn nicht nur gedemüthigt, sondern vernichtet zu sehen.

Lange schwankte Kilperich, doch wahrscheinlich würde er dem Willen seiner Gattinn, wie immer, untergelegen, und Brunehilden geopfert haben, wenn nicht noch zu rechter Zeit Hülfe für sie erschienen wäre. Schrecken ergriff Neustriens Edle, als sie bey ihrer Rückkehr vom Heere ihre Königinn von Nichtswürdigen entführt fanden. Angst und Zittern bemächtigte sich ihrer, als sie erfuhren, daß das unglückliche Weib den Händen ihres Feindes überliefert worden sey. Sie sahen, daß schleunige Hülfe hier nothwendig sey, und ergriffen das beste, das zweckmässigste Mittel, das sich auffinden ließ. Zwölf der angesehnsten und wichtigsten Männer im Staate machten sich sogleich nach Kilperichs Lager auf den Weg, und langten in dem Augenblicke dort an, als das Todesurtheil ihrer Königinn unterzeichnet werden sollte. Sie erklärten sogleich, daß sie von dem ganzen Volke abgesendet seyen, und daß fürchterliche Rache gegen den genommen werden sollte, der es wagen würde, ihrer angebeteten Königinn auch nur ein Haar zu krümmen. Wir haben, fuhren sie fort, Brunehilden und ihrem Gatten Treue geschworen, und werden unserm Schwure bis an den Tod getreu bleiben. Ehe soll unser Land eine Wü-

ste werden, ehe wir es dulden, so lange noch einer von uns den Arm bewegen kann, daß sie niederträchtig behandelt werde.„ Bösewichter und Schurken, riefen sie mit hoher Stimme, haben unsere Königinn dir ausgeliefert. Es ist schändlich, es ist ungerecht. Behandle sie indessen, wenn du nicht darüber errötheſt, als Gefangene, aber anständig. Fordere Lösegeld, und wir sind bereit, alles für sie aufzuopfern, allein ihr Leben, ihr Blut fodern wir von dir. Ihr Tod spricht auch dir das Todesurtheil. Wir wissen, daß auch wir in deiner Gewalt sind, und auf deinen Befehl unsere Köpfe vom Rumpfe fliegen, allein, König, mit uns ist noch nicht unsere ganze Nation erstorben. Wir werden gerächt und fürchterlich gerächet werden.“

So sprachen Neustriens Abgesandte. Unerschrocken giengen sie dem Tode entgegen, in der edlen Absicht, ihre Königinn zu retten. Wirklich hatte ihr Muth die erwünschtesten Folgen. Fredegunde konnte diesesmal mit all ihrer Gewalt nicht durchdringen, und Kilperich gab der Stimme der Menschlichkeit und der Vernunft Gehör. Brunehilde wurde unter anständiger Behandlung als Gefangene nach einer Festung abgeführt, bis man wegen dem Lösegelde im Reinen seyn würde, und die Abgesandten wurden, ohne daß ihnen das mindeste Leid geschah, entlassen. Fredegunde schäumte vor Wuth, als sie ihre rachesüchtigen Plane vereitelt sah, und ließ ihren Gatten, zum Erstenmale vielleicht, fühlen, welch eine Ruthe der Züchtigung er sich an ihr zugezogen hatte. Ihre Wuth und ihr Toben half indessen nichts, denn der König blieb fest auf seinem Entschluße. Sie fand es am Ende gerathner, sich auch zum Ziele zu legen, als durch längere Widersetzlichkeit vielleicht alles auf das Spiel zu setzen. Sie

schien besänftigt, und brütete in geheim über einem Plane, ihre Rache in der Folge doch noch befriedigen zu können.

XXIII.

Der panische Schrecken, der sich bey Sigeberts Ermordung seines Heeres bemächtigt, und es aus einander gesprengt hatte, verlor sich bald nachher. Die Völker sammelten sich wieder, und einer der geprüftesten Feldherrn stellte sich an ihre Spitze. Wo Kilperich nur immer sich hin wendete, da fand er den tapfersten Widerstand, und wenn er an einem Orte siegte, so verlor er am andern seine errungnen Vortheile zehnfach wieder. Auch Neustriens Edle hatten ein ansehnliches Heer versammlet, und standen an ihrer Gränze, bereit jeden, der es wagen wollte in ihr Land einzudringen, gehörig zu empfangen. Noch standen sie in Unterhandlung wegen Brunehilde, und hofften sie durch gütliche Wege los zu bekommen, sonst würden sie schon lang feindselig gegen Kilperichen vorgerückt seyn. Wer weiß, welche Wendung die Fehde genommen hätte, und ob nicht Kilperich untergelegen wäre, wenn nicht das launenvolle Schicksal von einer andern Seite her seine Tücke gezeigt hätte.

Guntram war bisher ruhig in der Hauptstadt geblieben, und hattte sich mit der Beglückung des Landes ernstlich beschäftigt. An der ganzen Fehde nahm er keinen Antheil, denn er fand sie ungerecht und abscheulich. Sein Herz blutete, wenn er daran dachte, wie schändlich Fredegunde seinen Vater mißbrauchte, und zu wie vielen Niederträchtigkeiten sie ihn verleitete. Er konnte nichts in der Sache ändern. Erst dann als Sigebert so meuchlings gemordet, und Brunehilde so sehr mißhandelt wurde, überwältigte ihn das Gefühl für Bil-

ligkeit und Recht. Er entschloß sich, nicht länger mehr ein stummer Zuschauer zu seyn, und einen Schritt zu wagen, der dem Unwesen vielleicht ein Ende machen könnte. Das Zuverlässigste wäre gewesen, Fredegunden zu opfern, wie sie schon so viele geopfert hatte. Sicher würde Kilperich, wenn der Teufel der Verführung von seiner Seite gerissen worden wäre, zur Besinnung zurück gekehret seyn, allein Guntram konnte sich nicht dazu entschliessen. Er wollte nicht Mörder werden; nicht seinen Namen durch eine Schandthat, die er verabscheute, brandmarken.

Lang war er unentschlossen, was er thun sollte. Was er heute für gut hielt, das verwarf er morgen wieder, und er fand überall wichtige, fast unübersteigliche Hindernisse. Endlich entschloß er sich, zu seiner Mutter zu eilen, um ihre Meynung über diesen wichtigen Gegenstand zu vernehmen. Sein Herz drängte ihn, die liebe Unglückliche wieder einmal zu sehen, und er war überzeugt, daß diese kluge Frau ihm den besten Rath würde ertheilen können. Plötzlich verließ er also die Hauptstadt, und eilte auf Flügeln der kindlichen Liebe seiner Mutter entgegen. Wer ist wohl im Stande, das Entzücken dieser edlen Frau zu schildern, als ihr Liebling sie so unvermuthet in ihrer Einsamkeit überraschte? Sprachlos und ohne Bewußtseyn vor Freude hieng sie in seinen Armen. Es fiel ihr schwer, sich von ihrem Entzücken zu erholen. Die ersten Stunden des Wiedersehens waren ganz der Wonne gewidmet, und erst, als ihre Herzen sich erleichtert hatten, kamen allmählig die übrigen wichtigen Gegenstände zur Sprache. Adelgunde weinte die bittersten Thränen über Kilperichs Verblendung, und über das Unglück des Landes, dessen Mutter sie einst war. Auch sie war der Meynung, daß durch

einen raschen Schritt vielleicht viel gewonnen werden könnte; nur meinte sie, daß man ihn reif überlegen müsse, um nicht mehr damit zu verderben, als gut zu machen. Endlich fiel ihr Rath dahin aus, daß Guntram sich an seinen Oheim wenden; mit Neustriens Ständen sich in Unterhandlung einlassen; Brunehilden auf ihren Thron zurück führen; und sie an die Spitze ihrer Völker stellen solle. „Dieses verdient nicht den Namen der Empörung, mein Sohn, sagte Adelgunde, als sie wahrnahm, daß Guntram vor dem blossen Gedanken zurück schauderte. Du suchst nicht deinen Vater zu verdrängen; du bestrebst dich keineswegs, ihm das Seinige zu entreissen; du führest nicht die Feinde in das Herz des Vaterlandes; sondern du verbindest dich bloß mit den Gutgesinnten für das allgemeine Beste, nnd stellest dich hin, um deinen mißleiteten Vater an fernern Ungerechtigkeiten zu hindern. In der Folge wird er dir es vielleicht noch Dank wissen.“

Noch lang sprach Adelgunde über diesen wichtigen Gegenstand, und es gelang ihr endlich, ihren Sohn zu überzeugen. Die Unterhandlung mit Neustriens Ständen wurde sogleich eingeleitet, und Guntram begab sich auf den Weg zu Brunehilden, um mit ihr die Sache zu überlegen, und sie aus der Gefangenschaft frey zu machen. Der Abschied zwischen Mutter und Sohn war schmerzhaft und rührend. Lange drückte die trostlose Mutter den Liebling ihrer Seele an den Busen, und es schien, als wenn sie ahnte, daß sie ihn nicht mehr sehen würde. „Gehe mein Sohn, rief sie unter häufigen Thränen, eine gute Sache zu beginnen. Der Himmel segne und unterstütze dein Vorhaben!“ Guntram riß sich loß, um

seine Mutter nicht zu sehr zu erschüttern, und gieng mit zerrissenem Herzen seiner Bestimmung entgegen.

Dem Thronerben und Statthalter des Königs mußte jede Festung offen stehen, und der Befehlshaber nahm daher nicht den mindesten Anstand, ihn sogleich zu Brunehilden zu führen. Die unglückliche Frau ertrug ihre Leiden mit vieler Fassung. Wir hörten, wie viele Festigkeit und Muth sie zeigte, als das Schwert schon über ihrem Haupte hieng, und sie mit jedem Augenblicke dem Tode entgegen sah. Seit dem hatte sich ihr Schicksal nicht verschlimmert. Die Gefangenschaft war ihr zwar lästig, allein sie hoffte sie mit jedem Augenblicke durch das Bestreben ihrer Getreuen beendigt zu sehen. Mit dieser Hoffnung versüßte sie sich manche Stunde in der Einsamkeit, und war wieder damit beschäftigt, als Guntram bey ihr eintrat. Sie erkannte ihn sogleich, und die Ueberraschung wirkte so heftig auf sie, weckte so sonderbare und widersprechende Gedanken in ihr, daß sie unterlag, und dem Prinzen ohnmächtig in die Arme sank.

XXIV.

Wenn wir unglücklich sind, fürchten wir immer das Schlimmste. So ergieng es Brunehilden. Sie glaubte, Guntrams plötzliches Erscheinen erklären zu können. Fredegunde, dachte sie, habe mit ihren rachesüchtigen Planen noch durchgedrungen; das Todesurtheil sey gegen sie gesprochen, und der König habe seinen Sohn beordert, es an ihr vollziehen zu lassen. Dieses waren die Vorstellungen, welche sich ihr aufdrangen, und es ist daher kein Wunder, daß sie so heftig davon ergriffen wurde.

Für Guntrams weich geschaffne Seele war indessen die Lage, in der er sich mit Brunehilde befand, die ge-

fährlichste, die sich denken läßt. Schon oft schlich sich die Liebe unter dem Gewande des Mitleids in die Herzen der Menschen ein, und Thränen unverdienten Kummers, von holden Augen geweint, wirken heftig auf den gefühlvollen Mann. Diese Erfahrung fand Guntram heute an sich bestättigt. Schon ehemals empfand er für die schöne Brunehilde Achtung und Wohlwollen, das war es aber auch alles, was er für sie fühlte. Nun aber war die Achtung in Theilnahme, und das Wohlwollen in zärtliche, an Liebe gränzende Freundschaft übergegangen. Brunehilde war unglücklich; dieses war eine mächtige Empfehlung für sie in seinem menschenfreundlichen Herzen. Er bedauerte sie; er wünschte ihr helfen zu können; er näherte sich ihr; er entdeckte bey jedem Schritte neue Vollkommenheiten an ihr, und fühlte am Ende die heftigste Liebe für sie. Dieses war der Weg, auf dem diese Leidenschaft Guntrams unbewachtes Herz überraschte.

Als Brunehilde sich von der Ohnmacht erholte, fiel ihr erster Blick auf den Prinzen, der gerührt und voll Theilnahme an ihrem Bette stand. Auch itzt deutete sie alles, was sie sah, nach ihrem einmal gefaßten Wahne. Sie glaubte, daß Guntram ihrem nahen Tode eine Thräne des Mitleids und der Theilnahme weihe. „Ich weiß, sagte sie mit ihrer gewöhnlichen sanften Stimme, was Sie hieher führt. Mein Tod ist beschlossen, und Sie sollen Zeuge der Vollziehung des Urtheils seyn. Von Fredegundens unversöhnlichem Hasse konnte ich nichts Anders erwarten; daß aber Guntram, der edle Guntram, sich zum Vollstrecker des blutigen Urtheils gebrauchen lasse, dieses, ich gestehe es, ist mehr als ich erwartete, und schmerzt mich tiefer, als alles übrige Leiden.“

Hier schwieg Brunehilde, und harrte voll banger Erwartung der Antwort des Prinzen entgegen Dieser stand da, fast ohne Besinnung, und tief von der Königinn entehrendem Verdachte gekränkt. Er zitterte am ganzen Leibe; eine Thräne quoll nach der andern aus seinen Augen hervor; seine Lippen bebten; und es vergiengen mehrere Augenblicke, ehe er zu Worte kommen konnte. Dann aber rief er mit einer Stimme, die der reinste Abdruck seines liebenden Herzens war, indem er Brunehildes Hände ergriff, und an sein Herz drückte: „Wie können Sie so ungerecht gegen mich seyn, Königinn, mich für fähig zu halten, der Vollstrecker eines Todesurtheils gegen Sie zu seyn? Nicht sterben sollen Sie, reitzende Brunehilde, sondern leben, um glücklich zu seyn. Nicht um Sie zu morden kam ich hieher, sondern um Sie zu retten, und Blut und Leben Ihnen anzutrageu.“ Nun entdeckte er mit gedrängten Worten die Plane, die er zu Ihrer Rettung entworfen hatte.

Hatte vorhin die Angst vor dem Tode, und das Bewußtseyn ihres Elends Brunehilde zu Boden gedrückt, so lief sie nun Gefahr, unter den Gefühlen der Dankbarkeit, und der Freude zu erliegen. Stammelnd, denn Thränen hemmten ihre Worte, drückte sie dem Prinzen den Dank aus, den ihr Herz in seiner ganzen Stärke fühlte, und mußte sich erst von ihrer angenehmen Ueberraschung erholen, ehe sie über das, was Guntram ihr nun ausführlich erklärte, zusammenhängend denken und sprechen konnte. Sie zweifelte keineswegs an dem Gelingen des Planes, denn auf die Treue ihrer Unterthanen setzte sie ihr volles Vertrauen. „Wenn sie es auch nicht aus Liebe zu mir thun sollten, sagte sie, so thun sie es aus dankbarem Andenken an meinen gemordeten

Gatten, und ich bin überzeugt, daß sie alles für mich zu opfern bereit sind. Unterstützt von meinen Getreuen im Lande, und in Verbindung mit ihrem Oheim wird es dann ein Leichtes seyn, Kilperichs Ungerechtigkeiten Schranken zu setzen, und Fredegunden an dem Unheil, das sie nun überall verbreitet, zu hindern.

„Ja, rief Guntram, ich widme mich Ihrem Dienste ganz, und jeder Tropfen meines Blutes ist für Sie bereit; allein, setzte er mit sichtbarer Angst, mißverstanden oder zurückgewiesen zu werden, hinzu: „Nicht nur zu diesem edlen Endzwecke, sondern zu jedem andern, und für mein ganzes Leben wünschte ich mit Ihnen verbunden zu werden. Ich liebe Sie, Königinn. Ich würde es nicht wagen, so geradezu Ihnen die Gefühle meines Herzens zu entdecken, allein, abgerechnet daß ich überhaupt kein Freund von Umwegen bin, so dünkt mich dieser Augenblick der schicklichste zu solch einem Antrage. An meiner Hand sind Sie dann sicher gegen alle ihre Feinde, und der Weg zu Ihrem Leben geht nur durch mein Herz. Wer weiß, hat uns das Schicksal noch einmal getrennt, ob wir uns je in unserm Leben wieder finden werden?“

Ueberrascht wurde Brunehilde durch des Prinzen Worte, aber auf die angenehmste Weise überrascht. Schon ehemals hatte Guntram tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, den weder Zeit noch Umstände zu verwischen im Stande waren. Sein itziges edles Betragen, und die Art und Weise, mit der er sich ganz für sie aufopfern wollte, waren nicht dazu geeignet, ihre zärtlichen Gefühle gegen ihn zu unterdrücken. Die Glut, welche ehemahls in ihrem Herzen unter dem Vorwande des Wohl-

wollens, und späterhin unter dem Namen der Dankbarkeit glimmte, brach itzt in helle Flamme aus. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie sich in Guntrams Armen das beneidenswertheste Weib dünken würde, doch konnte sie sich nicht entschliessen, nach Art aller Weiber, die lieber ihre Geheimnisse errathen lassen, als selbst entdecken, den Prinzen ganz in ihrem Herzen lesen zu lassen. Sie finde sich, sagte sie mit holdem Erröthen, durch seinen Antrag sehr geschmeicheit, doch glaube sie den Augenblick abwarten zu müssen, daß sie wieder frey und unabhängig sey, um ihm darauf antworten zu können.

Guntram war zwar ein Neuling in der Liebe, und daher dopppelt schüchtern und verlegen, doch sah er zu gut ein, daß, wenn er seinen Endzweck nicht erreiche, das Schicksal ihm denselben vielleicht für immer unerreichbar machen könne. Er drang daher, bescheiden zwar, aber mit aller Wärme eines liebenden Herzens in Brunehilden, und flehte um Erhörung, und die Zusicherung, daß sie die Seinige werden wolle. Die Königinn konnte dem Dringen des holden Jünglings nicht länger widerstehen. Sie sank in seinen Arm, und versprach, wenn sie ihn glücklich zu machen im Stande sey, ihm die Hand sogleich zu reichen.

XXV.

Guntram war unschlüssig, wie er sich gegen Poppo, so hieß der Befehlshaber der Festung, benehmen sollte. Ihn zum Vertrauten des Geheimnisses einzuweihen, das schien ihm gefährlich, und daß Poppo sonst auf sein blosses Begehren Brunehilden die Thore öffnen würde, das war unwahrscheinlich. Neustriens Königinn war ihm zur Verwahrung anvertraut, und er mußte

mit seinem Leben dafür bürgen. Er entwarf mehrere Plane, die liebe Gefangene in Freyheit zu setzen, allein er verwarf sie alle wieder, weil er sie unthunlich, oder seiner unwürdig fand, und am Ende blieb nichts übrig, als gerade zu zugehen. Er entschloß sich als Thronerbe ohne weiters Brunehildens Loslassung von Poppo zu verlangen, und, wenn er Bedenklichkeiten darüber finden sollte, ihm das ganze Geheimniß anzuvertrauen. Zu offenbarer Gewalt, meinte er, wäre es dann immer noch frühe genug, wenn alle andere Mittel fehlschlügen.

Hätte Guntram früher in Poppos Herz geblickt, so würde er sich manchen Kummer, und alle die Mühe, so verschiedene Plane zu Brunehildens Befreyung zu entwerfen, ersparet haben. Schon lange bedauerte der edle Greis die unglückliche Königinn. Er wußte es nur gar zu wohl, daß Verräther sie an Kilperichen ausgeliefert hatten, und daß es schreyende Ungerechtigkeit war, sie so lange der Freyheit zu berauben. Ueber das Elend seines Vaterlandes, und die Greuel, die Fredegunde täglich begieng, hatte er schon manche Thräne geweint, allein nur im Verborgnen. Es was gefährlich in diesen Tagen, sein Gefühl für Tugend und Recht laut werden zu lassen, und es frommte auch zu nichts. Sehr willkommen war daher dem Biedermanne der Prinz, als er in der Festung erschien, und er frohlockte, als er trotz des Geheimnißvollen, mit dem Guntram zu Werke gieng, den waren Antheil bemerkte, den er an dem Schicksale der unglücklichen Königinn nahm. Er zweifelte nicht, daß er gekommen seye, an ihrer Befreyung zu arbeiten, und war sogleich entschlossen, nach Kräften dazu beyzutragen. Furcht vor dem König hielt ihn nicht ab. Es war der Thronerbe, und der Statthalter des Reichs,

dem er zu Willen lebte. Das dünkte ihm genug zu seiner Vertheidigung, und wenn auch nicht, so war er bereit, seinen alten Kopf zum Opfer darzubringen, um die Unschuld zu retten, und das Gute zu befördern.

So dachte Poppo, und man wird daher leicht begreifen, daß der Prinz und er, als sie sich einander näherten, sich bald verstehen lernten. „Sie haben nicht nöthig, mein Prinz, sagte der edle Greis, als Guntram kaum durch Winke sein Begehren angezeigt hatte, Sich in Dunkel und Geheimniß vor einem Manne einzuhüllen, der eben so wie Sie, schon manche Thräne über die bedrückte Unschuld weinte, und eben so wie Sie über das Elend seines Vaterlandes seufzt. Hier sind die Schlüssel zu jeder Thüre. Ich frage Sie nicht, was Sie damit thun wollen, — thun Sie es. Sie sind mein künftiger König, und wenn dieses auch nicht zu meiner Vertheidigung hinreichte, so kann mein alter Kopf nichts besseres mehr thun, als daß er, indem er fällt, die Unschuld rettet.“

„Nein, edler Mann, rief der freudig überraschte Prinz, indem er Poppo um den Hals fiel, du sollest keine Gefahr bey diesem Schritte laufen. Ich nehme dich in meinen Schutz, und so lange ich lebe, soll dir kein Harr gekrümmet werden. Es ist billig, fuhr er fort, daß ich dir, da du mit so edlem Zutrauen mir entgegen kamst, die geheimste Falte meines Herzens entdecke. Ja, ich bin gekommen, Brunehilden in Freyheit zu setzen, allein ich thue es ohne Vollmacht, ohne Vorwissen meines Vaters. Ich konnte es nicht mehr länger ansehen, daß die Königinn so grausam behandelt werde. Alle Verantwortung nehme ich auf mich. Allein nicht nur Brunehilden wünschte ich zu retten,

sondern auch mein Vaterland. Fredegundens Ungerechtigkeiten müssen Gränzen gesetzt werden, und man muß zu hindern suchen, daß diese Lasterhafte länger meinen Vater so schändlich mißbrauche. Güte reicht nicht hin, und es muß Gewalt gebraucht werden. Diesen Schritt, diesen gefährlichen Schritt bin ich itzt im Begriffe zu wagen. Ich will mich mit meinem Oheim Guntram, und mit Brunehilden verbinden, und mich allen fernern Ungerechtigkeiten muthig entgegen stellen. Lieber will ich mich auf einige Zeit mit dem Namen eines Empörers brandmarken lassen, als daß ich dulde, daß mein armes Vaterland noch länger unter der Geisel Fredegundens seufze. Die Folge wird lehren, daß meine Absichten rein und edel waren."

„Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen, mein Prinz, antwortete Poppo. Nehmen Sie mich hin in Ihren Bund, hier ist meine Hand. Schwur reiche ich Ihnen keinen, denn dem ehrlichen Manne ist sein Wort genug. Eilen Sie zur Rettung ihres Vaterlandes, und kümmern Sie Sich nicht, wie die Welt Ihr Unternehmen beurtheilen wird. Wenn Sie nicht Blut vergiessen; nicht nach der Krone ihres Vaters streben; nicht feindliche Heere in sein Land führen; sondern nur Macht und Ansehen den Greueln entgegen setzen, mit denen Fredegunde das arme Land zu verwüsten droht, so verdient Ihr Unternehmen nicht den Namen einer Empörung. Und wenn auch alle Welt Sie verkennen sollte, so ist dem ehrlichen Manne das Zeugniß seines Herzens genug, und er weiß sich über das Urtheil der Menschen weg zu setzen. Noch einmal, mein Prinz — geliebter Retter meines Vaterlandes, — nehmen Sie mich auf in Ihren Bund. „Gerührt sanken sich beede edle Männer in die Arme." „Noch Eines, Freund,

muß ich dir anvertrauen, ehe wir uns trennen, sagte Guntram. Meine Verwendung für Brunehilde ist nicht ganz so uneigennützig, als sie es scheint. Ich liebe das edle Weib, und wünsche auf immer mit ihr zu leben. Sie ließ mich in ihrem Herzen lesen, und ich fand meine Liebe erwiedert. Noch ehe wir diesen Ort verlassen, soll Priesterhand uns verbinden, denn ich will nicht, daß Verläumdung über meinen Umgang mit Brunehilden Arges spreche, und hoffe als ihr Gatte ruhiger jeder Gefahr entgegen gehen zu können."

Poppo war nicht ganz dieser Meynung. Sein alter Kopf sah heller, als die durch Leidenschaft getrübten Augen des Prinzen. „Rettung ist vor allen Dingen nothwendig, sagte er, und wenn Sie ganz in Sicherheit sind, dann ist es Zeit genug, Sich mit Brunehilden zu verbinden. Wer weiß, wenn Sie hier zögern, was für Hindernisse noch in den Weg kommen, und alles vereiteln können?" Du hast Recht, antwortete Guntram, allein ich denke in diesem Stücke zu zart, als daß ich Brunehilde anderst, als meine Gattinn, von hier weg führen will. Lieber will ich sterben, ehe ich Gelegenheit zu einem Verdachte gebe, der dem Leumund meiner künftigen Gattinn schaden könnte. Gesetzt auch, daß Hindernisse in den Weg träten, und alles vor der Zeit entdeckt würde, so kann ich nicht glauben, daß mein Vater es wagen würde, wenn er auch alles Naturgefühl ersticken könnte, Hand an den vom Volke geliebten Thronerben, und seine Gattinn zu legen. Nichts ist im Stande, mich in meinem Entschlusse zu erschüttern, und ich eile, mit dem Bischofe dieser Stadt, dem frommen Bernhard, die Sache wegen der Trauung in Richtig-

keit zu bringen. Die nächste Stunde ist dann zu unserer Abreise bestimmt."

XXVI.

Wohl hatte Poppo recht, als er behauptete, daß Zögerung die ganze Unternehmung scheitern machen könnte. Bis itzt hatte Fredegunde und Kilperich noch nichts von Guntrams Abreise aus der Hauptstadt, nichts von seinem Besuche bey Adelgunden und Brunehilden erfahren. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß alles geglückt und Brunehilde und Guntram unaufgehalten in Sicherheit gekommen wären, wenn nicht dieser aus übertriebenem Zartgefühle darauf bestanden hätte, sich noch vor seiner Abreise aus der Festung trauen zu lassen. So geht es mit den Schicksalen der Menschen. Eine unscheinbar kleine Sache gibt oft denselben eine andere Wendung, und unser Verhängniß geht dann einen andern Weg.

Guntram eilte zu Bernharden, der von jeher mit kriechender Demuth dem Thronerben geschmeichelt hatte, und nicht fähig schien, demselben in irgend einem Stücke entgegen zu arbeiten. Ohne weitere Einleitung und Umstände entdeckte ihm der Prinz sein Begehren, und setzte den alten Heuchler in nicht geringe Verlegenheit. Er haßte den Prinzen; nichts desto weniger schmiegte er sich vor ihm, weil er ihn fürchtete, und nicht den Muth hatte, den künftigen König zu beleidigen. Wäre Guntram weniger mit seiner Liebe und andern Planen beschäftigt gewesen, so hätte er bemerken müssen, daß der Priester auf Plane sann, und sich zu verbergen suchte. Verschiedene Einwendungen, die er machte, dienten nur dazu, Zeit zu gewinnen, und den Prinzen auf das, was er indessen ausgedacht hatte, vorzubereiten. Erst dann als Guntram offen erklärte, daß,

wenn Bernhard seine Bitte nicht gewähren wolle, er noch diese Stunde mit Brunehilden abreisen werde, um sich an einem andern Orte trauen zu lassen, rückte dieser mit seinem Plane hervor. „Sie wissen mein Prinz, sagte er, daß ich gerne alles thue, um Ihnen gefällig zu werden, allein, man kann es mir alten Manne, der bald vor dem Richterstuhle des Herrn stehen wird, nicht verdenken, wenn ich mein Gewissen sicher zu stellen suche. Ich werde meine Geistlichkeit zusammen berufen, und ihr den Fall zur Ueberlegung vorlegen. An ihrer Einwilligung dürfen Sie nicht zweifeln, denn alles hängt von meinem Vortrage ab, und den werde ich zu Ihrem Vortheile einzurichten wissen. Dann bin ich gesichert und bereit, sie mit Neustriens Königinn zu verbinden. Nur vier Tage noch gedulden Sie Sich, und bringen Ihrem alten Freunde dieses Opfer zu seiner Beruhigung.

Der schlaue Mann wußte wohl, daß dieses die schwache Seite sey, auf der er den Prinzen ergreifen müsse, um zu siegen. Aus Großmuth, und um dem alten Manne nicht wehe zu thun, willigte er in den Aufschub von vier Tagen, und eilte mit dieser Nachricht zu Brunehilden zurück. Sie hätte nicht Weib seyn müssen, wenn ihr die Ungeduld des Prinzen nicht geschmeichelt hätte. Sie liebte ihn innig, und er hatte sich durch sein edles Betragen ihr ganzes Herz zu eigen gemacht. Mit frohem Entzücken sank sie ihm in die Arme, und gestand mit holdem Erröthen, daß ihr der Aufschub von vier Tagen eben so unangenehm sey, als er ihm nur immer seyn könne. Wer mahlt Guntrams selige Gefühle? Er hatte noch niemals geliebt, aber um desto heftiger liebte er nun, und das Mitleiden mit Brunehildens unglücklichem Schicksale hatte seiner Liebe eine so weiche Stimmung

gegeben, die viel dazu beytrug, ihre Herzen zu vereinigen.

Daß es dem ehrwürdigen Bernhard bey seinem Versprechen gegen den Prinzen wahrer Ernst sey, das zeigte er noch am nämlichen Tage. Er berief die Geistlichkeit zusammen, und eröffnete ihr in einer gedrängten Rede das Ansuchen desselben. Guntram war bey der Eröffnung der Sinode selbst gegenwärtig, um, wenn es seinem alten Freunde nicht ganz gelingen sollte, sein Anliegen dringend und empfehlend vorzustellen, selbst zu den Herzen der versammleten Väter zu sprechen. Er fand indessen nicht nothwendig, nur ein Wort der Rede des Bischofs hinzu zu fügen, denn dieser setzte mit solcher Beredsamkeit die Gründe auseinander, warum er glaube, die Einwilligung geben zu müssen; und mahlte mit so glänzenden Farben die Verdienste des Prinzen um das Vaterland; die Vortheile, welche aus einer Verbindung mit Neustriens Königinn nothwendig entspringen müßten; die Gewißheit, daß auch Kilperich in der Folge noch dem Schicksale für dieses glückliche Ereigniß danken werde; — kurz alles, was an der Sache Empfehlendes aufgefunden werden konnte, daß Guntram in Entzücken über den freundschaftlichen Feuereifer des Alten gerieth. Mit von Freude leuchtenden Augen drückte er Bernharden die Hand, versicherte ihn seines immerwährenden Dankes, und verließ mit froher Zuversicht die Versammlung.

Dieses war aber nur die Aussenseite, welche der Alte, in Verstellung und Gleisnerey grau gewordne Mann hier zeigte. In Geheim that er gerade das Gegentheil von dem, was er zu thun scheinen wollte. Er fand diese Gelegenheit erwünscht, bey dem König und

Fredegunden sich einzuschmeichlen, und den Prinzen, den er als die künftige Geisel fürchtete, zu stürzen. Er beschloß seinen Untergang. Ganz unvermerkt wußte er der Berathschlagung verschiedene Hindernisse in den Weg zu schieben, daß sie sich in die Länge ziehen mußte, und berichtete indessen durch einen Eilboten den ganzen Vorgang dem Könige, indem er sich Verhaltungs Befehle ausbat. Daß er die Farben nicht werde geschont haben, um den Prinzen, den er vernichten wollte, im gehässigsten Lichte darzustellen, das läßt sich denken.

Wer ist wohl im Stande Fredegundens Wuth zu schildern, als sie diese unerwartete Nachricht erhielt? Wie? Alle Opfer ihrer Rache sollten ihr entgehen? Brunehilde, die so gehaßte Brunehilde, sollte nicht nur aus der Gefangenschaft befreyt, sondern noch durch die Hand eines Mannes glücklich werden, den kein weibliches Aug ohne Entzücken betrachten konnte, — den sie selbst einst ihrer Liebe gewürdigt hatte? Guntram, dieser undankbare, gefühllose Mensch, der ihre Zärtlichkeit mit Verachtung zurückgewiesen, und sie an einem Orte verwundet hatte, wo kein Weib, ohne nach Rache zu lechzen, sich verwunden läßt, sollte durch Brunehildens Hand und Liebe glücklich werden? ? ? Unmöglich! Ohne noch daran zu denken, daß Guntram als König von Neustrien ihrem Ansehen gefährlich werden könnte, waren jene Betrachtungen schon hinreichend, sie zu bewegen, Guntram und Brunehilden den Untergang zu schwören.

Auch Kilperich war nicht gleichgültig bey dieser Nachricht. Die schwächsten Menschen sehen es gerade am wenigsten gerne, wenn Andere ihrer eingebildeten Herrlichkeit in den Weg treten. Sie sind eifersüchtig auf al-

les, was sie ins Dunkel stellen könnte. Er wurde daher sehr gegen seinen Sohn aufgebracht, daß er sich ein Ansehen verschaffen wollte, welches ihm nachtheilig seyn könnte. Von Guntrams fernern Absichten wußte er noch nichts, sonst würde er noch ungehaltner auf ihn geworden seyn. Trotz seinem Vertrauen auf den alten Priester hatte der Prinz doch die Vorsicht gebraucht, ihm nichts von seinen Planen zu entdecken. Diesesmal kostete es Fredegunden nur wenig Mühe, ihren Gatten zu allem, was sie wollte, zu bereden. Sie hatte eine grausame, eine fürchterliche Rache ersonnen. Zufrieden, daß der König ihr die Leitung der Sache überließ, fertigte sie den Boten an Bernharden ab, und machte sich selbst zur Abreise auf den folgenden Morgen bereit.

XXVII.

Es vergieng keine Stunde, in welcher Guntram nicht den Bischof mit Bitten um Beschleunigung bestürmte, allein es half nichts, und er mußte sich in Geduld fügen. Heute war hier, morgen dort ein unerwartetes Hinderniß eingetreten, und es kostete Mühe, sie alle zu beseitigen. Einige Tage ließ Guntram sich hinhalten, dann aber verließ ihn die Geduld. Er erklärte trocken und fest, daß er es müde sey, sich zum Besten halten zu lassen, und der versammleten Geistlichkeit noch zwey Stunde Bedenkzeit gebe, ob sie in sein Begehren willigen wolle, oder nicht. Gerne füge er sich in die Gebräuche der Kirche, das habe er bewiesen, allein zum Spielwerk ihrer Laune sich gebrauchen zu lassen, dazu fühle er sich zu gut. Kurz — in zwey Stunden erwarte er die Entschliessung, und werde dann mit Brunehilden abreisen. O hätte er es doch gethan! Er wäre dem schrecklichsten Schicksale entgangen!

Bernhard befand sich in der schrecklichsten Verlegenheit. Gewalt konnte er nicht gebrauchen, denn Alles im Volke hieng mit Liebe und Ergebenheit an dem Prinzen, und wenn er es gefordert hätte, würde keiner lebendig die Versammlung verlassen haben. Der Bothe war noch nicht zurück; und er wußte nicht, zu was er sich entschließen sollte. Schon wollte er sich zum Ziele legen, als der Bothe ihn aus aller Verlegenheit riß. Er brachte Briefe vom König und von Fredegunden mit, voll von den herrlichsten Versprechungen einer ausgezeichneten Belohnung für seine Treue, und mit dem Befehle, —— in Guntrams Begehren zu willigen, die Trauung den künftigen Tag um die zehente Stunde zu vollziehen, und dann abzuwarten, was noch kommen würde.

Mit Freude heuchelnder Miene nahte sich nun der alte Sünder dem Prinzen, und erklärte ihm, daß es seinem Eifer, ihm zu dienen, endlich gelungen sey, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und daß die versammelte Geistlichkeit feyerlich sein Begehren bewilliget habe. Er bitte sich die Gnade aus, die Trauung zwischen der liebenswürdigen Brunehilde und seinem künftigen König selbst verrichten zu dürfen, und werde sich zu diesem Ende, wenn es Guntram so recht sey, morgen um 10 Uhr einfinden. Nicht an ihm werde es liegen, fuhr er mit andächtiger Miene fort, wenn der Segen des Himmels, den er über sie erflehen werde, nicht in Erfüllung gehe. Glücklich schätze er sich, noch so lange gelebt zu haben, um sein Leben mit einer so schönen Handlung zu beschließen.

Wäre Guntram bey kaltem Blute geiwesen, so würde ihn das ängstliche, über allen Ausdruck kriechende Wesen des Mannes aufmerksam gemacht haben, allein heute war sein Auge getrübt. Er dankte Bernharden für seine Freund-

schaft aus der Fülle des Herzens, versicherte ihn seiner vollen Erkenntlichkeit, und eilte dann, Brunehilden mit dieser frohen Nachricht zu überraschen. Das holde Weib schmiegte sich sanft an seinen Busen, und Thränen rollten aus ihren Augen herab. Es waren aber nicht Thränen der Freude, nein, es waren Thränen der Ahnung ihres künftigen Schicksals. Wie Stein lag ihr eine unnennbare Last auf dem Herzen. Sie wußte nicht, was sie eigentlich fürchtete, allein ein peinliches Drängen trieb sie von einem Orte zu dem andern, und sie fand nirgends Ruhe, als an dem Busen ihres Geliebten.

Der festliche Tag erschien, der zwey liebende Herzen auf immer verbinden sollte. Unerträglich langsam schlichen die Stunden den Ungeduldigen, und kaum hatte die Glocke 10 geschlagen, als sie schon den Bischof erwarteten. Poppo hatte schon alle Anstalten zur Reise getroffen, und er stand mit einigen Vertrauten bereit, die Verbundenen sogleich über die Gränze und in Sicherheit zu bringen. Auch Bernhard erschien. In einer zierlichen Rede, in welcher er den Weihrauch, den ihm Guntram gerne erlassen hätte, übermäßig ausstreute, wünschte er dem holden Brautpaare Glück und Heil, und trat endlich hin, um den Segen über sie auszusprechen. Guntram schwamm in einem Meere voll Wonne, als er Brunehildens Hand in der seinigen hielt. Auch Brunehilde theilte sein Entzücken, und ihr Auge glänzte voll der herrlichsten Freude. Einer unwillkührlichen Bangigkeit konnte sie sich indessen nicht erwehren. Ihre Hand zitterte, als sie selbe Guntramen hinreichte, und ihr Athem war so gepreßt, daß er sie zu ersticken drohte.

Endlich war der so sehnlich gewünschte Augenblick vorüber. Guntram nahte sich mit seiner Gattinn der Thüre, als diese plötzlich aufgesprengt wurde, und Kilperich mit

Fredegunden eintrat. Ein Haufen bewaffneter Soldaten schloß den Zug. Brunehilde erblaßte, als sie ihre Feindinn erblickte, und gleitete, vom Schrecken überwältigt, aus Guntrams Armen zu Boden. Der Prinz konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen, endlich aber trat er muthig vor, und war eben im Begriffe, seinen Vater anzureden, als Fredegunde wie eine Furie auf ihn zuschoß, und mit grinsendem Gelächter ihm zurief: „Endlich ist sie gekommen, die so sehnlich erwartete Stunde der Rache. Wie, Elender, konntest du wohl glauben, daß Fredegunde je es dulden würde, dich glücklich zu sehen? Jezt, da du mit einem Fuße schon am Rande des Glückes stehest, will ich dich zurück reißen, und in den fürchterlichsten Abgrund dahin schleudern. Wehe dir, aber noch tausendmal mehr wehe meiner Todesfeindinn, deiner seyn wollenden Gattinn. Hier ist dein Hochzeitgeschenk, Elender! — Mit diesen Worten warf sie einen mit einem Tuche verhüllten Korb vor seine Füße, und Poppo's blutiges Haupt rollte aus demselben hervor.

Nun wollte die Unholdinn auf die ohnmächtige Brunehilde zueilen, vermuthlich um sie persönlich zu mißhandeln, denn welcher Schandthat wäre Fredegunde nicht fähig gewesen? Allein Guntram behielt trotz seiner fürchterlichen Ueberraschung doch noch so viele Besinnung, daß er drohend vor seine Gattinn hin trat, und das rasende Weib von ihr zurück hielt. Auch Kilperich mochte durch den Anblick so vielen Jammers gerührt seyn, denn auch er hielt seine Gattinn zurück. Durch einen Blick ertheilte er der harrenden Wache seine Befehle. Sie theilte sich, und ein Trupp schleppte den Prinzen mit Gewalt fort, während der andere die besinnungslose Brunehilde hinweg trug.

XXVIII.

Dieses war der Plan, den Fredegunde ersonnen hatte. Man muß gestehen, daß er ihrem Herzen ganz entsprach, denn er war grausam und abscheulich. Bis an den Rand des Glückes wollte sie die beyden Opfer hintreten lassen, um ihnen dann den Verlurst desselben desto empfindlicher zu machen. Kilperich hatte ihr die ganze Sache überlassen, und war zufrieden mit Allem, was sie that. Sie richtete ihre Reise so ein, daß sie in der nämlichen Stunde, da Guntram mit Brunehilden getraut wurde, in der Festung anlangte, und während jene an dem Fuße des Altars standen, um Segen über ihre Verbindung sprechen zu lassen, rückte sie mit dem König zu ihrem Verderben heran. Der am Thore Wache habende Offizier war nicht in die Geheimnisse des Prinzen eingeweiht, und wenn auch, — durfte er dem Könige den Eintritt in die Festung versagen? Poppo stand mit seinem kleinen Häufchen am andern Thore, und harrte mit Ungeduld dem Prinzen entgegen, um ihn mit seiner Gattinn in Sicherheit zu bringen. Er wußte kein Wort von alle dem, was indessen in der Stadt vorgegangen war, und, als er einen Trupp Menschen auf sich zueilen sah, glaubte er, daß es Guntram und Brunehilde seyen. Wie erschrack er, als er den König erblickte, und nun überzeugt wurde, daß Alles verrathen sey? Noch war er ungewiß, ob er sich vertheidigen oder ergeben wollte, und hätte er den Prinzen bey sich gehabt, so ist es kein Zweifel, daß er sich mit ihm durchgeschlagen hätte, allein sich nur zu retten, und Guntramen in der Gefahr zurück zu lassen, dazu dachte er zu edel. Er ergab sich also, und wurde in aller Stille nach dem Schlosse abgeführt, wo Fredegunde seiner harrte. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen, und ließ dem edlen Greise den Kopf vor die Füße legen, zur

Strafe für seine Verrätherey, wie sie sagte, hauptsächlich aber, um den Prinzen dadurch noch tiefer und empfindlicher zu kränken.

Die Einleitung und der Anfang des Plans gelang Fredegunden vortrefflich, wie wir sahen, das Ende aber mißlang ihr zum Theile. Nach ihrem Plane sollte Brunehilde sterben. Guntram sollte Zeuge ihres Todes seyn, und dann, wenn es ihr nicht gelingen sollte, auch ihn zu morden, seine übrigen Tage in einer grausamen Gefangenschaft vertrauren. Schon war die unglückliche Königinn nach dem Innern des Schlosses abgeführt, wo Fredegunde sie noch durch ihre Gegenwart und Spott einige Stunden quälen wollte. Schon hatte sie aus dem Munde ihrer Feindinn gehört, daß ihr Tod beschlossen und unvermeidlich sey. Mit Gelassenheit duldete sie, und sah mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen, der ihre Leiden enden sollte, als plötzlich ihr Schicksal eine andere Wendung erhielt. Neustriens Stände, müde der Zögerung, mit der ihre Königinn ihnen vorenthalten wurde, schickten noch einmal und zum letztenmale eine Gesandtschaft an Kilperichen, um ihm zu erklären, — daß, wenn Brunehilde nicht sogleich ihrer Gefangenschaft entlassen werde, sie mit fürchterlicher Macht in seine Staaten einfallen; Alles mit Feuer und Schwert verheeren, und alle benachbarten Fürsten und Könige um Beistand anrufen würden. Kein Stein sollte auf dem andern bleiben, und Kilperich und Fredegunde sollten mit ihrem Leben verantwortlich für das Leben ihrer Königinn seyn. So ernst und nachdrücklich lauteten die Aufträge, welche die Gesandten zu hinterbringen hatten. Sie langten in Kilperichs Lager an, als er eben mit Fredegunden abgereiset war, und eilten ihm auf dem Fuße nach. Wären sie um wenige Minuten später gekommen, so würden

sie Brunehilden todt gefunden haben. Noch war es Zeit, sie zu retten, und es gelang ihnen, Kilperichen durch ihre nachdrucksvolle Sprache so zu erschüttern, daß er in ihr Begehren willigte; sein Ohr der Stimme der Gattinn verschloß, und Brunehilden ungehindert von dannen zgehen ließ.

Um sich eine Vorstellung von der Wuth zu machen, in welche Fredegunde durch die Vereitlung des liebsten ihrer Plane gerieth, muß man einen Begriff haben, von der ganzen Abscheulichkeit ihres Charakters; von der Schadenfreude, die sie empfand, ihre Feindinn erniedrigt zu ihren Füßen zu sehen, und von der Wonne, die sie sich davon versprach, die Hände in Brunehildens Blute baden zu können. Alle ihre Wuth half ihr indessen nichts, denn der König blieb fest auf seinem Sinne, und ließ Neustriens Königinn ungehindert mit den Gesandten abgehen. Was sie noch einigermassen in ihrer Verzweiflung tröstete, war, daß doch ein Opfer in ihren Händen zurück blieb. Gegen Guntram sollte sich nun ihre ganze Bosheit wenden, und sie schwur, nicht eher zu ruhen, bis sie ihn ganz vernichtet hätte. Den Anfang ihrer Grausamkeit machte sie damit, daß sie ihn gebunden und in einem Aufzuge, als wenn er eben den Todesstreich erwarten sollte, an einen Ort hinführen ließ, wo Brunehilde bei ihrer Abreise ihn sehen mußte. Die Wirkung entsprach ganz ihrer Absicht. Todesschauer ergriff das Herz der Königinn, als sie ihren Gemahl in diesem fürchterlichen Augenblicke gewahrte. Sie erlag dem Schmerze und sank besinnungslos zu Boden. Wohl ihr! Sie fühlte nicht so tief die Schmerzen der Trennung, denn als sie wieder zum Leben erwachte, war sie schon weit von dem Orte entfernt, wo sie so vielen Jammer erlebte.

Den Prinzen wirklich dem Tode zu überliefern, durfte Fredegunde nicht wagen. Er war bis jetzt der einzige Thron-

erbe; vom Volke geliebt, und sie mußte fürchten, das Opfer ihrer eignen Grausamkeit zu werden. Sie versuchte daher, auf einem andern Wege zu ihrem Zwecke zu gelangen. Unter einer sichern Bedeckung ließ sie ihn nach einem entlegenen Kloster abführen, wo ihm die Haare abgeschoren; eine Kutte übergeworfen, und er zu einem Stande gezwungen wurde, den er von jeher haßte und verabscheute. Durch dieses Mittel hoffte sie, ihn in den Augen der Welt verächtlich zu machen; die Liebe der Unterthanen ihm zu entreissen, und ihn der Thronfolge zu berauben. Wie Guntram in seinem Aufzuge; unter seinen Gefährten, die ihn mit Spott und Verachtung behandelten, und in seinem neuen Stande, den er verabscheute, zu Muthe seyn mußte, das läßt sich denken.

Sobald Fredegunde erfuhr, daß ihre Befehle vollzogen, und der Prinz in einen Mönchen umgeschaffen war, zog sie Kilperichen, den sie nicht zu Besinnung kommen ließ, mit sich nach der Hauptstadt zurück. Hier wußte sie ihn in so manche Beschäftigungen zu verwickeln, daß sein auflodernde Vatergefühl bald wieder erstickt wurde, und er seinen unglücklichen Sohn gänzlich vergaß.

XXIX.

Mehrere Monate waren schon verflossen, seit dem Fredegunde das Glück zweyer Liebenden zertrümmert hatte. Brunehilie lebte ein trauriges und freudenleeres Leben in ihren Staaten. Mit frohem Jubel war sie von ihren Unterthanen empfangen worden, und alle die Liebe, welche diese Menschen einst für Sigeberten hatten, war auf seine unglückliche Gattinn übergegangen. Sie hätte glücklich seyn können, wenn ihr Herz zufrieden gewesen wäre, und nicht das Andenken an Guntrams fürchterliches Schicksal ihr jede frohe Stunde verbittert hätte. Sie war überzeugt,

daß Guntram sein Leben unter Henkers Händen geendet habe, denn seine nachherige Abführung nach dem Kloster geschah in der tiefsten Stille, und sein Schicksal blieb für jeden ein Geheimniß. Sie erhielt sich im ruhigen Besitze ihrer Staaten, denn Kilperich wagte es nicht, sie darinn zu stören. Sie hatte mit allen benachbarten Fürsten, vorzüglich aber mit Kilperichs Bruder Guntram Bündnisse zu ihrer Vertheidigung geschlossen. Dieser edle Mann seufzte über die Verblendung seines Bruders; er knirschte mit den Zähnen über Fredegundens Lasterthaten, allein er konnte es nicht über sein menschenfreundliches Herz gewinnen, Blut zu vergießen; seinen Bruder durch das Schwert zu bezwingen, und Tausende darüber unglücklich zu machen.

Auch Kilperichs Sohn Guntram führte in seinem Kloster das traurigste Leben, das sich denken läßt. In einen Stand versetzt, der ihm ein Greuel war; zu Beschäftigungen genöthigt, die er zu würdigen wußte, und von Menschen umgeben, die seine geschworne Feinde waren, wünschte er sich täglich den Tod, und haderte mit dem Schicksale, das ihn so lange am Leben erhielt. Er hatte es versucht, sich Freunde unter den Mönchen zu machen, un durch sie von Brunehilden Nachricht zu erhalten, oder wohl gar in Freiheit zu gelangen, allein alle seine Versuche mißlangen. Diese Menschen waren zu sehr von dem Geneingeiste ergriffen, um des Prinzen Freunde werden zu könien. Sie waren zu gut von Fredegunden bezahlt, als daß se Mitleid mit ihm hätten fühlen dürfen, und sie waren zi sehr von der Königinn abhängig, als daß sie es wagen komten, ihren Befehlen entgegen zu handeln. Es blieb daher dem unglücklichen jungen Manne nichts übrig, als in Geduld sich in sein Schicksal zu fügen, und — zu hoffen. Ja, die Hoffnung, diese Trösterinn der Menschen, verließ ihn in seinm gränzenlo-

sen Elende nicht ganz. Sie lächelte ihm manchmal freundlich zu, und ließ ihn von ferne ahnen, daß noch Rettung für ihn möglich sey.

Fredegunde war indessen Mutter geworden, und hatte den König mit einem Sohne beschenkt. Das Entzücken des Vaters war gränzenlos, und in dem Augenblicke, als er das Pfand von Fredegundens Liebe in den Armen hielt, wurde auch der letzte Ueberrest des Vatergefühls, und des Mitleids für seinen Erstgebornen in seinem Herzen ausgelöscht. Ohne Bedenken würde er in dieser Stunde das Todesurtheil gegen ihn unterzeichnet haben, allein Fredegunde forderte es nicht. Sie hatte einen Plan erdacht, wie sie ihren Endzweck erreichen konnte, ohne den Verdacht des Mordes auf sich zu lasten. Mit Sehnsucht hatte sie ihrer Entbindung entgegen geharrt, und so wie sie überzeugt war, eines Sohnes Mutter zu seyn, standen auch ihre Entwürfe fest vor ihren Augen. Sie zitterte bey dem Gedanken, daß Guntram nach seines Vaters Tode von den Gelübden sich frey machen, und ihren eigenen Sohn vom Throne verdrängen könnte. Er mußte sterben, das war fest und unerschütterlich beschlossen.

In einer traulichen Stunde rief sie Bertramen zu sich, einen Mann, in dessen Innerstes sie geblickt hatte, und von dem sie überzeugt war, daß er, durch Habsucht und andere Leidenschaften geleitet, gerne die Hände zu ihren Absichten bieten würde. Es war ein schöner, kraftvoller Mann, dieser Bertram, in dessen Busen aber ein vom Laster verdorbenes Herz schlug. Ehedem war er Sigeberts Feldherr und Vertrauter, und stand, als sein Herr von Fredegunden gemordet wurde, wider Kilperichen zu Felde. Alle übrigen Diener des unglücklichen Königs, obwohl sie sich im ersten Augenblicke vom Schrecken unthätig machen lie-

ßen, blieben ihm doch nach seinem Tode noch getreu, nur Bertram verließ die gerechte Sache, weil es sein Vortheil erheischte, und er durch Verrätherey bey Fredegunden sein Glück zu machen hoffte. Fredegunde, die ihre Leute zu schätzen wußte, nahm ihn mit offenen Armen auf. Er wurde bey ihres Gatten Heeren angestellt; stieg von Stufe zu Stufe, und wurde bald der Vertraute des Königs und der Königinn. Daß er alle zu diesem Posten erforderlichen Eigenschaften besaß, zeigte er dadurch, daß er Jedem nach den entgegengesetztesten Absichten zu dienen wußte. Kilperichen stand er in seinen schwachen Stunden, deren er auch an Fredegundens Seite noch manche hatte, mit Rath und That bey, und Fredegunde brauchte ihm nur einen Wink zu geben, so verstand er ihn, und vollzog mit Pünktlichkeit ihre Befehle. Es ist kein verächtlicheres Geschöpf als ein Schmeichler und Speichellecker, aber das verächtlichste unter der Sonne ist ein Mensch, der zugleich mehreren Herren dient, und den Mantel jeden Augenblick von einer andern Seite, und nach dem Winde zu hängen weiß.

Diesen Bertram nun berief die Königinn einst zur traulichen Stunde, da sie sicher seyn konnte, von Niemanden überrascht zu werden. Ihn hatte sie ausersehen, den Plan ihrer Rache gegen Guntram auszuführen. Durch Schmeicheleien und Versprechungen, ja man sagt, durch Alles, was ein Weib schätzbares zu geben hat, suchte sie den Mann sich eigen zu machen, und legte das Geheimniß in seinen Busen nieder. Er müßte nicht Bertram gewesen seyn, wenn er den Antrag von sich ablehnen hätte wollen. Mit Hand und Mund versicherte er Fredegunden, daß sie zufrieden mit ihm seyn werde, und reiste den folgenden Morgen im strengsten Geheimniß aus der Hauptstadt ab.

XXX.

Einen Freund hatte Guntram noch, der es treulich mit ihm meinte, und sich alle Mühe gab, seinen Aufenthalt zu entdecken, um ihm dienen zu können. Siegfried hieß dieser Edle, der bereit war, Alles für seinen Freund zu opfern. Er war mit dem Prinzen erzogen, und ihre gleichdenkenden Seelen hatten sich fest an einander geschlossen. Als Guntrams Freund, versteht sich von selbst, daß er bey Kilperichen, besonders als Fredegunde den Thron erstiegen hatte, sein Glück nicht machte, doch das verlangte er nicht. Er liebte den Prinzen, nicht weil er ein Königssohn war, sondern um seiner selbst willen. Da er übrigens klug war; sich in keine Angelegenheiten mischte, und Fredegunden, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, um im Stillen seinem Freunde dienen zu können, so hielt ihn die Königinn für unschädlich, und gönnte ihm die Freude einer in ihren Augen lächerlichen, uneigennützigen Freundschaft. Daß Siegfried nun alle Geheimnisse des Prinzen wußte, läßt sich denken. Er war sein unzertrennlicher Gefährte, und begleitete ihn auch auf seinem Besuche bey Adelgunden und auf der Festung. Zuverläßig würde er an jenem schrecklichen Tage auch ein Opfer seiner Freundschaft für den Prinzen geworden seyn, wie Poppo es wurde, wenn er nicht zu seinem Glücke abwesend gewesen wäre. Guntram hatte ihn mit Aufträgen zu seinem Oheim gesandt, und ihm einen Ort über der Gränze zum Wiedersehen bestimmt.

Pünktlich traf Sigefried mit den erfreulichsten Nachrichten an dem bestimmten Orte ein, und harrte mit Ungeduld der Ankunft seines Freundes entgegen. Schon war die bestimmte Zeit lange vorüber; sein Herz ahnte Unglück, und er wollte eben zu Guntram hineilen, als ihm das

Gerücht von dessen schrecklichem Schicksale entgegen kam. Wer beschreibt seinen Seelenzustand, als er erfuhr, wie schändlich Fredegunde an dem Prinzen gehandelt habe? In der ersten Aufwallung wollte er hineilen, der Mörderinn den Dolch in den Busen drucken, und seinen Freund retten, oder mit ihm sterben. Schon war er auf dem Wege dahin, als er die von Fredegunden vorsetzlich verbreitete Nachricht von Guntrams Tode erfuhr. Wenig fehlte, daß auch ihn der Schmerz getödtet hätte. Lange irrte er ohne Besinnung umher, und flehte täglich zum Himmel um Auflösung und Wiedervereinigung mit seinem Freunde. Erst als sein Schmerz durch die Zeit milder wurde, zog er sich auf ein kleines, in der entlegensten Wüste gelegenes Gütchen zurück. Traurig und still flossen seine Tage dahin, als plötzlich sich das Gerücht verbreitete, daß Guntram nicht todt sey, sondern an einem verborgenen Orte in der Gefangenschaft schmachte. Hoch auf hüpfte Siegfried vor Freude bey dieser Nachricht. Wenn mein Freund nur lebt, dachte er, so will ich ihn schon finden, und finde ich ihn, auch retten, denn was wäre der Freundschaft unmöglich? Sogleich machte er sich in unkenntlicher Tracht auf den Weg. Er durchstreifte Städte und Dörfer. Keiner der entlegensten Winkel im Lande blieb unbesucht, allein er erfuhr nichts, denn Fredegunde hatte ihre Masregeln zu gut getroffen.

Eben war er wieder von einer fruchtlosen Streiferei zurück gekommen. Trüb war seine Seele, und die Hoffnung, seinen Freund noch unter den Lebendigen zu finden, schwand allmählig dahin. Ermüdet, und in Gedanken vertieft saß er vor seiner Hütte, als Bertram, der Vertraute der Königinn, unvermuthet vor ihm erschien. Voll Entsetzen sprang er auf, als er den Höfling erkannte; denn er war überzeugt, daß nicht Ungefähr, sondern Absicht ihn

zu seiner Wohnung geleitet habe. Seine Absicht konnte aber unmöglich gut seyn, denn einer edlen Handlung war dieser Mensch nicht fähig. So beurtheilte Siegfried Bertrams Erscheinen, und daher kam sein Entsetzen, als er ihn erblickte. O wäre er auf seiner Meinung geblieben! O hätte er der giftigen Natter sich nicht anvertraut! Wie vielem Jammer für sich, und Andere wäre er entgangen? Doch es war einmal in dem Buche des Schicksals geschrieben, daß die Tugend unterliegen, und das Laster siegen solle.

Bertram schien Siegefrieds Entsetzen nicht zu bemerken, welches doch so deutlich auf seinem Gesichte abgedruckt war. Freundlich und einschmeichelnd nahte er sich dem Erschrockenen, und kannte seine schwache Seite zu gut, um fehl zu greifen. Ich lese Erstaunen in deinem Gesichte, edler Siegfried, sagte er, über mein Erscheinen, aber nur einige Augenblicke Geduld, und es soll der reinsten Freude Platz machen. Manche Thränen weinte ich schon der Asche des unglücklichen Guntrams, den ich schätzte und liebte. Täglich hörte ich zwar ein Gerücht, daß er noch lebe, allein ich glaubte es nicht, bis ich gestern Bestätigung und Gewißheit darüber erhielt. Er lebt; schmachtet in einem Kloster, in welchem ich mehrere Freunde und Bekannte habe, und mußte die Kurte und den Stand eines Mönches ergreifen. Sobald ich Gewißheit in der Sache hatte, so eilte ich zu dir, weil ich dich als seinen Freund kenne, und erbiete mich, mit dir gemeinschaftlich, Alles für seine Rettung zu wagen. Streben nach Glück und Größe konnte mich wohl zu manchem Schritte verleiten, den der strenge Sittenrichter nicht gut heißen kann; allein so sehr ist doch das Gefühl für Tugend und Ehre noch nicht in meinem Herzen erstorben, daß ich gefühllos gegen die Leiden des edlen Guntrams seyn könnte.

Bei jedem Worte, das Bertram sprach, heiterte sich Siegefrids Miene mehr auf. Unruhe und Mißtrauen schwanden allmählig von seiner Seele, und kaum hatte er gehört, daß Guntram lebe; daß Bertram ihn retten wolle, als er mit Ungestüm ihm um den Hals fiel, und unter Liebkosungen ihn fast erdrückte. Laß uns eilen, rief er, und zog den Höfling unaufhaltsam mit sich fort. Es kostete Bertramen nicht wenig Mühe, dem vor Freude Trunkenen zu bedeuten, daß eine Stunde früher oder später nichts in der Sache ändere, und daß es nothwendig sey, Alles vorher genau zu überlegen, um durch Unvorsichtigkeit nicht Alles zu verderben. Endlich gelang es ihm, und man setzte sich hin, um den Plan zu entwerfen. Es kann nicht fehlen, rief Bertram, denn ich habe Freunde unter den Mönchen, die uns das Unternehmen erleichtern werden. Auch zwischen den Mauren eines Klosters kennt man den Glanz des Goldes, und wir wollen es nicht sparen, um Guntrams Gefängnißthore damit zu sprengen.

XXXI.

Der folgende Morgen erblickte Guntrams Retter schon auf dem Wege. Sie eilten, was sie konnten, und doch fand Siegfried es noch für seine Unruhe zu langsam. Nach einer beschwerlichen Reise erblickten sie endlich in der grausenvollsten Einöde, zwischen Felsen und Klippen, und an dem Abhange eines Berges, auf dem nur hie und da eine Fichte Boden genug fand, um wurzeln zu können, die Thürme des Klosters. Siegfried blieb zurück, denn die Freunde waren übereingekommen, daß Bertram allein nach dem Kloster wandern sollte, um mit seinen Freunden zu sprechen, und zu untersuchen, ob und wie viel er auf sie zählen dürfe. Vielleicht bringe ich deinen Freund sogleich zurück, sprach Bertram, denn mir ahnet, daß wir die

Mönche geneigter finden werden, als wir hoffen dürfen. Wenn aber auch nicht, so will ich doch einen so guten Grund legen, daß wir sicher darauf fort bauen können, und glücklich ans Ziel kommen. Harre meiner hier, und gib der Hoffnung, Guntramen bald zu sehen, in deinem Herzen Raum. Siegfried fiel nochmal seinem Freunde um den Hals, Thränen rollten in seinen Busen, und er beschwor ihn mit einem Eifer, der jeden, nur Bertramen nicht, gerührt hätte, sein Möglichstes zu thun; fein vorsichtig zu Werke zu gehen, und vor Allem — bald wieder zurück zu kehren. Bertram versprachs, und ging nach dem Kloster. Mit Sehnsucht blickte Siegfried ihm nach, und als er ihn aus dem Gesichte verloren hatte, warf er sich auf die Knie nieder, und betete um seines Freundes Rettung brünstiger, als je ein Sterblicher gebetet hat.

Bertram wurde mit offenen Armen in dem Kloster aufgenommen, denn er brachte Briefe und Geschenke von der Königinn mit. Die Mönche sollten ihm freien Zutritt zum Prinzen verstatten, so lauteten die Befehle, und, wenn er es für gut finden würde, ihn wegzuführen, ihm keine Hindernisse in den Weg legen. Den Erfolg würden sie schon erfahren. Guntram erstaunte nicht wenig, als er Bertramen bey sich eintreten sah. So eben war er in Betrachtungen über den Gang seines unglücklichen Schicksals vertieft, als die Thüre sich öffnete. Thränen rollten unwillkührlich über sein blasses Angesicht herab, und Seufzer hoben seine Brust. Er blickte auf, und war unvermögend, von seinem Sitze aufzuspringen, so sehr lähmte Erstaunen alle seine Kräfte, als er den Höfling, den er nicht von der vortheilhaftesten Seite kannte, vor sich stehen sah.

Ehrfurchtsvoll nahte sich Bertram dem Prinzen, doch Mühe kostete es ihm, das Lachen zu unterdrücken, als er

den Königssohn mit geschornem Kopfe; in einer groben Kutte; einem Stricke um den Leib, und einer fürchterlichen Kapuze am Halse vor sich erblickte. „Ich komme, gnädiger Herr, sagte er, indem er sich auf ein Knie vor ihm niederließ, Ihnen Trost im Unglücke, und Linderung Ihrer Schmerzen zu bringen. Ihr feindseliges Schicksal hat ein Ende, und es beginnen frohe und glückliche Tage für Sie. Sie staunen mich an, Prinz, fuhr er fort, als Guntram ihn erhoben, und ihm einen Sitz angewiesen hatte, und glauben vielleicht, daß ich Spott mit Ihrem Unglücke treiben wolle. Nein, bey Gott nicht! Schon lange weinte ich für Sie Thränen der aufrichtigsten Theilnahme. Wenige Tage sind es nur, daß ich Ihren Aufenthalt erfuhr, und ich befand mich im Stande, Ihnen zu Hilfe zu eilen. Ich habe Freunde hier im Kloster, auf die ich rechnete, und ich fand mich in meiner Rechnung nicht betrogen. Alles ist zu Ihrer Rettung bereit, und alle Thore stehen für Sie offen."

Hier endete Bertram, um dem Prinzen Zeit zur Erholung von der plötzlichen Ueberraschung zu lassen. Als er sah, daß Guntram ihn nicht begriff, und noch immer an der Möglichkeit seiner Rettung zweifelte, so setzte er ihm den ganzen Zusammenhang der Sache auseinander, und schloß nochmal mit der Versicherung, daß Alles zu seiner Flucht bereit sey. „Ich zweifelte zwar keineswegs, sagte er, an dem Gelingen meines Unternehmens, doch hoffte ich selbst nicht, daß es so leicht gehen würde, und ließ daher meinen Freund Siegfried, der sich mit mir zu diesem Wagestücke verband, in einiger Entfernung von hier zurück. Ich wollte erst untersuchen, was zu thun, und wie die Sache anzugreifen sey, um unsere Masregeln darnach zu nehmen. Er harret Ihrer mit Ungeduld, und wird sich

nicht wenig freuen, die Sache, die er erst angefangen glaubt, schon beendigt zu sehen.“

Kaum hörte Guntram Siegefrieds Namen, als alle Zweifel von seiner Seele schwanden. Dankbar und mit gerührtem Herzen fiel er in Bertrams Arme. „Ich danke Ihnen, edler Mann, rief er, für Ihre Liebe. Verzeihung, daß ich Ihnen mißtraute; allein ich bin es so gewohnt, durch das Schicksal hintergangen, und in meinen lieblichsten Hoffnungen getäuscht zu werden, daß ich an aller Hülfe, an allen menschlichen Gefühlen verzweifelte. Ihr Betragen ist zu edel und groß, als daß es auf Eigennutz gegründet seyn könnte. Was könnte auch der arme Guntram Ihnen geben, daß Ihrer würdig wäre? Meine ganze Liebe und das eigene Bewußtseyn einer edlen Handlung sey Ihr Lohn. Vielleicht bin ich in der Folge im Stande, dankbar zu seyn, doch stille davon. Lassen Sie uns eilen, edler Freund, um aus diesen verhaßten Mauren zu kommen. Ich werfe mich voll Vertrauen in Ihre Arme, und ich gestehe, daß ich vor Verlangen brenne, Siegfried, den Freund meiner Jugend, an mein Herz zu drücken.“

„Folgen Sie mir also, mein Prinz, antwortete Bertram, und schweigen Sie von Belohnung und Erkenntlichkeit. Das Gefühl, einen edlen Mann aus unverdientem Elende gerettet, und dem Vaterlande seinen künftigen König erhalten zu haben, ist mir Belohnung genug.“ Bey diesen Worten ergriff er des Prinzen Hand, und leitete ihn durch die dumpfigen Gewölbe des Klosters. Alles war wie ausgestorben, und Grausen erregende Stille herrschte überall. Nirgends ließ sich ein Mönch blicken, und alle Thüren standen offen. Das, haben meine Freunde gethan, flüsterte Bertram dem Prinzen zu, und dieser drückte ihm

dankbar die Hand. Bald waren sie im Garten, fanden ein Hinterpförtchen geöffnet, und sahen sich in wenigen Augenblicken im Freyen.

Nun athmete Guntram aus freyer Brust, und sank seinem Erretter dankbar in die Arme. Lassen Sie uns eilen, sagte Bertram, um bald aus dieser verpesteten Luft zu kommen. Mit geflügelten Schritten eilte er voran, und der Prinz folgte mit vor Freude pochendem Herzen. Bald hatten sie den kurzen Weg vom Kloster bis zu der Stelle, wo Siegfried harrte, zurück gelegt. Von ferne schon erblickte Siegfried einen Mönchen. Er wußte nicht, was er von dieser Erscheinung denken sollte. Wollte vielleicht einer von Bertrams Freunden mit ihm sprechen, um die Mittel zur Befreyung des Prinzen in Ueberlegung zu bringen? Das ist es, dachte er, und eilte dem Kommenden entgegen; doch wie wurde ihm, als er in der Kutte seinen Freund erkannte, und dieser ihm schluchzend an den Busen sank? Lange hielten sich die Freunde umarmt, und waren nicht im Stande, Worte hervorzubringen. Thränen erleichterten ihr Herz, und vermischten sich schwesterlich. Lächelnd stand Bertram an der Seite, voll scheinbarer Freude über das Gelingen einer edlen Handlung. Die Reihe des Umarmens kam auch an ihn, und er lief Gefahr, von den Freunden in der Freude ihres Herzens erdrückt zu werden.

Noch lange würde dieser rührende Auftritt gedauert haben, wenn nicht Bertram auf die Abreise gedrungen hätte. Lasset uns eilen, sprach er, damit wir nicht, wenn die Flucht des Prinzen entdeckt wird, vielleicht noch eingeholt werden. In Siegfrieds Wohnung ändert Guntram seinen Anzug, und wir geleiten ihn dann, wohin sein

Herz ihn ruft, oder Ueberlegung ihm sagt, daß er am sichersten sey.

XXXII.

Glücklich langte Guntram mit seinen Begleitern in Sigeberts Wohnung an, und alsogleich wurde zur Umkleidung geschritten. Er konnte kaum den Augenblick erwarten, die verhaßte Kutte vom Leibe zu bekommen. Durch die Kleider, welche Siegfried ihm gab, war er bald so unkenntlich gemacht, daß er es getrost wagen durfte, überall hin zu gehen. Als der Rausch des ersten Entzückens vorüber war, überlegte man, wo es am gerathensten sey, sich hinzuwenden. Guntram war nicht lange zweifelhaft, und er erklärte, daß er zu seiner Gattinn eilen, und sich in ihre Arme werfen wolle. Mein Herz, sprach er, zieht mich dahin, und nirgends kann ich sicher seyn, als an ihrer Seite. Als ihr Gatte bin ich dann im Stande, offen wieder in der Welt zu erscheinen, und mit dem König Kilperich und seinem Weibe ein Wort im Vertrauen zu sprechen. Siegfried hatte nichts gegen diesen Vorschlag einzuwenden, und Bertram hatte diese Entschließung erwartet und gewünscht.

Einige Vertraute, welche Bertram, wie er sagte, auf jeden Fall schon in Bereitschaft gehalten habe, wurden herbeygeholt, und Guntram begab sich unter ihrer Bedeckung, und von seinen Freunden begleitet, auf den Weg zu seiner Gattinn. Glücklich kamen sie über die Gränze, und es schien, daß das Schicksal ganz mit dem Prinzen ausgesöhnt sey. Sein froher Muth kehrte wieder. Alle vergangene Leiden standen im Hintergrunde, wie ein Bild dessen Farben von der Zeit halb verwischt ist, und im lebhaftesten Gewande stand vor seinen Augen die fröhlichste Zukunft. Schon nahten sie sich mit starken Schritten Bru-

nehildens Wohnorte, und sie waren im Stande, schon nach Stunden zu berechnen, bis wann sie da anlangen würden. Bertram machte die Bemerkung, daß man dafür sorgen müße, daß die Ueberraschung der Gesundheit, und dem Leben der Königinn nicht gefährlich werde. Auch Guntram und Siegfried waren dieser Meinung, und nach einiger Ueberlegung wurde beschlossen, daß Siegfried, den Brunehilde schon kannte, voran eilen, mit Schonung ihr die Nachricht beybringen, und sie zum Empfange ihres Gatten vorbereiten solle. Langsam wollte Guntram mit seinen Begleitern nachfolgen, und vor den Thoren der Stadt die Zurückkunft seines Freundes erwarten.

Siegfried trennte sich von seinem Freunde, und gelobte die möglichste Eile. Einigemal rief ihn der Prinz zurück, und hatte ihm jedesmal neue Aufträge noch zu ertheilen. Wiederholt bat er ihn, ja vorsichtig zu Werke zu gehen, und — bald wieder zu kommen. Siegfried versprach es, und verschwand bald aus den Augen seiner Begleiter. Langsam folgte ihm Guntram, und je näher er zur Stadt kam, desto stiller und nachdenkender wurde er. Sein Herz fühlte zum voraus schon alle die Freuden des Wiedersehens. Ein liebliches Gemälde der rührenden Auftritte, welche seiner warteten, gieng vor seiner Seele vorüber, und beschäftigte ihn ganz. Schweigend gieng Bertram an seiner Seite, und schien in dem Gefühle, Glückliche gemacht zu haben, selbst glücklich zu seyn. So eben waren sie in einem kleinen Wäldchen angelangt, das nahe an der Stadt lag, und von dem aus man die Thore der Stadt übersehen konnte. Hier entschloß Guntram, seinen Freund zu erwarten.

Mit heißer Sehnsucht erwartete Guntram die Rückkehr seines Freundes. Schon einigemale hatte er einen seiner

Begleiter voran geschickt, um zu sehen, ob er noch nicht komme. Mit unverwandtem Blicke hütete er die Straße, au welcher Siegfried zurück kehren mußte, und glaubte in jedem Wanderer seinen Freund zu erblicken, bis der Augenschein ihn jedesmal überzeugte, daß er sich geirret habe. Endlich war seine Geduld zu Ende, und er entschloß sich, ihm an die Thore der Stadt entgegen zu gehen, um die Nachrichten, welche er bringen würde, einige Augenblicke früher zu erfahren. Eben wollte er sich aufmachen, als auf einen Wink 2 von Bertram die Begleiter herbey eilten, verborgene Dolche hervor zogen, und den erschrocknen Prinzen damit zu ihren Füßen nieder stießen. Kaum war die That geschehen, und Guntram hatte noch nicht den letzten Seufzer ausgehaucht, als Bertram Siegfrieden daher eilen sah. In größter Eile zog er sich mit seinen Begleitern hinter die Bäume zurück, und ließ den Prinzen leblos auf der Straße liegen.

XXXIII.

Keuchend sprengte Siegfried heran. Er hatte die Königinn gesprochen; sie mit seiner Nachricht auf das Angenehmste überrascht, und das liebende Weib erwartete ihren todt geglaubten Gatten mit der heißesten Sehnsucht. Sonderbar dünkte es Siegfrieden, daß er weder den Prinzen, noch seine Begleiter auf der Straße sah, und eben wollte er an dem Platze, wo die abscheuliche Handlung verübt worden war, vorüber eilen, als er plötzlich seinen Freund im Blute zu seinen Füßen erblickte. Da stand er wie eine Bildsäule, und seine Haare sträubten sich vor Entsetzen empor. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, und er sah nun klar, daß Bertram ein Verräther und der Mörder des Prinzen war. Laut schreiend warf er sich über den Leichnam hin, und suchte ihn durch seine Küsse und Thrä-

nen wieder ins Leben zu bringen. Es gelang ihm. Noch einmal kehrte das Bewußtseyn bey Guntram zurück. Er öffnete die Augen, und als er seinen Freund erkannte, so stammelte er mit fast unvernehmlicher Stimme: „Was macht Brunehilde?“ Sie liebt dich, antwortete Siegfried, und — erwartet dich mit Sehnsucht, wollte er hinzusetzen, allein noch einmal zuckte der Prinz, und seine Seele war dahin.

Leblos fiel auch Siegfried auf den Körper seines entseelten Freundes zurück. Fest umklammerte er ihn mit beeden Händen, als wollte er für die Ewigkeit von ihm unzertrennlich seyn. Noch lag er da, als Bertram mit seinen Gefährten zurückkehrte. Eben wollte Siegfried aufspringen, und wüthend auf den Mörder zueilen, als er auf einen Wink des Höflings von seinen Begleitern zu Boden geworfen, und mit Stricken gebunden wurde. Du bist der Mörder des Prinzen, rief Bertram hohnlächelnd, denn wir fanden dich über der That, deinen Freund zu erwürgen. Du sollst der Strafe nicht entgehen. Kilperichens Händen wollen wir dich übergeben, und, ob er gleich seinen Sohn im Leben nicht liebte, so wird er doch seinen Tod zu rächen wissen.

Siegfried antwortete nicht eine Silbe auf Bertrams Beschuldigung. Er sah es zu gut ein, daß jede Verantwortung fruchtlos seyn würde, und daß es Plan war, ihn mit seinem Freunde zu opfern. Nun, da es zu spät war, sah er helle. Er begriff, daß es Fredegunden darum zu thun war, den Verdacht des Mordes von sich ab, und auf einen Unschuldigen zu wälzen. Daß fürchterliche Qualen seiner warteten, dessen war er überzeugt, denn er kannte Fredegundens blutdürstigen Charakter, doch war es ihm gleichgültig. Da sein Freund dahin war, so war auch ihm das

Leben eine Last, und er seufzte nach dem Augenblicke, der ihn wieder mit ihm vereinigen sollte. Er schwieg daher, und duldete Alles mit Gelassenheit. Mit größter Eile zog sich nun Bertram mit seinen Gefangenen zurück, den Körper aber des Prinzen ließ er auf der Straße liegen, denn es war Fredegundens Plan, ihn auch nach dem Tode noch zu beschimpfen.

Das Gerücht von Guntrams Ermordung war ihnen auf ihrer Rückreise schon zuvor geeilet, denn Bertram hatte absichtlich einen seiner Begleiter voran geschickt, der es verbreiten mußte. Wo sie nur hinkamen, drängten sich Neugierige herbey, die Siegfrieden mit Schmach und Schimpfworten überhäuften. Der Prinz war allgemein beliebt, und es läßt sich daher denken, mit welchen Gefühlen man seinen vermeintlichen Mörder betrachtete. Es kostete Bertram viele Mühe, ihn vor Mißhandlungen zu schützen und zu verhindern, daß das Volk ihn nicht seiner Rache aufopferte. Dieses war nicht in des boshaften Mannes Plane. Er wollte Siegfrieden zu noch größeren Qualen aufbewahren, und nur aus Schadenfreude hatte er ihn auf der Durchreise den Beschimpfungen des Volkes preisgegeben.

Endlich langte man in der Hauptstadt an. Kilperich war wirklich gerührt über das traurige Ende seines Sohnes, und Fredegunde schien es zu seyn. Sie vergoß Thränen über sein Schicksal, und suchte durch diese Heucheley jeden Verdacht von sich abzulehnen. Ihre ganze Wuth fiel auf den unglücklichen Siegfried. Ohne ihn zur Verantwortung kommen zu lassen, denn das durfte sie nicht, wenn sie nicht das Geheimniß entdeckt sehen sollte, ließ sie ein grausames — Schauder erregendes Urtheil an ihm vollziehen. Nase, Ohren, Hände und Füße wurden ihm abgeschnit-

ten, und der noch lebende Rumpf der Wuth des Pöbels übergeben. Unsägliche Martern stand der Bedauernswürdige noch aus, ehe ein Mitleidiger im Volke unbeobachtet ihm den Todesstoß beybrachte.

XXXIV.

Erreicht waren also alle Absichten der fürchterlichen Fredegunde. Von der untersten Stuffe hatte sie sich bis auf den Thron geschwungen; die rechtmäßige Königinn verdrängt, und sich an ihre Stelle gesetzt. Unumschränkte Gewalt über ihren Gatten war in ihren Händen, und ihr Wille galt überall für Gesetz. Alle ihre Feinde lagen gestürzt und geopfert zu ihren Füssen, und auch der Einzige, den sie noch fürchtete, erlag unter ihren Streichen. Nun konnte sie ruhig umher blicken, allein mit wie vielen Schandthaten hatte sie diese Ruhe erkauft? Wie viele Unschuldige wurden geopfert; wie vieles Blut vergossen? Man schaudert, wenn man bedenkt, daß Menschen solcher Abscheulichkeiten fähig sind.

Ich ende hier meine Erzählung, weil das, was ich noch zu sagen hätte, eine Kette von Gräueln ist, bey denen der Leser erröthen müßte. Fredegunde kannte nun keine Gränzen mehr, und wurde in der Folge mit ihrer Feindinn Brunehilde in so ärgerliche Streitigkeiten verwickelt, diß die Feder zittert, sie nachzuschreiben. Durch wiederhote Kränkungen wurde Brunehilde, dieses ehemals edle Weib, auf das Aeusserste gebracht. Die letzte Grausamkeit, mit welcher Fredegunde ihren Gatten vor den Thoren ihrer Wohnung, und als sie schon die Arme ausgebreitet hatte, ihn zu umfangen, morden ließ, hatte auch sie in Wuth und Raserey gebracht. Auch sie verließ nun die Bahr der Mäßigung und der Tugend. Sie überschritt alle Gränzen des Wohlstandes, warf sich in den Strudel des Lasters, und

eiferte mit ihrer Widersacherinn, wer es in Ausschweifungen aller Art am weitesten bringen konnte. Auch sie wurde am Ende das Opfer ihrer eigenen Laster.

Adelgunden stürzte die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes in die Grube. Wohl ihr, daß sie die Gräuel der folgenden Jahre nicht mehr erlebte!

I.

Der
Präsident Sturm und seine Gattinn,
eine Geschichte aus der grossen Welt.

Vierzig Jahre hatte der Präsident Sturm schon gelebt, ohne daß es der Liebe möglich gewesen wäre, seines Herzens sich zu bemächtigen. Andere Leidenschaften beherrschten ihn so ganz, daß für die sanftern Gefühle der Liebe keinen Raum mehr übrig blieb. Die früheren Jahre seines Lebens mußte er unter Armuth, und allen daher entstehenden Unbequemlichkeiten durchkämpfen, und als es ihm endlich gelang, durch Glück und Kopf am Hofe sich empor zu heben, so waren Stolz, und die Begierde sich zu bereichern, die Götzen, denen er opferte. Er wurde der Liebling des Fürsten, und verstand die Kunst, diese Umstände zu benutzen. Von Jahr zu Jahre stieg sein Vermögen, und bald gehörten all: die einträglichsten Güter im Lande sein. Wenn er irgendwo etwas sah, das ihm gefiel, so kostete es ihm nur ein Wort, um es zu erhalten; denn Niemand wage es, ihm etwas abzuschlagen, weil man ihn kannte und wußte, daß er sich zu rächen verstand.

---

*) Durch Versehen ist diese Erzählung, welche zu den humoristischen gehört, hier angereiht worden. Der Fehler wurde zu spät entdeckt, und konnte nicht mehr verbessert werden.

Alle Geschäfte giengen durch seine Hände, denn das Vertrauen des Fürsten in ihn war gränzenlos. Er war ein guter, — aber schwacher Mann dieser Fürst, der sich von seinem Lieblinge leiten ließ, wohin er wollte, und zufrieden war, wenn er nur seinem Vergnügen nachhängen konnte. Dafür sorgte dann auch der Präsident treulich, daß es nie daran fehlte. Er ließ seinen Herrn nie zu Athem kommen, und wenn dieser sich zuweilen erinnerte, daß er Fürst sey, und mit eigenen Augen sehen wollte, so stand schon etwas bereit, daß er ihm in die Arme warf, um ihn zu beschäftigen. Bald war es eine neue Anlage, ein Bau, eine glänzende Jagd und dergleichen, am öftesten aber ein schönes Weib. Dieses war des Fürsten schwächste Seite, die Sturm vortrefflich zu benutzen wußte. Er sorgte dafür, daß sein Herr nie ohne eine Herzensverbindung war, und wenn er bemerkte, daß er kalt zu werden anfange, so wurde in aller Eile frische Waare unter geschoben, und die Sache ging wiederihren alten Gang. Schon eine ganze Reihe solcher Geschöpfe zählte man, die dem Fürsten zum Spielwerke gedient hatten. Um zu dieser Stufe zu gelangen, mußten sie entweder zu dumm seyn, um in Staatsangelegenheiten sich zu mischen, oder zu klug, um anderst als nach des Präsidenten Planen zu handeln, und bey jeder Gelegenheit in sein Horn zu stossen.

Dieser Mann nun, vor dem man nicht hätte erwarten sollen, daß sein durch Hofkabalen verwöhntes Herz noch der Liebe fähig sey, wurde in allem Ernste verliebt. Auf einer Geschäftsreise lernte er das Fräulein S*** kennen, die in größter Eingezogenheit bey einer Muhme auf dem Lande lebte. In Ansehung der körperlichen sowohl als geistigen Vorzüge hatte die Glücksgöttinn es gut mit ihr gemeint, denn sie war schön und geistesvoll; in Rücksicht

alles Uebrigen aber, was zum Glücke dieses Lebens gehört, wurde sie sehr stiefmütterlich von ihr behandelt, denn sie war arm, und mußte, da sie ihre Eltern sehr früh verlor, von der Gnade ihrer Anverwandten leben. Wahrlich — das härteste Loos, das einem Sterblichen zugetheilt werden kann. Diesem Mädchen nun war es vorbehalten, die Eisrinde von Sturms Herzen zu schmelzen, und ihn die Liebe kennen zu lernen. Sich erst um ihre Gegenliebe zu bewerben, und den Weg zu wandern, den jeder rechtliche Mann bey einem Frauenzimmer gehen soll, das war ihm zu umständlich. Wenn er nur erst ihre Hand besäße, meinte er, so würde das Herz schon nachkommen, denn welcher Sterbliche sollte dem Präsidenten Sturm zu widerstehen im Stande seyn? Daß die Liebe keine Rücksicht nimmt, weder auf den Präsidenten, noch den Günstling des Fürsten, und den Bettler sehr oft dem Könige vorzieht, davon hatte er keine Vorstellung. Kurz, — ohne sich um das zu bekümmern, was Amalie zu seinem Gesuche sagen werde, wendete er sich an ihre Verwandte, und erhielt sogleich ihre Einwilligung. Sie jubelten über die schöne Gelegenheit, das Mädchen, das ihnen zur Last war, loszubringen, und bauten schon Plane für die Zukunft, wie sie die Verwandtschaft mit dem Alles vermögenden Präsidenten in der Folge benutzen wollten. Erst dann, als Alles schon in Richtigkeit war, erfuhr Amalie, was ihre Verwandten über sie beschlossen hatten. Sie erschrack darüber, denn der Präsident glich mit keinem Zuge dem Bilde, das sie sich von dem Manne entworfen hatte, der sie einst glücklich machen sollte, doch fügte sie sich in ihr Schicksal. Um aus ihrer drückenden Lage zu kommen, war ihr kein Opfer zu groß, und ihr Herz hatte bis itzt noch Niemanden gefunden, für den es wärmer geschlagen hätte. Sie kannte

die Liebe noch nicht, sonst würde sie sich wohl schwerlich zu diesem Schritte entschlossen haben. Kurz — ehe sie zur Besinnung kam, war die Sache abgethan, und sie des Präsidenten Gattinn.

II.

Die Liebe, welche sich des Präsidenten bemächtigt hatte, war nicht jene sanfte Tochter des Himmels, welche dazu geschaffen ist, die Menschen zu beglücken, und ihre Herzen zu hohen, beseligenden Gefühlen zu stimmen. Sie war ein unächter Zweig derselben, auf einen an Wurzel und Säften verdorbenen Stamm gepropft; denn wie hätte Sturm, dessen Herz durch die Ränke des Hofs, und durch Stolz, Ehr- und Geldbegierde ganz vergiftet war, für feinere Gefühle empfänglich seyn sollen? Seine Liebe war thierischer Trieb, der wie ein gewaltiger Strom Alles vor sich darnieder zu reissen droht, aber bald wieder versiegt. Er achtete seine Gattinn nicht, sondern trachtete bloß als nach einer schönen Seltenheit, nach ihrem Besitze, und war, sobald er dazu gelangte, ihrer auch wieder müde. Eben deßwegen, weil seine Verbindung mit Amalien nicht auf gegenseitige Achtung gegründet war, hatte auch seine Liebe keinen Bestand, und artete bald in Gleichgültigkeit aus.

Man sollte nicht denken, daß wir über Gegenstände, deren wir müde sind, eifersüchtig werden könnten, und doch bestättigt es die tägliche Erfahrung. In eben dem Maaße, als der Gegenstand der Liebe in unsrer Achtung sinkt, in eben dem Verhältniß steigt unsre Eifersucht. Es ist nicht richtig, was so viele Menschen behaupten, daß wahre Liebe ohne Eifersucht nicht bestehen könne. Nur dann, wenn wir Mißtrauen in die Treue und die Rechtschaffenheit eines Andern setzen, ist Eifersucht möglich, und das ist doch, dünkt mich, ein schlechtes Zeichen unsrer Liebe.

Der Präsident lieferte einen neuen Beweis dieser Wahrheit. Das Feuer seiner Liebe erlosch nach den ersten Tagen schon, und doch quälte er seine Gattinn mit der unerträglichsten Eifersucht. Das kam daher, weil nicht Hochschätzung die Grundlage seiner Liebe war. Er beurtheilte Amalien nach sich, und traute ihr nicht, weil ihm selbst nicht zu trauen war.

Daß er durch sein unvernünftiges Betragen jeden Keim der Liebe, der etwa in Amaliens Herzen hätte Wurzel fassen können, vertilgte, versteht sich von selbst. An den Hof seine junge Gattinn zu führen, davor zitterte er, und entschloß sich, sie auf einem seiner entlegensten Güter vor den Augen aller Welt verborgen zu halten. Willig folgte sie ihm dahin, und würde in der Einsamkeit ein vergnügtes Leben geführt haben, wenn er sie weniger grausam behandelt hätte. Wie eine Gefangene durfte sie keinen Schritt aus dem Hause wagen; ihre Thüre blieb Jedermann verschlossen, und es vergiengen Tage und Monate, daß sie keinen vernünftigen Menschen erblickte. Zu ihrer Bedienung wurden an Seele und Körper verkrüppelte Menschen gewählt, damit sie ja nicht in Versuchung kommen möchte, an irgend einen sich vertrauungsvoll anzuschließen. Hätte sie nicht Bücher gehabt, und weibliche Arbeiten, in denen sie sehr geschickt war, zur Hand genommen, so hätte sie vor Jammer und langer Weile vergehen müssen. Durch diese verkürzte sie sich die Zeit, und durch jene bildete sie ihren Geist so vortheilhaft, daß sie, als sie nachher durch einen Zufall in die grosse Welt gezogen wurde, kein Neuling mehr in derselben war, und sich bald darinn zu finden wußte.

Die quälendsten Stunden für Amalien waren die, welche sie mit ihrem Gatten verleben mußte. So oft er seinen Geschäften entfliehen konnte, kam er zu ihr. Es

schien, als wenn er sich vorgenommen hätte, sie zu grös-
seren Absichten zu bilden; denn er gab sich alle Mühe, ihr
seine Denkungsart über verschiedene Gegenstände eigen zu
machen; allein seine Mühe war vergebens. Sie hatte
einen zu hohen Begriff von Tugend und Rechtschaffenheit,
als daß sie Gefallen an seinen Grundsätzen hätte finden kön-
nen. Sie verabscheute die Art und Weise, mit der er sich
bereicherte, und als sie erfuhr, wie niederträchtig er die
Gunst des Fürsten mißbrauche, ließ sie ihm ihren ganzen
Abscheu darüber fühlen. Nie, rief sie mit edlem Unwil-
len, werde ich mich dazu verstehen, die Gehülfinn zu Hand-
lungen zu seyn, welche jeder Rechtschaffene verabscheut,
und die früh oder spät ihren Lohn empfangen werden. Wenn
das ist, antwortete der Präsident schäumend vor Zorn, so
bleibe, wo du bist; rühme dich nie, meine Gattinn zu seyn,
und vergrabe dich in die Einsamkeit, wo eine solche lä-
cherliche Tugendnärrinn hin gehört.

III.

Die Heirath des Präsidenten war, wie sichs leicht den-
ken läßt, am Hofe bekannt geworden, und Niemand konn-
te begreifen, warum er so lange zögere, seine Gattinn da-
hin zu führen. Verschiedene Gerüchte verbreiteten sich dar-
über, deren immer eines abentheuerlicher klang, als das an-
dere. Wer kennt nicht die Art und Weise, wie sich Ge-
rüchte dieser Art, besonders an kleinen Höfen verbreiten?
Es giebt überall müßige Leute, die nichts Besseres zu thun
wissen, als das, was verborgen bleiben solle, aufzudecken,
und dann ihre Entdeckungen mit eigenen Bemerkungen
reichlich ausgeschmückt weiter an den Mann zu bringen.
Die Neuigkeiten wandern dann von einem Orte zum an-
dern, und sind gewöhnlich im vierten — fünften Munde
schon so entstellt, daß man die Wahrheit nicht mehr zu er-

kennen im Stande ist. Neid, Mißgunst und andere kleinliche Leidenschaften, die an Höfen so vortrefflich gedeihen, tragen das Ihrige treulich dazu bey, jede noch so gleichgültige Handlung zu bekrittlen, und von einer gehässigen Seite darzustellen. Ist der Herr aus Schwachheit, oder aus Mangel an Beschäftigung ein Freund solcher Neuigkeitskrämereien, so kennt die Seuche vollends keine Gränzen mehr. Es finden sich Leute, die sich beliebt dadurch zu machen suchen, daß sie in allen Winkeln umher schleichen, in jeden zugedeckten Topf gucken, und jeden Vorhang lüften. Es geschieht nicht selten, daß solche Leute mehr Gewicht bei dem Herrn durch ihre Mährchen zu erhalten wissen, als der Geschäftsmann, der Tag und Nacht für das Wohl des Landes sorgen muß.

So ergieng es itzt dem Präsidenten mit seiner Heirath. Eben deßwegen, weil nichts Zuverläßiges bekannt war, wußte man sich hundert Anekdoten darüber zu erzählen. Auch zu den Ohren des Fürsten kamen einige derselben, und er sprach mit seinem Lieblinge darüber. Unvorbereitet würde dieses ihn in Verlegenheit gesetzt haben, allein er hatte es erwartet, und kam daher nicht aus der Fassung. Ich habe einen dummen Streich gemacht, gnädigster Herr, sagte er lachend zu dem Fürsten, denn ich habe ein Weib genommen, das ich lange schon wieder los zu seyn wünsche. Aus dem Kreise der grossen Welt wollte ich keine Gattinn wählen, denn ich habe meine eigenen Grundsätze darüber, und bin durch die Beyspiele so vieler anderer gewitziget worden. Ich dachte es recht klug zu machen, wenn ich mir ein Kind der Natur aussuchte, und wählte in dieser Absicht das Fräulein S***, ein Mädchen, das auf dem Lande geboren und erzogen wurde. An den Hof durfte ich sie nicht bringen, denn ihr mangelt Alles, was man von einem ge-

bildeten Frauenzimmer fordert, doch hoffte ich, das Versäumte in ihrer Bildung bald nachzuholen, und ließ sie auf einem meiner Güter zurück, allein alle meine Hoffnung ist vereitelt. Was ich für Blödigkeit hielt, ist Dummheit, und ihr mangelt jede Anlage zu feiner Bildung. Will ich mich nicht lächerlich machen, so muß ich sie vor aller Welt Augen verborgen halten.

So sprach der Präsident, und der Fürst, welcher von jeher gewohnt war, zu glauben, was sein Liebling ihn versicherte, bedauerte ihn von Herzen. Schon glaubte dieser, den Sturm glücklich abgeschlagen, und aller fernern Nachfrage über seine Gattinn entgangen zu seyn, als ein Zufall seine ganze Vorsicht vereitelte. Der Fürst war es gewohnt, jeden Herbst sich mit der Jagd zu belustigen. Er hatte zu diesem Ende in jeder Gegend seines Landes eigens dazu eingerichtete Jagdschlösser, von denen aus er die umliegenden Forsten besuchte. Der Präsident begleitete ihn selten auf solch einem Zuge, weil er kein Freund der Jagd war, vorzüglich aber, weil er jedesmal die Abwesenheit des Fürsten zu Durchsetzung seiner Lieblingsplane benutzte. Um indessen sicher zu seyn, umgab er dann den Fürsten mit seinen vertrautesten Kreaturen, die über jeden Schritt desselben wachen, und ihm von Allem Bericht erstatten mußten.

Auch diesen Herbst waren die Jagdbelustigungen in vollem Gange, und der Fürst befand sich in der frohsten Laune. Ueber der Freude, einen jagdbaren Hirsch zu erlegen, sah er die bleichen, vom Hunger ausgemergelten Gesichter der Unterthanen nicht, die ihm das Wild herbey treiben mußten. Wenn irgend ein Hochstand im Zerfalle, oder ein Fehler in der Einrichtung des Jagens vorgefallen war, das bemerkte er gleich, aber wie elend das Land bestellt;

und wie ärmlich der Zustand der Einwohner sey, das entgieng seiner Bemerkung. Daß keiner von denen, die ihn umgaben, sich die Mühe nahm, ihm die Augen über diese Gegenstände zu öffnen, läßt sich denken. Sie fanden Alle ihren Vortheil dabey, und umhüllten aus Eigennutz den Fürsten mit einem Gewebe, durch das zu blicken er nicht im Stande war.

So eben war in einem der entlegensten Forsten ein herrliches Jagen gehalten worden, das ganz nach Wunsch ausfiel. Der Fürst befand sich in seiner ganzen Glückseligkeit. Er ergötzte sich an dem Anblicke so vieler, durch eigene hohe Hand erlegter Stücke, und dünkte sich in diesem Augenblicke grösser, als mancher edle Vater des Landes, wenn er Tausende seiner Unterthanen glücklich gemacht hat. Der Tag fieng an sich zu neigen, und man mußte eilen, um das einige Stunden weit entlegene Jagdschloß noch zu erreichen. Eile thut selten gut, das bestättigte auch der heutige Tag! Auf den holprichten Waldwegen zerbrach der Wagen des Fürsten, und man befand sich mit der einbrechenden Nacht mitten in einem Walde, in dem auch nicht eine Hütte zur Herberge zu finden war. Das Schlimmste bey der Sache war, daß schwarze Gewitterwolken mit jedem Augenblicke näher kamen, und ein fürchterlicher Sturm loszubrechen drohte. Die Verlegenheit war groß, als zum Glücke einem aus der Gesellschaft beyfiel, daß an dem nicht weit entlegenen Ende des Waldes ein Landgut des Präsidenten Sturm liegen müsse, das er auch in der Dunkelheit zu finden sich getraute. Sogleich schlug man den Weg dahin ein, und war glücklich genug, noch vor dem Ausbruche des Gewitters dort anzulangen.

IV.

Das Haus, in welches das Ungefähr den Fürsten itzt führte, war das nämliche, in dem Amalie seit Monaten schon wie eine Gefangene haußte. Man kann sich das Erstaunen des guten Weibes denken, als sie mit Einemmale so viele Gäste erscheinen sah. Sie wußte sich indessen sehr bald zu finden, und bewirthete den Fürsten mit einem Anstande, der ihn bezauberte. Er konnte nicht begreifen, wie der Präsident mit diesem Weibe unzufrieden seyn, und sie der Dummheit, — des gänzlichen Mangels an feiner Bildung beschuldigen könne. Verdacht schlich sich in sein Herz ein, und hätte sich Jemand in diesem Augenblicke gefunden, der feindselig genug gegen den Präsidenten dachte, diese Stimmung des Fürsten zu benutzen, so hätten die Folgen für ihn sehr gefährlich werden können. Stunden verschwanden dem Fürsten, der so etwas zu beurtheilen im Stande war, in dem Umgange mit Amalien, wie Augenblicke, und schon hatten sich alle seine Begleiter dem Schlafe in die Arme geworfen, ehe er sich entschließen konnte, sie zu verlassen. Endlich begab auch er sich zur Ruhe, aber nicht um zu schlafen, sondern von den Reitzen seiner schönen Wirthinn wachend zu träumen.

Der früheste Morgen war zur Abreise bestimmt, allein schon lange stand der Reisewagen bereit, ehe sich der Fürst entschließen konnte, einen Ort zu verlassen, wo ihm so wohl war. Er zitterte vor dem Gedanken, Amalien zu verlassen, und sann auf Mittel, sich das Vergnügen ihres Umgangs länger noch zu erhalten. Zu einem Machtspruchs nahm er endlich seine Zuflucht, dem gewöhnlichen Mittel, durch das die Mächtigen dieser Erde ihre Absichten zu erreichen wissen, wenn andere Menschenkinder sich mit blutendem Herzen in die Nothwendigkeit fügen müssen. „Ich

kann es Ihrem Gatten nicht vergeben, sagte er zu Amalien, daß er meinem Hof so lange die schönste Zierde vorenthält. Er verdient Strafe dafür, und die soll ihm sogleich werden. Sie begleiten mich nach der Stadt, schöne Frau, fuhr er lächelnd fort. Wir wollen Ihren Gatten überraschen, und der wohl verdienten Strafpredigt soll er nicht entgehen. Er mag sich schämen darüber, und zu Kreuze kriechen."

Amalie weigerte sich, wie sichs leicht denken läßt, dem Fürsten zu folgen. Sie schützte den Willen ihres Mannes vor, und dann, — daß sie nicht eingerichtet sey, sogleich in der Stadt zu erscheinen, allein alle ihre Gründe fanden keinen Eingang bey dem Fürsten. „Sie gegen Ihren Mann zu vertreten, sagte er, das übernehme ich. Er soll es nur wagen, unzufrieden darüber zu scheinen. Dann wird seine Sünde doppelt groß, und auch seine Strafe soll doppelt schwer seyn. Was aber Ihren Anzug betrifft, und die Vorbereitungen, um mit Anstande in der grossen Welt erscheinen zu können, das soll Sie nicht hier zurückhalten. Amalie, wenn sie nicht ungerecht gegen sich selbst seyn will, muß wissen, daß sie keines Putzes bedarf, um zu gefallen, und dann — lassen sich solche Dinge besser und geschwinder in der Stadt erhalten, als hier in dieser Wildniß. Kurz und gut, schöne Frau, hier ist an keine Ausrede zu denken, und ich hoffe, — — Sie lassen mich nicht vergebens bitten." Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand, und führte sie zu dem Wagen. Welche unter meinen schönen Leserinnen ist wohl im Stande, Amalien über den Schritt zu tadeln, den sie that? Welche, möchte ich wohl fragen, würde an ihrer Stelle nicht eben so gehandelt haben? Verkannt und mißhandelt von ihrem Gatten, mußte sie sich durch die Auszeichnung des Fürsten geschmeichelt fühlen. Der Gedanke,

den Präsidenten gedemüthigt zu sehen, mußte ihre Schadenfreude rege machen, und Schadenfreude, das ist jedem Menschenkenner bekannt, vermag unendlich viel über ein weibliches Herz.

Wer mahlt des Präsidenten Erstaunen, als er den Wagen des Fürsten vor seinem Hause halten, und Amalien an seiner Hand erscheinen sah. „Sie mögen es Ihrer schönen Fürsprecherinn danken, Herr Präsident, sagte der Fürst mit einem scherzenden Tone, aber zugleich mit so vielem Nachdrucke, daß dem kriechenden Höflinge der Angstschweiß auf der Stirne stand, daß ich es nicht ahnde, daß Sie Ihre Gattinn unter nichtigem Vorwande so lange in eine Wildniß vergruben, die wohl für einen Menschenfeind, aber nicht für ein fein fühlendes Weib, Reitze haben mag. Ich hoffe, Sie werden Ihren Fehler dadurch gut zu machen suchen, daß Sie Ihre Gattinn für die Folge so behandeln, wie sie es verdient." Nun sagte er Amalien noch einige Verbindlichkeiten, und entfernte sich dann, um dem Präsidenten, der vor Angst nach Luft schnappte, wie der Fisch nach Wasser, Zeit zur Erholung zulassen.

V.

Ich wünschte im Stande zu seyn, meinen Lesern das Bild des Präsidenten in diesem Augenblicke zu entwerfen. Schon lange hatte sich der Fürst entfernt, und noch immer stand er unbeweglich auf der nämlichen Stelle. Nichts war sonst im Stande, ihn aus der Fassung zu bringen; allein nun war er es so ganz, daß er durchaus nicht wußte, wie er sich gegen seine Gattinn benehmen sollte. In seinem Innern kochte die Galle, das sah man an den krampfhaften Zuckungen seiner Lippen, den dolchartigen Blicken, welche er auf sie hinwarf, und der geballten Faust, die er — doch nur in der Tasche — machte. Zorn über Ama-

liens plötzliches Erscheinen; Angst, daß sie, die er so lange vor aller Welt Augen verborgen gehalten hatte, nun öffentlich auftreten sollte, und Furcht etwas zu thun, das seinem Herrn mißfallen könnte, lagen deutlich auf seiner Stirne abgemahlt. Diese Mischung so verschiedener Leidenschaften gab ihm ein so possierliches Ansehen, daß selbst Amalie, der doch itzt nicht ganz behaglich zu Muthe war, das Lachen nicht zurückhalten konnte. „Was soll ich von Ihrem sonderbaren Benehmen denken, Herr Präsident, sagte sie endlich, als sie sah, daß er nicht zu Worte kommen konnte? Darf ich mir schmeicheln, daß Sie mein Erscheinen in der Stadt billigen, oder habe ich mir Ihren Unwillen dadurch zugezogen? Sogleich bin ich bereit, sollte es auch zu Fuße geschehen müssen, in meine Einsamkeit zurückzukehren.

So wenig sonst Amalie zum Spotte geneigt war, so konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, diese Worte nicht mit einem beissenden Tone hervorzubringen, der des Präsidenten Galle vollends in Wallung brachte. Sein Zorn behielt auf einen Augenblick die Oberhand, und wüthend rannte er auf seine Gattinn los, vermuthlich, um sich thätig an ihr zu vergreifen. Schon hatte er die Hand nach dem zitternden Weibe ausgestreckt, als er plötzlich wieder zurück sprang, und wie angezaubert auf der alten Stelle stand. Das Bild des zürnenden Fürsten hatte sich vor seine Seele gedrängt, und seinem Zorne Einhalt gethan. Noch tönten die Worte des Fürsten in seinem Ohre: „ich hoffe, daß Sie Ihre Gattinn für die Folge so behandlen, wie sie es verdient.“ Durft' er es wagen, sie zu mißhandeln, die Gnade vor den Augen seines Herrn gefunden hatte? Mußte er nicht fürchten, seinen ganzen Unwillen durch einen übereilten Schritt sich zuzuziehen, und konnten nicht die Folgen

die gefährlichsten für ihn seyn? Diese Vorstellung ist die fürchterlichste für den kriechenden Höfling, der seinem eigenen Willen, aller Selbstständigkeit und den heiligsten Vorrechten des Menschen entsagt, bloß um an der Sonne des Hofglücks sich wärmen zu können. Kömmt dann noch vollends der Eigennutz dazu, wie das bey dem Präsidenten der Fall war, der bloß deßwegen um die Gunst seines Herrn buhlte, um ihn betrügen, das Land aussaugen, und sich bereichern zu können; so ist ein solcher Mensch zu jeder, auch der entehrendsten Handlung fähig, wenn sie ihn nur seinem Zwecke näher bringen kann. Wie wenig würden wir manchen Günstling beneiden, auf den wir itzt mit Mißgunst hinblicken, wenn wir allemal wüßten, wie theuer er sein Glück erkaufen muß?

Auch ein andrer Gedanke entstand in eben diesem Augenblicke in des Präsidenten Seele. Wie, wenn Amalie die ganze Gunst des Fürsten zu erwerben wußte, dachte er? Welche grosse Vortheile könnte ich aus diesen glücklichen Umständen ziehen? Während ich, wie bisher alle Geschäfte nach meinen Absichten lenke, sorgt denn sie, die Gunst des Fürsten in seinen schwachen Stunden zu unserer Vergrösserung und Glück zu benutzen. An die Schande, sein Weib in die Arme eines Andern zu liefern, dachte er nicht, denn Eigennutz und Geldgierde erstickten in seiner feilen Seele jedes bessere Gefühl. Nur daran dachte er, wie grossen Nutzen er davon ziehen würde, wenn er das Mark des Landes auf solche Weise in doppelten Kanälen in seinen Kasten leiten könnte.

Diese Vorstellung begeisterte ihn so ganz, daß er auf dem Punkte stand, sich Amalien zu Füssen zu werfen, und sie zu bitten, ja nichts zu verabsäumen, was zum Gelingen dieses grossen Planes nothwendig sey. Nur der Ge-

danke hielt ihn ab, daß es seine Gattinn vielleicht beschämen könnte, wenn er sie fühlen lasse, daß er ihre Absichten errathen habe; denn, daß sie Absichten auf den Fürsten habe, daran zweifelte er keinen Augenblick mehr. Ein Glück für ihn, daß er sich nicht entdeckte, denn Amalie würde bey der leisesten Ahnung von diesem schändlichen Entwurfe zuverlässig auf immer entflohen seyn. Sie folgte dem Fürsten nach der Stadt, weil es ihr lieb war, aus der Einsamkeit gerettet zu werden, und weil sie wünschte, daß man ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lasse, keineswegs aber weil sie Liebe für ihn fühlte. Ihren Gatten hatte sie nie geliebt, und würde ihr Herz vielleicht, hätte sie einen würdigen Gegenstand gefunden, an denselben geschenkt haben, allein zur feilen, besoldeten Buhlerinn sich zu erniedrigen, dazu dachte sie zu edel.

Der Präsident, dem Geld Alles und Tugend nichts war, hatte keine Vorstellung davon, daß man eine Handlung unterlassen könne, sollte sie auch noch so schwarz seyn, wenn sie Vortheile bringt. Nicht deßwegen hatte er es unterlassen, sich seiner Gattinn zu entdecken, weil er fürchtete, ihr Tugendgefühl zu empören, sondern bloß aus Klugheit, und weil er die Freude ihr gönnen wollte, für sich allein zu handeln, wenn nur er Antheil an den Vortheilen nehmen durfte. Die Freude seines Herzens ganz zu verbergen, war ihm indessen nicht möglich. „Es ist mir sehr angenehm, sagte er zu Amalien, Sie hier zu sehen, so sehr es mich auch im Anfange überraschte. Sie haben in wenigen Stunden grosse Fortschritte gemacht in der Klugheit des Lebens, und ich hoffe, daß Sie Ihren Weg bis ans Ende verfolgen werden. Daß ich mich in Ihnen irrte, das sehe ich mit Beschämung, und bitte Sie deßwegen um Vergebung. Machen Sie alle die Einrichtungen, die Sie für gut

finden. Von dieser Stunde an haben Sie über Alles zu gebieten, was ich mein nenne, und ich hoffe, daß wir im späten Alter noch die Früchte dieser Augenblicke geniessen werden.“

Mit diesen Worten verließ er seine erstaunte Gattinn, die nicht wußte, was sie von dieser plötzlichen Aenderung seiner Gesinnungen denken sollte. War das der Mann, der von jeher sie so hart und zurückstoßend behandelt hatte? Was war mit ihm vorgegangen? Was hatte ihn mit Einemmale so ganz umgestimmt? Sie konnte es nicht begreifen, und mußte die Entwicklung dieses Räthsels der Zukunft überlassen.

VI.

So wenig Amalie bisher die grosse Welt kannte, eben so geschwind und gut wußte sie sich darein zu finden. Einige rohen Aussenseiten hatte sie zwar noch, sie wurden aber durch Uebung bald abgeschliffen. Sie besaß ein Gefühl, das sie immer richtig leitete. Alles, was sie unternahm, geschah mit Anstand, und jede ihrer Handlungen erhielt durch die Art und Weise, wie sie geschah, einen unwiderstehbaren Reitz. In den ersten Tagen zwar riß der Strom sie mit sich fort, ohne daß sie in dem Gewühle eine bestimmte Richtung halten konnte. Bald aber erhielt sie Festigkeit genug, Alles von der rechten Seite zu betrachten; durch keine Aussenseite sich trügen zu lassen, und mitten im bunteste[n] Wirbel des Hoflebens ihren gewohnten ruhigen Gang fortzugehen.

Unter den Weibern gab es eine grosse Gährung, als Amalie in ihrer Mitte erschien. Mit neidischen Augen blickten sie auf ihre Reize, und zitterten, daß diese schöne Frau ihnen gefährlich werden; den Gatten oder den Geliebt-

ten ihnen entreissen möchte. Jene, bey denen die Wonnezeit der Liebe vorüber war, suchten Stoff für die ärgerliche Chronik. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten sie die Präsidentinn auf jedem Schritte, und hofften, daß sie sich lächerlich machen; gegen den Tyrannen Etiquette irgendwo anstossen, und Gelegenheit zu boshaften Anmerkungen liefern würde. Im Anfange hatten sie schon ein paarmal ihre allerliebste Gesichtchen in spöttische Falten gelegt, als sie eine gewisse Verlegenheit an Amalien erblickten. Mit jedem Augenblicke hofften sie losbrechen, und von Herzen lachen zu können, allein bald schwand alle ihre Hoffnung, und sie mußten eingestehen, daß diese Frau, obwohl sie ein Neuling in der Hofwelt war, mit sicherern Schritten auftrat, als die geübtesten Veteranninnen. Der Neid grinßte zwar, aber es half nichts, er mußte sich ruhig an die Kette legen lassen. Man mußte ihr, so ungern man es that, Gerechtigkeit widerfahren lassen, und bald war sie in der ganzen weiblichen Welt der Residenz das Orakel des Anstands and des guten Geschmacks.

Als es von dieser Seite nicht gehen wollte, versuchten die Weiber im traulichen Umgange mit Amalien vielleicht eine ihrer schwachen Seiten aufzudecken, und dadurch das Uebergewicht über sie zu erhalten. Sie drängten sich nun alle heran, und jede wollte ihre Busenfreundinn werden. Es würde ihnen vielleicht auf diesem Wege geglückt haben, wenn sie nicht eben durch ihre zu auffallende Zudringlichkeit ihre Absichten verrathen hätten. Amalie wurde aufmerksam dadurch, und sah bald unter der Hülle der Herzlichkeit ihre schadenfrohe Bosheit im Hintergrunde lauschen. Sie zog sich zurück, und entsagte aller freundschaftlichen Verbindung. Wahrlich das einzige Mittel, in dieser durch Eigennutz und hundert andere Leidenschaften verpesteten

Hofluft, wo jeder auf des Andern Untergang lauerte, vor dem Falle sich zu sichern.

Noch grösser war das Aufsehen, welches Amaliens Erscheinen unter den Männern machte. Da standen sie stumm vor Erstaunen, als sie die Frau, von der ihr Gatte absichtlich so manche nachtheiligen Nachrichten verbreitet hatte, zum Erstenmale erblickten. Sie hatten, wo nicht eine häßliche, doch sehr mittelmäßige Figur erwartet, und sahen nun ein Weib, das, wenn auch nicht an regelmäßiger Schönheit, doch an natürlicher und ungekünstelter Liebenswürdigkeit Alles übertraf. Sie glaubten ein albernes Gänschen daher trippeln zu sehen, und erblickten nun eine Frau, welche eben dadurch, daß sie sich selbst nicht Festigkeit zutraute, eine Bescheidenheit zeigte, welche mit der zur Sitte gewordenen Unverschämtheit im lieblichsten Kontraste stand. Nicht ein einzigesmal hatten sie Gelegenheit, ihren Witz auf Amaliens Kosten zu zeigen, und dadurch den versprochenen Lohn von den eifersüchtigen Weibern zu verdienen.

Amalien fiel das Zudringen der Männer sehr zur Last. Nicht daß es ihr Mühe gekostet hätte, den Süßigkeit duftenden Schwarm in Schranken zu halten. Sie durfte sich nur in ihrem natürlichen Ehrfurcht erregenden Anstand zeigen, und die Schmetterlinge wagten es nicht, unverschämt zu seyn. Nicht daß es ihr manchmal Spaß gemacht hätte, das Wesen dieser Menschen zu sehen, die sich zu verdrängen, und einer über den andern wegzusteigen suchten. Es gab manchmal Auftritte, die dem vollendetsten Hypochonder das Zwerchfell zu rühren im Stande gewesen wären, sondern weil sie unter dem ganzen Trosse dieser Menschen nicht einen fand, dem sie ihr Herz hätte anvertrauen mögen. Späterhin fand sie einen solchen, aber es

verflossen ihr noch manche trübe Stunden, ehe sie ihn kennen lernte.

Unter allen, die Amalien belagerten, war der Fürst für sie der beschwerlichste, eben deßwegen, weil er Fürst war, und sie gewisse Rücksichten gegen ihn zu beobachten hatte. Er gab sich keine Mühe, seine Bewerbungen zu verbergen, denn er stand in dem Wahne, daß es jedem Weibe eine Ehre seyn müsse, — — von einem Fürsten geliebt zu werden. Daß die Präsidentinn ihn mit Kälte behandelte, das schreckte ihn nicht ab; denn er wußte wohl, daß das schöne Geschlecht sich gerne hinter die Bollwerke der Sprödigkeit verbirgt, ehe es sich ergiebt. Daß es ihr wahrer Ernst bey ihrem Betragen sey, und es ihm nie gelingen werde, Fortschritte in ihrem Herzen zu machen, davon hatte er keine Ahndung.

Mit innigem Vergnügen blickte der Präsident auf alle diese Auftritte, und vorzüglich auf des Fürsten Bestreben, Amaliens Gunst zu erwerben. Schon sah er die Knospe seiner Hoffnungen heran wachsen, bald würde sie aufblühen, meynte er, und die herrlichsten Früchte sollten ihm dann nicht entgehen. Gerne hätte er Amalien Winke gegeben, und sie aufgemuntert, den glücklichen Augenblick zu beschleunigen, allein er fürchtete sie dadurch zu beleidigen. Er war ein Menschenkenner, und wußte, daß vorzüglich das schöne Geschlecht nur dann zu Schwachheiten sich herablässt, wenn es unbemerkt geschehen kann. Jeder ungebetene Zeuge ist ein Hinderniß, der eine der Entscheidung nahe Sache oft wieder vereitelt. Er faßte sich also in Geduld. Sah er doch, daß Amalie überall mit vieler Klugheit sich benahm, und hoffte zuverlässig, daß sie den günstigen Augenblick zu wählen verstehen werde. Daß sie nie zu einer erniedrigenden Handlung sich verstehen würde, das

ließ er sich nicht träumen, sonst würde er sie ganz anderst behandelt haben.

VII.

Der Mann, den Amalie, als sie ihn näher kennen lernte, ihrer ganzen Achtung würdig fand, lebte mit ihr unter einem Dache. Es war Horst, der Vetter des Präsidenten. Von armen Eltern geboren, die nichts für ihn thun konnten, würde er trotz seiner herrlichen Anlage wohl schwerlich aus der niedern Sphäre sich erhoben haben, in welche das launige Schicksal ihn versetzt hatte, wenn nicht der Präsident gewesen wäre. Dieser sah des Knaben aufgeweckten Geist, und beschloß, sich seiner anzunehmen. Er nahm ihn in sein Haus auf; ließ ihm einen gut gewählten Unterricht geben, und schickte ihn in der Folge auf die hohe Schule. Es war nicht Großmuth, die ihn dazu bewog, sondern eigennützige Absichten, denn er war der Mann nicht, der einen Heller weggab, ohne zu wissen, daß er ihm zehnfach wieder ersetzt wurde. Aus Stolz nahm er sich seines Vetters an. Er wollte, daß die Menschen von seinen Wohlthaten sprechen sollten, und dann — hatte er noch einen Grund, der aber als Geheimniß tief in seinem Herzen verborgen lag. Horst sollte eine Stütze für ihn in seinen Unternehmungen und in seinem Alter werden, wenn er selbst nicht mehr ganz thätig seyn konnte. Deßwegen ließ er seinen Geist so sorgfältig bilden. Seinem Herzen die nöthige Richtung einst zu geben behielt er sich selbst bevor. Daß es ihm gelingen werde, den jungen Mann einst ganz nach seinen Absichten zu stimmen, daran zweifelte er nicht; denn er glaubte, daß Grösse und Geld in jedes Menschen Augen eben so vielen Reiz haben müssen, als in den seinigen.

Von einer Seite wurden die Mühe und Kosten des Präsidenten reichlich belohnt, denn Horst machte in jedem

Fache bewundernswürdige Fortschritte, und kam mit Kenntnissen von der Schule zurück, die ihn zu jedem Amte tauglich machten. Seine Absichten aber, Horsten einst auf seinem Wege fortwandern zu sehen, schlugen gänzlich fehl, und das Geld, welches er deßwegen ausgegeben hatte, war verloren. Das Herz des jungen Mannes war gut und unverdorben, und er besaß eine für sein Alter seltene Festigkeit des Charakters, die durch nichts, weder durch gefährliche Lehren, noch durch böse Beyspiele erschüttert werden konnte. Was er einmal aus Gründen für gut hielt, dem blieb er treu, und hätte er Alles darüber aufopfern müssen. Daß dieses nicht in des Präsidenten Plane paßte, versteht sich von selbst.

Kaum war Horst von der Schule zurück, als der Präsident seine Kenntnisse prüfte. Er erstaunte über die Menge und Gründlichkeit derselben, und fand sich dadurch sehr geschmeichelt, bald aber gieng die Freude seines Herzens in den bittersten Schmerz über. Er versuchte es nun seinem Herzen die nöthige Richtung zu geben, deckte ihm die Kabalen des Hofes auf, unterrichtete ihn in der Kunst, anders zu seyn und anders zu scheinen, und predigte ihm ohne Unterlaß die für ihn so wichtige Lehre, den Eigennutz zur Grundlage aller Handlungen zu machen, allein — alle seine Mühe war vergebens. Horst blieb gegen die verführerischen Worte taub, und bezeugte laut seinen Abscheu gegen Verstellung, und jede Art von Ungerechtigkeit. Er schwur, nie, und sollte er darben und erhungern müssen, der strengsten Tugend ungetreu zu werden. Daß er seinen Schwur erfüllte, wird die Folge lehren.

Wer beschreibt des Präsidenten Schmerz, als er seine Lieblingsentwürfe vereitelt, und sein schönes Geld verloren sah? Gerne hätte er Horsten in die Dunkelheit zurücke-

stossen, aus der er ihn ehemals zog, allein es war unmöglich. Was würden die Leute zu solch einem Schritte gesagt haben? Ueberdieß war der junge Mann nun schon im Stande, sich selbst einen Weg zu bahnen, und auf eine Stelle zu kommen, wo er ihm selbst gefährlich werden konnte. Man mußte ihn also säuberlich behandeln. Noch eine Hoffnung hatte er, und die bestand darinn, daß Horst, wenn er in Thätigkeit kommen würde, durch die Beyspiele Anderer vielleicht zur Nachahmung verleitet werden könnte. Wer nur einen Schritt, das wußte er, von dem Wege der Tugend abgeht, der steht in Gefahr, ihn bald ganz aus dem Gesichte zu verlieren. Er übergab ihm daher Geschäfte, verwickelte sie aber vorsätzlich so sehr, daß der Schwärmer mit seinen hohen Begriffen von Tugend täglich anstossen mußte. Dadurch hoffte er ihm diese zum Eckel zu machen, und ihn für das Laster zu gewinnen, allein Horst ließ sich nicht irre machen. Er wußte sich überall zu recht zu finden, und gieng seinen geraden Weg. Jedem, dem Fürsten sogar, sagte er dreist seine Meynung, und nahm sich, wo er nur konnte, der bedrückten Unschuld an.

Das war zu arg, und nun durfte Horst nicht länger in Thätigkeit gelassen werden, wenn man sich nicht der größten Gefahr aussetzen wollte. Es wurden ihm plötzlich alle Wege gesperrt, und der Präsident harrte nur eines günstigen Augenblickes, um ihn ganz zu entfernen. Es kränkte den jungen Mann, als er sich überall zurück gesetzt sah, doch wußte er sich darein zu finden. Geben mir die Menschen keine Beschäftigung, dachte er, so weiß ich mir selbst welche zu geben, und arbeitete auf seiner einsamen Stube unermüdet fort. Da wurden manche Dinge entworfen, die nachher zum Wohl seines Vaterlandes ausgeführt wurden. In des Präsidenten Hause führte er übri-

gens ein trauriges Leben. Er zog sich, da man jede Gelegenheit ergriff, ihn zu kränken, in sich selbst zurück, und nahm unter dem Drucke der Umstände ein finsteres, menschenfeindliches Wesen an, das er niemals wieder ganz abzulegen im Stande war. Seine Leiden stiegen mit jedem Tage, und hatten eben den höchsten Grad erreicht, als Amalie in dem Hause erschien.

VIII.

Alles gewann ein anderes Ansehen in des Präsidenten Hause, als Amalie erschien. Bis itzt war es dort still und einsam, nun lebhaft und geräuschvoll. Mit der größten Sparsamkeit, man darf sagen, Geitz, hatte der Präsident bisher sich eingeschränkt, nun warf er das Geld mit vollen Händen weg, weil er es mit reichlichen Zinsen wieder zu erhalten hoffte. Ein Fest reihte sich an das andere, und man konnte kaum zu Athem kommen. Alles war verändert in dem Hause, nur Horst blieb sich immer gleich. Nur wo er nicht anderst konnte, da nahm er Theil an den Festlichkeiten, aber auch dann nur dem Körper nach, denn sein Geist war anderwärts beschäftigt. Er war von jeher kein Freund von Gesellschaften, in denen entweder geschwelgt wird, oder Alles so steif und abgemessen zugeht, daß Kopf und Herz dabey durchaus keine Nahrung finden können. Man betrachtete ihn daher als einen Sonderling, und die Höflinge, welche nicht begreifen konnten, wie man an ihrem Umgange keinen Geschmack finden könne, witzelten manchmal über ihn; doch nur hinter seinem Rücken, das versteht sich, denn dem Manne, der jedem so fest ins Angesicht zu blicken im Stande war, so etwas offen zu sagen, das getraute sich Niemand.

Er hatte es kaum einigemal mit angesehen, wie sich Alles in den Zirkeln um Amalien her drängte, als er in sei-

nem Herzen auch schon überzeugt war, daß diese Menschen nach Plan handelten, und wenn er einmal so weit war, daß er Absichten vermuthete, so war es ihm auch ein Leichtes, sie zu entdecken. Er hatte einen so sichern und ruhigen Blick, daß er jede noch so gut gewählte Maske durchschaute, und die Fäden der noch so fein gewebten Intrigue fand. Er beobachtete das Wogen der Menschen, die Amalien umlagerten, und sah bald, daß Neid, Eifersucht, Schadenfreude, und das Verlangen sie in Verhältnisse zu drängen, die ihrem Ruf auf irgend eine Weise schädlich werden konnten, die Weiber zu ihr heran trieb. Auch Männer fand er, welche nach diesen Gründen handelten, und von den Uebrigen verrieth ihr hasenfüßiges Betragen, und ihre verliebten Tändeleien zu deutlich die Absichten ihres Herzens, als daß man darüber hätte im Zweifel stehen können. Der Fürst gab sich zu wenig Mühe, seine Liebe zu Amalien zu verbergen, als daß ein halbweg geübtes Auge sie entdecken mußte. Er glaubte überall, wo andere Menschen nur sachte aufzutreten sich getrauen, mit festem Schritte und ohne Erröthen auftreten zu dürfen, denn — — er war ja Fürst. Des Präsidenten zweydeutiges Benehmen gab Horsten am mehrsten zu schaffen, ehe er es enträthseln konnte, endlich aber kam er auch damit zu Stande, und sein Abscheu gegen den Mann, der niedrig genug dachte, sein Weib zur Lockspeise auszuhängen, erstieg den höchsten Grad.

Noch ehe Horst besondern Antheil an Amaliens Schicksal nahm, bangte ihm schon für sie, denn das Wohl jedes Menschen lag ihm am Herzen, und vergehen hätte er oft mögen vor Jammer, wenn er irgend einen in seinen Untergang rennen sah, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, ihn zu retten. Er zweifelte, daß die Präsidentinn un-

ter so vielen Fallstricken sich aufrecht erhalten werde; denn er wußte, wie gefährlich Schmeicheleyen für ein Weib sind, und zitterte für sie, doch bald fieng er an zu hoffen, und von Stunde zu Stunde gewann seine Hoffnung an Kraft und Stärke, als er sah, wie konsequent sie sich betrug. Jubeln hätte er mögen vor Freude, als er bemerkte, wie geschickt sie sich durch die mancherley Weiberintriguen durchwand, und lauten Beyfall ihr zurufen, als er überzeugt wurde, daß sie sich überall weislich zurückzog, und zu keiner gefährlichen Herzensverbindung mit einer dieser glattzüngigen Sirenen sich verleiten ließ. Daß der eckelhafte Weihrauch der Süßlinge am Hofe ihr zur Last wurde, das begriff er nun leicht; denn er fieng an, sie zu schätzen. Er freute sich, wenn er sah, wie sie diese Menschen von sich abzuhalten, und wenn irgend einer unverschämt werden wollte, ihn in die Schranken zurückzuweisen wußte. Daß sie aber auch an den Bewerbungen des Fürsten, der gefährlichsten Prüfung für das Herz eines schwachen Weibes, kein Wohlgefallen fand, das brachte seine Achtung für sie auf den höchsten Grad. Hinsinken hätte er mögen zu ihren Füssen, und ihr sagen, daß er sie verehre. Vernichten hätte er uggen ihren Gatten, den Mann, den so viel weibliche Tugend nicht rührte, und der verstockter Sünder genug war, sie seinem Eigennutze aufopfern zu wollen.

IX.

Länger dauerte es, ehe Amalie Horsten kennen lernte. Ohne in Anschlag zu bringen, daß er überhaupt der Mann nicht war, der sich irgendwo aufdrängte, — — unter dem Schwarme der an Kopf und Herzen verkrüppelten Höflinge zu erscheinen, hätte er sich vollends geschämt, — — so war sie im Anfange zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und von der Neuheit der Sache zu sehr bestürmt, als daß sie

auf etwas auſſer sich hätte aufmerksam seyn können. Als sie aber mehr Festigkeit im Gange, und daher auch mehr Ruhe des Herzens erlangte, fiel ihr der kalte, sich immer gleiche Horst bald auf. Daß es nicht Kälte des Herzens war, davon überzeugte sie sich bald, denn er war ja ihr Hausgenoſſe, und sie hatte Gelegenheit ihn in ruhigen Augenblicken zu beobachten, und über verschiedene Gegenstände sprechen zu hören. Wenn da von irgend einer guten Handlung, oder solchen Gegenständen die Rede war, dann thaute sein Herz auf, und der finstre, wortarme Mann sprach mit einer Wärme, die jeden Zuhörer dahin riß. Je geübter ihr Auge wurde, um desto richtiger beurtheilte sie Horsten. Es war ihr Manches von seiner frühern Lebensgeschichte, und auch die Ursachen bekannt geworden, warum der Präsident ihn nicht mehr leiden mochte, und von allen Geschäften ihn ausschloß. Sie hätte nicht Amalie seyn müssen, wenn dieses nicht ihre Theilnahme hätte rege machen sollen. Sie bedauerte ihn, und ihre Achtung für den guten, verkannten Menschen wuchs mit jedem Tage.

Wenn man einmal so weit gekommen ist, sich gegenseitig hoch zu achten, so findet sich die nähere Bekanntschaft bald. Wenn Amalie von dem ewigen Wirwarre des Hoflebens betäubt zuHause kam, so war nichts so sehr im Stande, sie wieder aufzuheitern und mit ihrem Schicksale auszusöhnen, als eine geistvolle Unterhaltung mit Horsten. Wenn Horst den ganzen Tag über mit seinem Verhängnisse gegrollt hatte, und verstimmt war für sich und Andere, so kehrte die Ruhe bald wieder in sein Herz, wenn er in einer traulichenStunde seinen Kummer in Amaliens Busen ausschütten konnte. Sie lasen manches gut gewählte Buch zusammen, und theilten sich ihre Bemerkungen darüber mit. Horst machte Amalien auf Manches aufmerksam, was ih-

rem in der Menschenkenntniß weniger geübten Auge entgangen war, und Amalie milderte durch ihren sanften Geist Horstens trüben Ernst, und seine oft bittere Laune. Die zärtlichste Freundschaft zog sich allmählig um ihre Herzen, und von der Freundschaft, das ist bekannt, ist nur noch ein Schritt, — — ein kleiner Schritt, bis zu der Liebe.

Bald war auch dieser Schritt gethan, doch ohne daß es die Liebenden wußten, ohnedaß sie sich je darüber erklärten. Es würde sie zurückgeschreckt haben, wenn sie es gewußt hätten, daß das, was sie für bloße Freundschaft hielten, Liebe — heisse Liebe sey. Amalie, obwohl sie den Präsidenten nie geliebt hatte, nie lieben konnte, würde sich doch nie entschlossen haben, in ihren Verhältnissen ihr Herz an einen andern Mann zu verschenken, und Horst dachte zu edel, das Weib eines Andern, obwohl er ein Bösewicht war, zu verführen.

X.

Dem Fürsten fiel Amaliens sittsames und eingezogenes Betragen sehr zur Last. Das Feuer der Liebe, oder vielmehr der Sinnlichkeit, brannte hoch in seinem Herzen, und er sehnte sich nach der Erreichung seiner Plane. Alles hatte er schon versucht, Amalien zu rühren. Alle Stufen eines Liebhabers, vom stillen schmachtenden Girren an bis zur lästigen, an Unverschämtheit gränzenden Zudringlichkeit, hatte er bey ihr durchwandert, ohne seinem Ziele näher zu kommen. Amalie blieb sich immer gleich. Ehrfurchtsvoll, aber voll des Bewußtseyns ihrer Würde. So lange sie nur konnte, that sie als verstünde sie des Fürsten Absichten nicht, als er sie ihr aber zu deutlich ans Herz legte, hüllte sie sich in den ehrwürdigen Schleyer weiblicher Sittsamkeit. Sie wies den zudringlichen Mann mit so vielem

Anstande zurück, daß er es lange nicht wagte, zu gewaltthätigen Maaßregeln zu schreiten. So gewiß ist es, daß auch der ausgemachteste Wüstling Ehrfurcht vor ungeheuchelter weiblicher Tugend hat. Diese ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen die Unverschämtheit der Männer, sicherer als Riegel und Thore.

Die bekannten Kunstgriffe wurden alle angewendet, und nichts blieb unversucht von alle dem, was Menschen, von dem Lehrer der Liebe Ovid an, bis zu dem elendesten Stümper unsrer Zeit, der durch seine Schmierereyen das Gefühl empört, über die große Kunst, weibliche Herzen zu bethören, gesagt haben, allein überall ohne Erfolg. Man versuchte Amaliens Sinne zu berauschen, doch sie war zu sehr auf ihrer Hut. So liebte sie z. B. den Tanz leidenschaftlich, allein nie brachte sie ihr Blut in so starke Wallung, daß es den Meister über ihre Vernunft und Herz hätte spielen können. Geistige Getränke, welche man ihr bey solchen Gelegenheiten aufdringen wollte, trank sie nicht. Schauspiele liebte sie, aber so bald etwas darinn vorkam, das ihre Sinne reitzen und ihre Tugend untergraben sollte, so erklärte sie, daß sie nie wieder dabey erscheinen werde. Bücher waren für ihren Geist und Seele ein: wahres Bedürfniß, und herzlich dankte sie es dem, der ihr ein gutes Buch verschaffte. Gränzenlos war aber ihr Abscheu, als man ihr vorsätzlich Bücher in die Hände spielte, welche der Tugend und Moralität Hohn sprachen, und unter der glänzendsten Aussenseite Gift für Kopf und Herz enthielten. Sie warf sie mit Unwillen von sich, und nahm nie wieder ein Buch aus fremden Händen an. Geschenke machten auf sie keine Wirkung. Sie nahm nie welche an, und wo sie nicht anderst konnte, war ein herzlicher Dank das Einzige, was sich dabey verdienen ließ.

Der Präsident hätte rasend werden mögen über den langsamen Gang einer Sache, an der ihm doch so viel gelegen war. Daß Amalie sich nicht sogleich zum Ziele legen werde, das hatte er erwartet, doch daß sie so viele Umstände machen sollte, das war ihm nie in den Sinn gekommen. Er war gewohnt, die Menschen nach sich zu beurtheilen. Da ihm Geld und Weltglück über Alles ging, und er zu jeder Stunde bereit war, um seinen Zweck zu erreichen, Tugend, Pflicht und Ehrgefühl aufzuopfern, glaubte er, daß jeder Andere eben so zu handeln im Stande sey. Daß man die Tugend höher schätzen könne, als Geld und Gut; daß man, um seinen Pflichten treu zu bleiben, die glänzendsten Vortheile ausschlagen könne; daß man endlich ein gutes — ruhiges Gewissen jedem andern Erdenglücke vorziehen könne, — — davon hatte er keine Vorstellung. Das Weib, so dachte er, rettet immer gerne den Schein, auch wenn sie zu fallen bereit ist, und so wird auch Amalie sich den Rücken erst decken wollen, ehe sie sich ergibt. Für einzelne Fälle mochte er in seinem Urtheile von den Weibern wohl recht haben. Es gibt Viele, welche ungesehen zu jedem Fehltritte bereit sind, sich aber dabey mit gränzenloser Unverschämtheit in den Schleyer der makellosesten Tugend einzuhüllen wissen. Eben diese sind dann die Aergsten in lieblosen Urtheilen über andere Unglückliche, die aus Schwachheit fielen. Im Allgemeinen war aber sein Urtheil unrichtig und ungerecht. Das Gefühl der Sittlichkeit, des Guten und der Tugend, ist dem Weibe in hohem Grade, in höherm noch als dem Manne, angeboren, und es entfernt sich nie davon, wenn es nicht gänzlich ausgeartet ist. Daß dieses bey Amalien der Fall nicht sey, hätte er, wären seine Augen nicht durch ehr- und geldsüchtige Plane geblendet gewesen, sogleich bemerken

müssen. Die Tugend war bey ihr nicht blosser Schein und Spielwerk, sondern der feste Grund, auf dem alle ihre Handlungen ruhten.

Bis itzt hatten der Fürst und der Präsident über Amalie sich noch nicht erklärt. Verstanden hatten sie sich wohl, vom ersten Augenblicke an, aber ihre Gedanken noch nicht durch Worte ausgedrückt. Nun, da die Sache nicht vorwärts gehen wollte, mußte man sich erklären. Der Fürst that es, und der Präsident kam ihm auf halbem Wege entgegen. Er bückte sich in Unterthänigkeit, und versicherte, daß er sich es zur allerhöchsten Gnade rechne, seinem Herrn Alles, — aber auch Alles, was er besitze, aufzuopfern. Gott im Himmel, wie tief erniedrigt das Laster den Menschen? Wie tief muß der Mensch gefallen seyn, um zu solchen Geständnissen sich zu verstehen? Wie hart muß das Herz, wie abgestumpft das Gefühl seyn, um in solchen Fällen nicht vor Schaam und Erröthen zu vergehen? Das war indessen hier der Fall nicht. Der Fürst glaubte durch seine Eingriffe in die Rechten seines Dieners ihm noch grosse Ehre zu erweisen, und dieser schlug das Gewicht, das er dadurch in des Herrn Gunst erhalten; die Vortheile, die er daraus ziehen konnte, höher an, als Tugend und Ehrgefühl. Man kam überein, und entwarf die Plane für die Zukunft. Noch wenige Tage wollte man Amalien zur Besinnung gönnen, und dann durch Gewalt nehmen, was man in Güte nicht erhalten konnte. Ein schönes, entlegenes Lustschloß des Fürsten war dazu bestimmt, der Zeuge der niedrigsten Handlung zu werden. Da sollte das tugendhafte Weib als ein Opfer der Sinnlichkeit und des Eigennutzes fallen.

XI.

Horsts Augen sahen zu helle, und er war ein zu geübter Menschenkenner, als daß er nicht bald hinter den Schleyer

des Geheimnisses hätte blicken sollen. Kaum einige Stunden waren vorüber, seit dem der Fürst mit dem Präsidenten sich verständigt hatte, und er wußte es schon. Er sah es aus allen ihren Bewegungen, aus der Wendung ihres ganzen Benehmens. Auch das blieb ihm nicht lange ein Geheimniß, daß sie beschlossen hatten, Amalien auf dem Lustschlosse ihren Leidenschaften zu opfern. Mit aufmerksamem Auge verfolgte er jeden ihrer Schritte, hütete jede ihrer Vorrichtungen, und hätte vergehen mögen vor Wehmuth. Ein Brief des Fürsten an den Präsidenten, der durch Zufall in seine Hände gerieth, überzeugte ihn, daß die Gefahr dringend, und keine Zeit mehr zu verlieren sey, wenn das unglückliche Weib gerettet werden sollte. Wenn er nur einen Freund gehabt hätte, dem er sich hätte anvertrauen, auf dessen Kraft und Unterstützung er hätte rechnen können; allein er hatte Niemanden, und war sich selbst überlassen. Walldorf, der einzige, den er seines Vertrauens würdig hielt, war ein Greis, dessen Rath wohl gut, aber die Mitwirkung nur unbedeutend seyn konnte. Er war ein vortrefflicher Mann, dieser Walldorf, der in dem Dienste des Vaterlandes grau geworden war. Dem Vater und Großvater des itzigen Fürsten hatte er mit Ehre gedient, und noch itzt segneten die Unterthanen jene Tage. Als aber der junge Herr zu der Regierung kam, wurde Walldorf zur Ruhe gesetzt, weil er zu edel dachte, mit dem Strome zu schwimmen, und es für Pflicht hielt, zu warnen, und als seine Warnungen nicht gehört wurden, seine Stimme mit Nachdruck zu erheben. Diese Dreistigkeit war eine Sünde in den Augen des Fürsten, der noch nachsichtsvoll zu handeln glaubte, wenn er den eigensinnigen Alten ohne weitere Strafe zur Ruhe setzte. Es geschah, und das Land trauerte. Sturm kam an seine Stelle, der sich

zu schmiegen wußte, wie man es verlangte, und dabey sein Schäfchen im Trocknen schor.

Dieser Walldorf war Horstens einziger Freund, und auch das nur im Verborgnen, denn der Greis hatte ihm selbst gerathen, ihre Verbindung vor den Augen der Welt nicht merken zu lassen. Es könne dem jungen Manne nur schaden, meinte er, aber nie nutzen, wenn es bekannt würde, daß sie sich kannten. Im Stillen unterstützte er ihn aber mit trefflichem Rathe, und Horst hatte den größten Theil seiner gemeinnützigen Kenntnisse diesem Unterrichte zu danken. Zu ihm eilte er, und schüttete den Kummer in seinen Busen aus. Er machte ihn mit den teuflischen Planen bekannt, die zu Amaliens Untergang entworfen waren, und glaubte, seine Verwunderung den höchsten Grad erreichen zu sehen; allein er irrte sich. Walldorf lächelte, als er des Jünglings Hitze sah; aber es war ein Lächeln, durch das die Wehmuth wie die Sonne durch den Nebel blickte. Was dein Inneres so sehr empört, sagte er zu Horsten, das ist eine alltägliche, schon oft geschehene Sache. Ich bin es gewohnt zu sehen, daß das Laster siege, und die Tugend durch hundert künstlich gelegte Schlingen zum Fallen gebracht werde. Ich weine über das Verderbniß der Menschen, aber mich ereifern darüber, das kann ich nicht mehr. Was bist du gesonnen, in der Sache zu thun?

Horst entwarf ihm hundert Plane, wovon einer immer rascher war, als der andere. Walldorf verwarf sie alle, und rieth seinem jungen Freunde Behutsamkeit und Ruhe. Gut, sagte er endlich, als er sah, daß Horst sich nicht mehr mäßigen konnte, und feierlich betheuerte, daß er sein Leben zur Rettung der Unschuld aufopfern wolle. Gut, handle wie es dir gut dünkt. Daß du nicht un-

edel handeln wirst, dafür bürgt mir dein Herz. Ich will indessen für dich wachen, und du sollst es mir in der Folge danken. Er hat Wort gehalten, der edle Greis, denn ohne ihn war Horst und Amalie verloren.

XII.

Horst eilte zu Amalien, und theilte ihr seine gemachten Entdeckungen, und den Brief des Fürsten mit. Bis itzt hatte er niemals offen mit ihr von diesen Verhältnissen gesprochen, weil er es für unedel hielt, sich von dieser Seite in ihr Vertrauen einzuschleichen. Er hatte sie seit ihrem ersten Erscheinen beobachtet, und gesehen, daß sie Selbstständigkeit genug hatte, sich gegen das Andringen der Männer, selbst des Fürsten, fest zu halten. Nur entfernte Winke gab er ihr zuweilen, die sie begierig auffing, und zu ihrem Beßten benutzte. Nun war aber die Gefahr dringend, und Horst glaubte sich dadurch berechtigt, gerade zu gehen, und die geheime Wunde ihres Herzens berühren zu dürfen.

Man denke sich das Erstaunen des guten Weibes, als sie das, was sie gern vor sich selbst verborgen gehalten hätte, vor den Augen ihres Freundes enthüllt sah! Man denke sich ihren Schrecken, als sie sah, wie niederträchtig man gegen sie handlen wollte! Schon manche Thräne hatte ihr die Zudringlichkeit des Fürsten gekostet, aber immer tröstete sie sich noch mit der Hoffnung, daß es ihr wie bisher auch in der Folge gelingen werde, durch Anstand und Würde ihn in die Schranken zurück zu drängen. Nun wurde sie von dem Gegentheile überzeugt. Gewaltsame Mittel wollte man also anwenden, um sie in das Laster einzuweihen. Ihr Blut stockte vor Entsetzen bey diesem Gedanken, denn bis itzt hatte sie noch keine Vorstel-

lung von einem so hohen Grade des Verderbnisses gehabt; als sie aber erfuhr, daß ihr eigener Gatte der Unterhändler in der Sache war, und sie dem Verführer in die Arme liefern wollte, da fiel ihr aller Muth und Verzweiflung trat an seine Stelle.

Es kostete Horsten viele Mühe, Amalien wieder einige Fassung einzusprechen. Er zeigte ihr die Möglichkeit der Rettung, und schwur, sein Leben für sie aufzuopfern. Gerührt sank die Bedrängte in des Freundes Arm, und in dieser heiligen Stunde war es, daß ihre Herzen sich ewig an einander anschlossen. Nicht daß sie sich über die Art ihrer Gefühle erklärt hätten. Nein, das Wort Liebe kam nicht über ihre Zunge, und alle die zärtlichen Ergiessungen ihrer gerührten Herzen gingen noch auf Rechnung der Freundschaft; allein, jedes von ihnen las nun deutlich, was in seinem Innern vorging, und sah, daß das, was sie bis itzt für Freundschaft gehalten hatten, die heissteste Liebe war.

Man überlegte nun, was in der Sache zu thun sey. Bis auf den kritischen Zeitpunkt zu warten, fanden die Freunde nicht gerathen, denn wie leicht könnten Umstände dann alle getroffenen Vorkehrungen zur Rettung vereiteln? Was vermochte der einzige Horst an einem Orte, wo hundert Arme zum Dienste des Fürsten bereit standen? List also und Flucht war das einzige mögliche Rettungsmittel. Bey ihrem Gatten länger zu bleiben, war Amalien nun ohne dem nicht mehr möglich. Sie hatte ihn zwar nie geliebt, und ihre Verbindung mit ihm war, wie wir oben hörten, die Folge des Zwanges und der Ueberraschung; allein bis itzt hatte sie ihn doch als ihren Gatten betrachtet, und mit gewissenhafter Treue die Pflichten eines rechtlichen Weibes gegen ihn erfüllt. Nun waren die

Bande zerrissen, die sie an ihn ketteten, und sie fand sich berechtigt, von ihm sich zu trennen. In einem benachbarten Lande lebte eine Verwandtinn ihrer Mutter. Zu dieser wollte sie eilen. Zwar kannte sie sie nur aus einigen Briefen, und von keiner vortheilhaften Seite, denn sie war geizig und böse; allein lieber wollte sie sich in ihre Arme werfen, lieber durch ihrer Hände Arbeit den Unterhalt sich verdienen, als noch länger bey einem Manne bleiben, den sie verabscheute, und der schändlich genug dachte, sie aus Geiz an einen andern zu verkuppeln.

Horst übernahm es, alle Anstalten zur Reise zu machen, und erbot sich, Amalie zu begleiten; allein sie lehnte sein Anerbieten ab. Sie wollte keinen Schritt thun, der ihrem Rufe nachtheilig seyn könnte, und fand es unschicklich, auch in der drohendsten Gefahr sich einem Manne anzuvertrauen, für den ihr Herz ohne dem so laut sprach.

XIII.

Wenn irgend etwas den Stolz des Menschen zu demüthigen im Stande ist, so ist es dieses, daß eine Kleinigkeit oft die mühsam entworfnen Plane vereitelt; und eine unbedeutende Sache die mit der größten Anstrengung aufgeführten Gebäude über den Haufen wirft. Wie ganz anders verhält es sich mit den Einrichtungen der ewigen Natur? Da geht alles seinen ihm angewiesenen Gang, und wird Jahrtausende noch ungehindert seine Bahn wandeln. Nichts ist im Stande, die einmal festgesetzte Ordnung zu verrücken, und selbst die anscheinenden Unordnungen gehören mit zu dem Ganzen der reinsten Harmonie. Einen neuen Beweis, wie leicht menschliche Plane vereitelt werden, lieferte Horst. Er hatte zu Amaliens Rettung die besten Anstalten getroffen. Ein guter mit raschen Pferden bespannter Wagen stand bereit, und sie konnte über der na-

hen Gränze und in Sicherheit seyn, ehe nur ihre Flucht bemerkt wurde. Alle Hindernisse schienen gehoben zu seyn, und doch mißglückte die ganze Sache, weil eine Kleinigkeit im Wege stand.

Es war an dem Abend eines schwülen Sommertages in dem an des Präsidenten Wohnung anstossenden Garten, daß Horst Amalien mit dem schwarzen Plane des Fürsten bekannt machte. Da war es, wo sie die Flucht als das einzige Mittel zur Rettung verabredeten. Sie glaubten sich sicher, allein der Verräther war in der Nähe. Julie von K*** war ein schönes Mädchen, so gefällig aber ihre Aussenseite war, eben so schwarz und verdorben war ihre Seele. Das Feuer der Lüsternheit brannte in ihrem Herzen, und sie lechzte nach einem Freunde, der den Brand löschen sollte. Zu bedauern und zu bemitleiden wäre sie gewesen, aber nicht zu verachten ob ihrer Schwachheit, wenn sie nicht Bosheit und Tücke des Herzens damit verbunden hätte. Sie, die so gern eine Bachantinn geworden wäre, wenn sich Gelegenheit dazu gefunden hätte, hüllte sich in den Schleyer einer Vestalinn, und zog unbarmherzig über jede noch so geringe Schwachheit ihrer Schwestern los. Sie drängte sich unter dem Scheine der Freundschaft in die Geheimnisse derselben, und hatte dann ihre grösste Freude daran, zur Verrätherinn zu werden. Auf solche Weise hatte sie schon den Frieden manches Hauses zertrümmert, und manche ihrer Schwestern unglücklich gemacht. Jeder, der sie kannte, floh sie. Eine ungebundene Ehrsucht und Begierde auf Kosten anderer zu steigen, verband sie mit ihren übrigen Fehlern, und um ihren Zweck zu erreichen, würde sie sich zu der schwärzesten Handlung verstanden haben. Auch zu Amalien hatte sich diese Schlange hingedrängt, und unter dem Scheine

des herzlichsten Wohlwollens sich in ihr Vertrauen einzuschleichen gesucht, allein es glückte ihr nicht. Amalie hatte es sich zur Regel gemacht, in keine Herzensverbindung mit irgend einem Weibe sich einzulassen, und war über dieses noch durch Horsten vor Julien gewarnt worden. So sehr sich indessen Amalie zurückzog, eben so sehr drängte Julie, die durch keine Hindernisse sich abschrecken ließ, sich heran, und kam sehr oft zum Besuche.

Auch heute war sie da gewesen, ohne Amalien zu Hause zu treffen. Sie wollte ihre Zurückkunft abwarten, und gieng indessen nach dem Garten. Eben wollte sie nach dem Hause zurückkehren, als sie Amalien an Horstens Arme, und im eifrigen Gespräche begriffen, daher kommen sah. Sie ging nach einer Laube, und ungesehen schlich sich Julie in die daran stossende, um sie zu belauschen. Hier war es, wo sie ein Zeuge ihrer Unterredung war, und von der verabredeten Flucht der Präsidentinn benachrichtet wurde. Wie freute sich die schwarze Seele, als sie das Mittel in ihren Händen sah, das Weib, auf das sie schon lang mit Neid herabgeblickt hatte, zu verderben, und zugleich Horsten ins Unglück zu stürzen, dem sie, weil er ihren Reizen nicht huldigen wollte, den bittersten Haß geschworen hatte? Wenig fehlte, daß sie sich in der Freude ihres Herzens verrathen hätte, doch hielt sie sich noch, und eilte dann, als Amalie sich mit Horsten entfernt hatte, zu ihrem Verderben davon. Noch einen Grund hatte sie, warum ihre Freude über diese Entdeckung keine Gränzen kannte. Schon lange hatte sie allen ihren Reizen aufgeboten, das Herz des Fürsten zu ihrem Vortheile zu rühren, ohne daß es ihr geglückt wäre. Itzt hoffte sie sich ihm wichtig

zu machen, und den schönsten ihrer Wünsche vielleicht zu erreichen.

XIV.

Wer beschreibt des Fürsten Wuth und des Präsidenten Schrecken, als sie die Nachricht von Amaliens Vorsatze zu entfliehen erhielten? Der Fürst war es nicht gewohnt, einen seiner Lieblingswünsche vereitelt zu sehen, und verfolgte mit Grausamkeit, welche sonst seinem Herzen fremd war, Jeden, der ihm bey solch einer Gelegenheit in den Weg zu treten den Muth hatte. Er wollte auch sogleich itzt dem Verräther, wie er Horsten nannte, seine ganze Rache fühlen lassen, allein der Präsident hielt ihn zurück. Er hatte sich vom ersten Schrecken erholt, während des Fürstens Zorn empor loderte, und war nun schon wieder im Stande, als ein geübter Hofmann jeden Vorfall, auch den unangenehmen, zu seinem Vortheile zu benutzen. Es war ihm erwünscht, auf diese Weise von Horsten sich zu entledigen. Ob der junge Mann für seine ganze Lebenszeit dadurch unglücklich gemacht wurde, darnach fragte er nicht. Er hatte sich seiner angenommen, weil er ihn zu seinen Absichten gebrauchen zu können glaubte. So bald er sich in seiner Erwartung getäuscht sah, so war er ihm zur Last, und itzt, da er ihm in dem liebsten seiner Plane in den Weg trat, verhaßt geworden. Er beschloß, ihn aufzuopfern, und über ihn weg noch höher in der Gunst zu steigen.

„Allerdings, gnädigster Herr, sagte er zu dem Fürsten, verdient Horst die schärfste Ahndung, und ich versuche es nicht, ihn zu vertheidigen. Mein Herz blutet zwar, denn er ist meiner Schwester Sohn; allein meine Anhänglichkeit an den Fürsten, der mit seinem Zutrauen mich beehret, ist stärker noch, als die Stimme des Bluts

und der Verwandtschaft. Er soll gestraft werden, der Nichtswürdige; allein ich glaube, daß man mit Vorsicht dabey zu Werke gehen müsse. Verzeihen Sie die Dreistigkeit, mit der ich meine Meynung sage; allein sie haben mir einmal das Recht dazu eingeräumt, und ich sehe dieses als den schönsten Lohn meiner Treue an. Mein Rath ist, Horsten auf der That zu ergreifen, damit er keine Entschuldigung für sein Vergehen finde, und zur Strafe ganz reif werde. Kann man der Aussage eines Mädchens, die dabey vielleicht nicht die besten Absichten zum Grunde hat, gänzlich trauen? Besser ist es, man wartet, bis Horst alle Anstalten zur Reise getroffen hat, und die Sache der Ausführung nahe ist. Da wir davon benachrichtigt sind, so laufen wir keine Gefahr dabey, und man kann jeden seiner Schritte hüten. Dann gnädigster Herr, wenn er auf der That ergriffen wird, überlasse ich ihn Ihrer Willkühr. Was aber meine Gattinn betrifft, so ist dieses das sicherste Mittel, sie unbedingt in Ihre Arme zu führen. Von der Ueberraschung betäubt; von dem Schrecken geängstigt, wird sie sich glücklich schätzen, bey Ihnen Schutz und Verzeihung zu finden."

So sprach der Präsident. Wer verachtet nicht den Mann, der sich zu solchen Niederträchtigkeiten herabläßt, um seine Absichten zu erreichen? Seine Worte fanden indessen Eingang in des Fürsten Herz. Er liebte Amalien wirklich, das ist auf seine Weise, und, wenn er nur zu ihrem Besitze kam, so war ihm alles Uebrige gleichgültig. Dem Präsidenten wurde die Einrichtung der ganzen Sache überlassen. Horstens Schritte wurden bewacht. In dem Augenblicke, da er Amalien entführen wollte, sollte er von der Wache ergriffen, und nach der Festung als Gefangner abgeführt werden. Auf diese Weise wurde

der Präsident des lästigen Menschen auf immer los. Seine Gattinn sollte die Angst in des Fürsten Arme führen, und dadurch der schönste seiner Wünsche erfüllt werden.

XV.

Endlich kam der Tag, nach dem sich alle diese Menschen, aber jeder, aus andern Gründen, so sehr sehnten. Amalie hoffte dem fürchterlichen Drucke, unter Menschen leben zu müssen, die sie verachten mußte, und die ihre Tugend mit boshafter Schadenfreude zertrümmern wollten! zu entfliehen. Horst frohlockte, daß er dem edlen Weibe einen so wesentlichen Dienst erweisen konnte. Er that es für die Tugend, und aus Pflicht der Freundschaft; im Hintergrunde seines Herzens aber stand die Liebe, und entwarf die lachendsten Bilder künftiger Hoffnung. Der Präsident erwartete von dieser Stunde sein grösstes Glück. Horst, den er so sehr fürchtete, und der ihm in der Folge noch so schädlich werden konnte, sollte auf immer entfernt werden, und seine Gattinn sollte auf eine Stelle versetzt werden, von der aus sie alles zu thun vermochte. Daß sie mit Gewalt, und wider ihren Willen dahin gezogen wurde, das kümmerte ihn nicht. War nur der Schritt einmal gethan, meinte er, so würde das Uebrige sich geben. Der Ungeduldigste von allen war der Fürst, und das ist sehr natürlich, den er war verliebt.

Schon fieng der Tag sich zu neigen an, und Horst machte sich auf den Weg, um noch einmal nach allem zu sehen, was zur Reise nöthig war. Bis itzt hatten ihm die Lauscher des Präsidenten auf jeden Schritt gefolgt, nun aber zogen sie sich zurück, weil der entscheidende Augenblick nahte, und sie ihn zu sehr verwickelt glaubten, als daß er ihnen auf irgend eine Weise entgehen könnte. Eben kam er in dem entlegensten Theile der Stadt aus

dem Hause des Mannes, der Amalien führen sollte. Er kannte ihn als einen vollkommen ehrlichen Menschen, dem er sich anvertrauen durfte. Alles war bereit, und der Mann hatte versprochen, zur bestimmten Stunde mit dem Wagen sich einzufinden. Mit raschen Schritten gieng er vorwärts, und bog eben um die Ecke, als ihm zwey unbekannte, in Mäntel gehüllte Männer in den Weg traten. Folgen Sie uns, sagte einer derselben zu ihm, oder Sie sind verloren. Wer kann mich zwingen, antwortete Horst, und legte seine Hand an den Degen. Lassen Sie stecken, entgegnete der Unbekannte. Wir sind nicht Ihre Feinde, sondern gesandt, Sie zu retten. Sie sind verloren, wenn Sie noch einen Augenblick zögern. Sorgen Sie nicht für Amalien, die wird in eben dieser Stunde auch gerettet." Hier nahte er sich seinem Ohre, und flüsterte ihm einen Namen zu, bey dessen Anhörung Horst drei Schritte vor Erstaunen zurück sprang. Ich folge, sagte er, indem er des Unbekannten Hand ergriff, und gehe, wohin Sie mich führen.

In dem Hause des Präsidenten herrschte die schauerlichste Stille. Er hatte vorsätzlich seine Leute entfernt, um nicht so viele Zeugen des Auftrittes, der da kommen sollte, zu haben; vorzüglich aber, damit Amalie ungehindert an dem bestimmten Orte sich einfinden konnte. Ihm war bange, daß sie sich durch Furcht vielleicht von dem Schritte zurückhalten lasse, von dem er sich so viele Vortheile versprach. Es war ihm bekannt, daß Horst seine Gattinn an der Thüre des Gartens zu erwarten versprochen habe, um sie dann in Sicherheit zu bringen. Lang ehe die verabredete Stunde geschlagen hatte, war er daher schon an Ort und Stelle, um ja nichts zu versäumen, und auch die Wache stand schon bereit, um Horsten als Gefangenen davon zu führen.

Bleyern schlich Amalien die Zeit dahin. Sie sehnte sich nach dem Augenblicke ihrer Erlösung, und doch zitterte sie vor ihm. Nur noch wenige Minuten waren bis zu der verabredeten Stunde, und schon griff sie nach Hut und Fächer, als die Thüre ihres Zimmers sich öffnete, und ein Unbekannter sich ihr näherte. Der Schrecken lähmte ihre Zunge, und sie war einer Ohnmacht nahe." Ich komme, sagte der Unbekannte, um Sie zu retten. Ein Zufall hat dem Fürsten und Ihrem Gatten Ihr Vorhaben zu entfliehen, verrathen, und alle Wege sind gesperrt, nur der einzige, durch den ich Sie führen will, steht noch offen. Horst ist in Sicherheit gebracht, und ohne mich war er verloren. Vertrauen Sie sich mir an, edle Frau, Sie sind in guten Händen. Nur der Nothfall kann meine Zudringlichkeit entschuldigen. Vielleicht trägt mein Name dazu bey, Sie zu beruhigen, und Ihnen Vertrauen einzuflössen. Ich bin Walldorf, Horstens Freund, und der Freund jeder guten Sache."

Freudig sprang Amalie herbey, als sie Walldorfs Namen hörte. „Ich vertraue mich Ihnen an, sagte sie, und übergebe mein Schicksal in Ihre Hände." Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand, und verschwand aus dem Hause, ohne von Jemandeu bemerkt zu werden.

XVI.

Noch immer harrte der Präsident in seinem Hinterhalte der Kommenden, und konnte nicht begreifen, warum sie so lange weilten. Mehrere Stunden waren schon verflossen, ehe er sich entschliessen konnte, den gut gewählten Platz, von dem aus er den Garten, und alle daran stossenden Strassen übersehen konnte, zu verlassen, endlich mußte es aber doch geschehen, denn Mitternacht war vorüber. Er konnte nicht begreifen, was Amalien abgehalten haben konnte, und eilte nach ihrem Zimmer. Wer beschreibt seinen Schrecken, als er die Zimmer leer, und seine Gattinn nirgends im Hause fand? Auch Horst war nirgends zu finden, und kein Zweifel mehr, daß beide entflohen waren. Niedersinken hätte er mögen vor Entsetzen, als er sich davon überzeugte, denn nun waren alle seine Hoffnungen, alle seine Plane dahin.

Größer noch war des Fürsten Mißvergnügen, wenn es möglich gewesen wäre, als der Präsident keuchend und zitternd ihm diese Bothschaft überbrachte. Schon hatte er sich die lachendsten Gemälde seines Glückes entworfen, und fand sich nun in seiner Hoffnung getäuscht. Die finsterste Laune bemächtigte sich seiner, und der Günstling stand in Gefahr, die durch Jahre erschlichene und theuer erkaufte Gunst seines Herrn mit einemmale zu verlieren. Ein Glück für ihn, daß sich ein anderes reizendes weibliches Geschöpf fand, in dessen Armen der Fürst Amalien wieder vergaß. Man gab sich indessen alle Mühe, Erkundigungen von den Entflohenen einzuziehen, ohne daß man das Mindeste von ihnen erfahren konnte.

Horst war von den Unbekannten glücklich zum Thore hinausgebracht worden, wo schon ein Reisewagen ihrer harrte. Man setzte sich ein, und war bald über der Gränze, und in Sicherheit. Wo ging aber die Reise hin, wird der Leser fragen? Wer war der Freund, der sich Horstens annahm, und ihn aus der drohendsten Gefahr errettete? Prinz Albert war es, der künftige Herrscher des Landes; ein Mann, in dessen Busen das edelste Herz schlug, und der einstweilen jeden Tag mit irgend einer guten Handlung bezeichnete, bis das Glück nach des Fürsten Tode, der keine Kinder hatte, ihn auf eine Stelle versetzen würde, wo er Tausende beglücken konnte. Er lebte im Auslande auf einigen sehr beträchtlichen Gütern, und nahm sich um das itzige Schicksal seines künftigen Landes nichts an, seit dem einige Versuche, welche er gemacht hatte, die drückenden Lasten seiner künftigen Unterthanen zu erleichtern, und das Herz des regierenden Fürsten zum Guten zu lenken, unglücklich abgelaufen waren.

Lebte Albert aber nicht im Lande, so war ihm doch alles bekannt, was da vorging. Er hatte einige vertraute Freunde, an deren Spitze Walldorf stand, die ihm von Allem Nachricht gaben. Jeden Gutdenkenden im Lande kannte er, und hatte daher schon einen bedeutenden Schritt zum voraus, wenn er einst als Herr auftreten sollte. Obwohl er um die öffentlichen Geschäfte

sich weder annehmen konnte, noch durfte, so floß doch schon itzt Manches aus seiner Hand zur Beglückung des Landes. Mancher, der unter seiner Last zu erliegen im Begriffe war, erhielt Unterstützung, ohne daß er wußte, woher die Hülfe kam. Es war genug, daß Walldorf und die übrigen Getreuen Jemanden empfahlen, daß er seiner sich annahm. Auch Horsten kannte er schon lange als einen biedern, edeldenkenden Mann. Er bedauerte seine drückende Lage, und kaum hatte er durch Walldorfen, der, ohne daß es Horst nur ahndete, von seiner gefährlichen Lage unterrichtet wurde, Nachricht erhalten, als er ihm auftrug, denselben, es koste was es wolle, zu retten. Die Unbekannten, welche Horsten in den Weg traten, als er zu Amaliens Rettung eilen wollte, waren Alberts Abgesandte. Sein Name, den sie ihm als Losungswort des Vertrauens nannnten, vermochte so viel über ihn, daß er sich ihnen ganz überließ, und auch über Amaliens Schicksal beruhigt war; denn er wußte, daß Prinz Albert niemals etwas nur zur Hälfte that.

XVII.

Sein Vertrauen wurde durch den Erfolg gerechtfertigt; denn kaum wußte Walldorf Horsten in Sicherheit, als er zu Amaliens Rettung herbey eilte. Er war von allem unterrichtet, und zweifelte keineswegs, daß er, während der Präsident mit seinen Gehülfen im Hinterhalte auf die Entfliehenden lauern würde, unbemerkt zu Amalien gelangen könnte. Sollte ihm sein Vorhaben nicht gelingen, oder sollte Amalie Anstand finden, sich ihm anzuvertrauen, so war er schon mit einer Vollmacht von ihren Verwandten versehen, sie unter rechtlichen Gründen von dem Präsidenten zurück zu fordern, und fest entschlossen, alles zu wagen, um ein tugendhaftes Weib aus der Gewalt des Lasters und der Verführung zu retten. Dieses letzte und unsichere Hülfsmittel war indessen nicht nothwendig. Glücklich kam Walldorf zu Amalien, und sie warf sich vertrauensvoll in seine Arme. Er führte sie in sein Haus, wo Niemand sie vermuthete, und erst als er von aller Entdeckung sicher zu seyn glaubte, führte er sie zu seiner Schwester, die in einem benachbarten Lande als Wittwe lebte.

Hier verlebte Amalie ruhige und vergnügte Tage, und war eben im Begriffe, um Scheidung von dem Präsidenten nachzusuchen, als ein Vorfall sie dieser Mühe überhob. Der Fürst hatte das Unglück, auf der Jagd mit dem Pferde zu stürzen, und lag nach einigen Tagen im Sarge. Mit ihm ging des Präsidenten Glückessonne zu Grabe, und trübe Gewitterwolken stiegen gegen ihn heran. Albert bestieg den fürstlichen Thron. Gerne wäre der Präsident geflohen, denn er ahnte nichts Gutes, allein wo sollte er hin? Der Schlag traf ihn unvorbereitet. Alle seine Gelder hatte er aussen, oder auf Gütern stehen, die er nicht sogleich veräußern konnte, und er war der Mann nicht, der seinen Mammon, für den er Tugend und Rechtschaffenheit aufgeopfert hatte, zurücklassen wollte. Er entschloß sich zu bleiben, und hoffte, wenn es ihm auch nicht gelingen sollte, des Fürsten Augen zu blenden, doch seine Reichthümer zu retten. Daß Albert von allen seinen schwarzen Ungerechtigkeiten so ganz unterrichtet seyn sollte, das erwartete er nicht.

Bald überzeugte er sich indessen, daß er verloren sey, und nun würde er gerne geflohen seyn, wenn es noch möglich gewesen wäre; allein er wurde fest genommen, und die Untersuchung seiner Handlungen nahm den Anfang. Jeder im Lande wurde aufgefodert, seine Klage, wenn er eine hatte, vor die Richter zu bringen. Gott, was kam da für ein Verzeichniß von Ungerechtigkeiten zum Vorschein? Hier klagte eine Wittwe, daß der Präsident ihr und ihren Kindern unter nichtigem Vorwand alles geraubt, und sie an den Bettelstab versetzt habe. Dort trat Einer auf, und bewies, daß dieser ihn um Brod und Ansehen gebracht habe, weil er zu seinen Ungerechtigkeiten nicht schweigen, und zu seinen Erpressungen nicht hülfreiche Hand leisten wollte. Hunderte erhoben ihre Stimme, und jeder wußte eine neue schwarze Handlung von dem Präsidenten zu erzählen, und zu beweisen. Zu dem Allem kam noch, daß er die landesherrlichen Gelder veruntreut, die Kassen geleert, und mit diesem Raube sich bereichert hatte.

Ohne Horsten würde der Präsident für seine Laster auf dem Schaffotte gebüsset haben; denn dahin fiel der Spruch

der Richter, allein der edeldenkende Mann warf sich zu des Fürsten Füssen, und flehte um Gnade für seinen ehemaligen Wohlthäter. Daß er ihn aus eigennützigen Absichten aus dem Dunkel hervorrief, und nachher, als er diese vereitelt sah, ihn so sehr mißhandelte, daran dachte er nicht mehr. Albert, der Horsten schätzte, und ihm eine nicht unwichtige Stelle im Staate übertragen hatte, gewährte seine Bitte. Der Präsident wurde in so fern begnadigt, daß er am Leben blieb; allein alle seine Güter; sein ganzes Vermögen ging dahin, zum Ersatze dessen, um was er den Staat, und die Unterthanen betrogen hatte. Von Amalien wurde er getrennt, aller seiner Würden entsetzt, und auf sein ganzes Leben, doch unter anständiger Behandlung, nach einer Festung abgeführt.

XVIII.

Monate waren schon verflossen, ohne daß Horst und Amalie sich wieder sahen. Sie lebte noch immer bey Walldorfs Schwester, uud er war so sehr beschäftigt, daß er kaum einige ruhige Augenblicke finden konnte, an die Freundinn seines Herzens zu denken. Albert wurde mit jedem Tage zufriedener mit ihm, und beschloß endlich ihn, durch die angenehmste Ueberraschung für seine bisherige Aufopferung zu belohnen. Unter dem Vorwande einer Geschäftsreise führte er ihn zu ihr, und die Freunde fielen sich voll Entzücken in die Arme. Noch immer war das Geständniß ihrer Liebe nicht über ihre Lippen gekommen, allein Albert verstand die Sprache ihres Herzens. Lächelnd legte er ihre Hände zusammen; ein Priester stand in der Nähe, und sie sahen sich verbunden, ehe sie nur zur Besinnung kommen konnten. Ihr Leben war das glücklichste, das je unter dem Monde von Sterblichen geführet wurde. Amalie ward die Mutter von einem Häufchen munterer Kinder, und Horst liebte sie im Herbste seines Alters noch eben so zärtlich, als er sie im Frühlinge desselben geliebt hatte. Nach Walldorfs Tode erstieg er den höchsten Grad in des Fürsten Vertrauen, doch ohne erklärter Günstling desselben zu seyn; denn Albert schätzte jeden rechtschaffenen Diener nach seinen Verdiensten, ohne irgend Einen vorzugsweise zum Liebling zu machen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Anton,

Erzählungen für Herz und Geist

Passau 1822
P.o.germ. 960 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115154-7